Gemälde
des
griechischen Archipelagus.

Von

Friedrich Murhard.

Zweiter Band.

Berlin,
in der Vossischen Buchhandlung,
1808.

Inhalt
des
zweiten Bandes.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Männer. — Unterschied zwischen den Griechen von Szio und denen in anderen Gegenden der Levante. — Große Vorzüge derselben. — Ihr Geist, ihre Lebhaftigkeit, ihre Geselligkeit. — Sprichwörter und Beinamen. — Etwas über die häusliche Einrichtung — Genügsamkeit und Einfachheit in der Beköstigung. — Gewöhnliche Gerichte eines morgenländischen Küchenzettels. — Solide Gastfreundschaft. — Mangel an Erziehung und Unterricht. Seite 3.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Szioten, die gebildetsten der Neu-Griechen. — Ursachen dieses Phänomens. — Europäische Bücher. — Vollkommene Geistesfreiheit in der Türkei. — Gründe, warum sie hier zugelassen wird. — Ursachen der geringen Anzahl von Schriftstellern unter den Neu-Griechen. — Keine Belohnungen, kein Honorar, keine Druckereien und Verleger. — Gelehrsamkeit der Geistlichen. — Schädliche Vorurtheile. S. 22.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Das Neu- und Alt-Griechische. — Schwierigkeiten der Erlernung des Hellenischen. — Unterschied zwischen der Bücher- und Volkssprache bei den alten Griechen. — Fremde Wörter im neugriechischen Dialekt. — Wohlklang desselben, insonderheit im Munde der Szioten. — Tendenz, die

neuere Sprache der alten anzunähern. — Sprache der Vornehmen und Gebildeten im Gegensatz der lingua vulgaris. — Originalität der griechischen Nation wegen ihrer besondern Sprache und Religion. — Mangel an Hülfsmitteln, um in der Gelehrsamkeit Fortschritte zu machen. — Keine Bibliotheken, keine Zeitungen, keine Publizität. — Schöne Literatur der Griechen. S. 39.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Einfluß der Religion auf die Geistesbildung. — Aberglauben und Fanatismus. — Verfolgungen der Katholiken. — Differenzen und Vorwürfe, welche die Griechen und Lateiner einander machen. — Religiöser Mechanismus und Mangel an wahrer Religiosität. — Strenge Ausübung der Pflichten bei den Geistlichen. — Zeremonieen und Feste. — Unfruchtbarkeit dieser Art Religion zu treiben für die Moralität. S. 57.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Etwas zur Apologie der Szioten. — Vermeidung aller Ausschweifungen. — Reinheit der Sitten. — Vergleichung der Neu- und Alt-Griechen. — Ein Bild von dem Manne in diesen Gegenden. — Jugend und Alter. — Körperliche Reinlichkeit und Sauberkeit in der Kleidung. — Keine schmutzige Bettler in Szio's Straßen. — Geschmack und Liebe zu den Künsten. — Ursachen ihres Verfalls. — Vorwurf der Unbeständigkeit und Treulosigkeit. S. 73.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Tageszeiten in Szio. — Spaziergang durch die Stadt. — Physiognomie des Ganzen. — Die Frühmesse. — Versammlung um die Brunnen. — Badehäuser. — Die Siesta. — Die Szioten vor den Thüren und Häusern. — Einladungen an die Vorübergehenden und Fremden. — Der Handel, der von den Schönen mit ihren Arbeiten getrieben wird. — Vorzüge und Wohlfeilheit derselben. — Gastfreundliche Behandlung. S. 93.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die Sonn- und Festtage. — Die Nachmittagsstunden. — Die Sziotinnen auf den Spazierplätzen. — Mancherlei Grup-

ren und Szenen. — Zuvorkommendes Wesen der Schönen gegen die Fremden. — Ihr Betragen gegen die Türken. — Der Abend und die Ständchen. — Sittsame Tugenden der Insulaner. — Unterschied zwischen den Sitten der Europäer und Griechen in dieser Hinsicht. — Einfluß des asiatischen Muhamedanismus auf die Moralität der letztern. S. 115.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Das Ende des Abends. — Abendlicher Gesellschaftszirkel. — Geselliger Ton. — Unterschied desselben vom europäischen. — Gleichheit und Freiheit in der Sozietät. — Etwas vom Adel unter den Griechen. — Sziotischer Adel. — Der europäische Adel im Gegensatz. — Bestandtheile der Gesellschaften. — Details. — Mangel an so vielem, was man in der großen Welt bei uns findet. — Parallelen. — Allgemeiner Hang zur Geselligkeit, und allgemeine Befriedigung desselben. — Keine nächtlichen Schwärmereien, wie in Europa. S. 132.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Fabriken und Manufakturen in Szio. — Die Kunst, die Seide zu färben. — Die verschiedenen Farbestoffe. — Handel mit den Frauenzimmer-Arbeiten. — Der Seidenbau bei den Szioten. — Wieder ein Beweis von der Macht des Vorurtheils. — Zu wünschende Verbesserungen. — Die Seidenstoffe und baumwollenen Zeuge aus Szio. — Vollkommenheit der morgenländischen Fabrikate bei aller Unvollkommenheit der Einrichtungen. — Ursachen, warum man nicht auf eine noch größere Vervollkommnung denkt. S. 150.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Ein Spazierritt nach dem Innern der Insel. — Sonderbarer Aufzug der Reisegesellschaft. — Art von Stumpfsinn bei den Türken. — Der griechische Bouffon. — Unterschied der Beredtsamkeit kälterer und wärmerer Länder. — Erfreulicher Anblick von Szio's Landschaften. — Starker Anbau des Eilands. — System der künstlichen Bewässerung. — Die Maulthiere des Orients und Occidents. — Charakter der morgenländischen Wälder. — Einige Bei-

träge zur Flora von Szio. — Etwas zur Naturgeschichte der Schildkröten. — Ankunft bei'm Kloster Neamoni. S. 165.

Dreißigstes Kapitel.

Gegend und örtliche Verhältnisse bei Neamoni. — Abgeschiedene Lage und Einsamkeit dieses Klosters. — Fleiß und Arbeitsamkeit der Kaluger — Anbau der Umgebungen. — Reichthum und Einkünfte des Instituts. — Das Leben der Mönche hier. — Ihre Anzahl und die Vortheile, die sie genießen. — Die Zisterne. — Die Klosterkirche. — Merkwürdigkeiten in und an derselben. — Die sehenswürdigen Mosaikgemälde. — Die Reliquieen der Heiligen. S. 183.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Menge der Vögel bei'm Kloster Neamoni. — Epochen der Ankunft der Zugvögel. — Ornithologische Fragmente von Szio. — Die Raubvögel. Die Adler- und Geierarten. — Anekdoten von der Furchtbarkeit dieser Raubthiere. — Die Falken. — Die Sperber. — Ihr Nutzen bei den Heuschreckenplagen. — Der Bußar. — Die Wannenweihe. — Der Hühnergeier. — Die Habichte. — Die Sumpfweihe. — Die Neuntödter. S, 205.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Fortsetzung der sziotischen Vögelgallerie. — Die Rothspechte. — Der Schwarzspecht. — Der Kukkuk oder Turteltaubenführer. — Mythe von ihm. — Redensarten und Gewohnheiten, wozu dieser Vogel Veranlassung gegeben hat. — Verschiedenartige Lebensart der Kukkuke im Okzident und im Orient. — Ihre Wanderungen in Gesellschaft anderer Vögel. — Natürliche Erklärung dieses Phänomens. — Der Drehhals, und mythologische Dichtungen von ihm. — Der Immenwolf oder Melis-orphi. — Die Wiedehopfe ohne widrigen Geruch in Griechenland. S, 223.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Außerordentliche Menge der Rebhühner in diesen Gegenden. — Data zum Beweise des Reichthums von Szio an diesem

Wild. — Zahme Rebhühner in ganzen Heerden. — Ihre Gelehrigkeit, ihr Gehorsam, ihre Anhänglichkeit an ihre Herren. Schwierigkeit ihrer Jagd. — Mythologische Sage. — Die gemeinen Lerchen. Die Kalandra-Lerche. — Die Wachteln. — Die Amseln. — Die Grünfinken. — Die Buchfinken. — Die Distelfinken. — Die Drosseln. — Die Misteldrosseln. — Die Krammetsvögel. — Die Feigendrosseln. — Die Troglodyten. — Die Meisen. — Die Weißschwänze. — Die Schnepfen. S. 237.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Die Nachtigallen. — Unterschied ihrer Lebensart bei uns und im Archipelagus. — Geschichte ihrer Wanderungen. — Mangel an Nachtigallgesängen in Szio. — Die Grasemücken. — Der Mönch. — Die Potamida. — Die Rothkehlchen oder Yanni. — Die graue Ammer. — Die Goldammer oder der Sykophagos. — Die Bachstelzen. — Die Kibitze. — Die Zaunkönige. — Der chevalier aux pieds rouges. — Die Schwalben. — Die Kraniche. — Die Reiher. — Die Störche. — Die Hänflinge. — Die Sperlinge. S. 253.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Der Häher. — Die Staare. — Die Dohlen. — Die Nebelkrähen. — Die Mantelkrähen. — Die Raben. — Der Phönikopteros. — Anekdoten von diesem Vogel. — Schwäne. — Mangel an zahmen Gänsen. — Ursachen der Vernachläßigung der Gänsezucht in Szio. — Wilde Gänse und Enten. — Tauben. Die Holztaube. Die Turteltaube. — Fasanen und Auerhähne. — Zughühner. —

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Die Klostergärten bei Neamoni. — Die vornehmsten Gartengewächse und Bäume in Szio. — Der Rosenstock und die Rosenzeit. — Die Brustbeerbäume und die Zypressen. — Der Birn- und Apfelbaum. — Die Feigen und der Feigenbau. — Die Dornkirschbäume und der gemeine Kirschbaum. — Pfirsichen und Aprikosen. — Lorbeerbäume und Zitronenstämme. — Granaten. — Salbei und magenstärkendes Zuckerwerk. — Oel- und Mandelnbau. — Die Zi-

stenrosen und das Ladanum. — Maulbeerbäume und Orangen. — Besuch der Klosterbibliothek in Neamoni. — Unwissenheit der griechischen Kaluger. — S. 286.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Anekdote aus dem vorletzten Türkenkriege. — Schicksale und Abentheuer einer russischen Familie in Szio. — Verfolgung aller Russen auf der Insel. — Flucht nach Neamoni. — Landung der Russen unter Orlow. — Sturm auf dem Meere. — Schiffbruch und Sklaverei unter den Türken. — Rettung durch eine russische Fregatte. S. 312.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Die Ebene Livadia. — Der Berg Epos. — Szio, der Geburtsort Homer's. — Beweise und Meinungen der Gelehrten. — Beschreibung des Denkmahls aus dem Alterthume, Homer's Schule genannt. — Schöne Gegend und Aussicht. — Merkwürdige Quelle am Fuße des homerischen Felsens. — Vorurtheile und übertriebene Meinung der Griechen und Türken von diesem Wasser. — Reminiszenzen bei'm Abschiede von diesen Gefilden. S. 345.

Gemälde

des

griechischen Archipelagus.

Zweiter Band.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Männer. — Unterschied zwischen den Griechen von Szio und denen in anderen Gegenden der Levante — Große Vorzüge derselben. — Ihr Geist, ihre Lebhaftigkeit, ihre Geselligkeit. — Sprichwörter und Beinamen. — Etwas über die häusliche Einrichtung — Genügsamkeit und Einfachheit in der Beköstigung. — Gewöhnliche Gerichte eines morgenlandischen Küchenzettels. — Solide Gastfreundschaft. — Mangel an Erziehung und Unterricht.

Wir haben in einem ganzen Kapitel viel zur Apologie der schönern Hälfte der Bewohner von Szio gesagt — lassen Sie uns nun das gegenwärtige einer Charakteristik der Männer widmen. Auch da ist viel Rühmliches zu erzählen; doch auch die bösen Seiten wollen wir nicht verschweigen.

Viele Reisende stimmen darin überein, daß sie keinen Ort in der ganzen Levante kennen, wo man sich mit mehr Vergnügen aufhält, als an diesem. Was will man auch mehr in der Fremde: gastfreundschaftlich überall empfangen, sieht man sich hier mit einer Höflichkeit und Gefälligkeit aufgenommen, die wohl in der ganzen Welt ihres

Gleichen suchen. Die Annehmlichkeiten des Orients scheinen sich hier mit denen des Okzidents zu verschwistern, und während man durch so viele Umgebungen an das Morgenland erinnert wird, kommt es einem nicht selten vor, als weile man in einem unserer Abendländer.

Nach diesem Eilande wende der Philosoph seine Blicke, wenn er Forschungen anstellen will, über den Einfluß der Gesetze und der Freiheit auf den Geist, die Sitten, den Charakter und die Industrie des Menschen. Die Griechen in Szio und ihre Brüder an andern Orten der Levante — welch' ein Unterschied! Wie viele Kontraste! — Nichts kann auffallender seyn. Und doch leben beide unter Einem Himmel, auf dem nämlichen Boden, dennoch haben beide eine und dieselbe Religion.

Ueberall, wo wir bisher den Griechen sahen, erblickten wir ihn unter dem härtesten Druck eines asiatischen Despotismus. Das schrecklichste, alle edlen Geisteskräfte lähmende Joch drückte ihn darnieder, und er erschien in der Regel unwissend, furchtsam, abergläubisch, betrügerisch, ungefällig, träge und arm, ausgenommen etwa in Konstantinopel und andern Haupt- und Handelsstädten. Einen kleinen Meeresarm haben wir durchschifft, und dünken uns in eine andere Region versetzt.

In Szio genießt er eines Schattens der Freiheit unter osmanischer Herrschaft — und schon das macht ihn zum ganz andern Menschen. In Szio hat er eine Menge Vorrechte, in deren Besitz er selten gestört wird — und er dünkt sich glücklich, wenigstens glücklicher als alle seine andern Landsleute. Nun ist er voll Gefälligkeit und Höflichkeit, nun giebt er auch Proben von Edelsinn und Rechtschaffenheit, nun bekommt auch sein Geist einen neuen Schwung, nun stellt er sich als kühn, unternehmend, unterrichtet und — reich dar. Eine Metamorphose scheint mit ihm vorgegangen zu seyn. Furchtlos blickt er hier die Muselmänner an, vor denen er an andern Orten zittert. Verschwunden ist bei ihm in vielen Fällen jener fanatische Religionshaß, jene Bigotterie, die kein Verbrechen verhindert und das Herz oft so menschenfeindlich macht; jene Mischung von Stolz und knechtischer Demuth und Erniedrigung, die als ein Hauptzug im Charakter der Griechen in Konstantinopel und einem großen Theile der Levante so auffallend ist, ist hier nicht mehr vorhanden. Der Argwohn, den die beständige Furcht einflößt, ist entflohen, und mit ihm jenes unruhige Wesen, das unaufhörliche Sorgen erzeugt haben und ohne Unterlaß nähren, jene Zurückhaltung, jenes Miß-

trauen gegen jedermann, das traurig die Noth gebietet. Ungezwungen und offen kann man hier reden und handeln, und ungequält durch die Menge der Befürchtungen möglicher Ereignisse seine Tage frei im traulichen Familienkreise zubringen.

Die Szioten sind vielleicht die geistreichsten unter allen Griechen, so wie sie ohne Widerspruch die höflichsten und gefälligsten sind. Dies giebt allein schon dem Aufenthalt auf dieser Insel so viele Reize, die man an andern Orten der Levante vergeblich sucht.

Milde Gegenden sind oft Bilder ihrer Bewohner,
Und das Wonnegefild', es drückt sich im Menschengemüth ein.
Glückliches Land! wo der Mensch im Einklang' mit der Natur lebt!

Und hier kann er es so ganz und vollkommen; hier ist kein harter Druck habsüchtiger Türken, hier ist die Regierung so mild wie das Klima, und die Thätigkeit hat freien Spielraum. Ja wohl sollte man mit Recht unter einem reinen Himmel, in einer gesunden, gemäßigten und mit den köstlichsten Gerüchen durchwürzten Luft und auf einem Erdreich, das die Natur mit Blumen und einem ewig grünenden Frühling schmückt, das dabei von

allem, was darin gepflanzt wird, die reichsten Erndten liefert, bei dem Menschen überall nur freundliche, gefällige Sitten und Sanftmuth des Charakters erwarten. Aber die Tyrannei vergiftet sein Herz fast in allen Ländern des schönen Türkenreichs, und wie kann da der Baum der Humanität gedeihen? Im ganzen Archipelagus sieht man zwar die Urformen jenes Charakters durchschimmern; aber auf keiner Insel kann er so vollkommen sich entwickeln wie in Szio.

Dazu kommt nun noch die griechische Lebhaftigkeit, die griechische Aufgewecktheit und Fröhlichkeit. Dadurch erhalten die geselligen Freuden doppelte, dreifache Reize, dadurch hat der Umgang mit diesen Menschen so viel Annehmlichkeit, darum fühlt der Fremde sich auf einmal so wohl auf diesem Eilande. Munterkeit und Lustigkeit liegen im Nazionaltemperament der Griechen, und hart muß der Druck seyn, wo sie sich nicht äußern können; ein natürlicher Verstand, eine schnelle Fassungsgabe kommt ihnen, wie allen Südvölkern, gleichfalls zu. Aber ich habe nie Menschen gefunden, die ohne Bildung und besondere Kultur so angenehm zu unterhalten, so viele Proben ihrer Geistesfähigkeiten zu geben verstanden hätten, als Szio's Bewohner.

Der muntere, immer zum Scherzen und Epigrammatisiren aufgelegte Kopf zeigt sich in allen Stücken. Immer regnet es Einfälle und Witzspiele, immer giebt's etwas zu lachen. Aber nimmer scherzt und spaßt man, um zu beleidigen, nimmer artet die frohe Laune in groben, aufreizenden Spott aus. Friedlich scheidet man stets von einander, und niemals wird die Satyre zum Pasquill.

Wie will es da kommen, daß man bei so viel Lebhaftigkeit und Lustigkeit nicht auch häufig zur Ausgelassenheit übergeht! Daher mag das Sprichwort gekommen seyn: „es ist eben so selten, ein grünes Pferd zu finden als einen weisen Szioten." Aber außer diesen Stunden der ungezwungensten, fröhlichen Hingebung thut man dadurch den geistvollen Insulanern gewiß Unrecht. Immerhin mag es Personen genug hier geben, die manchmal ausschweifend werden in den Zirkeln froher Geselligkeit. C'est tout comme chez nous! Allein die Mehrzahl der hiesigen Mannspersonen weiß richtigen und überschauenden Verstand mit dem lieblichsten und schönsten Frohsinn zu verbinden.

Man hat auch wohl die Szioten die Gaskogner der Levante genannt. In der That, urtheilt einer der neuesten Reisenden, könnten diese den Fremden nicht mehr Schönes von den Ufern

der Garonne sagen, als jene von ihrem Vaterlande, das sie fior di Levante nennen. Die Zantioten machen ihnen zwar, des Reimes wegen, diesen Namen streitig: „Zante, fior di Levante;" dieser Reim kann aber auch nur von Italiänern herrühren, da die Neugriechen die Insel Zakytho (Zakynthos) nennen.

Die häusliche Einrichtung und Lebensweise dieser Eiländer ist freilich von der in den nördlichen Ländern sehr verschieden. Theils muß dies die politische Lage, theils das mildere Klima bewirken, das die Zahl der Lebensbedürfnisse um so vieles verringert. Der schöne Himmel, die warme Luft gestatten fast das ganze Jahr hindurch den Aufenthalt im Freien. Darum haben die Wohnungen des Erdgeschosses, welche den Handwerkern zu Werkstätten dienen, oft keine Fenster; darum können so viele Arbeiten hier auf offener Straße verrichtet werden, die bei uns nur im Innern der Häuser vorgenommen werden; darum gewöhnt man sich hier, mehr die freie Natur als Mauern und Wände, wie seine eigentliche Wohnstätte zu betrachten.

Selten ist unter diesem Breitengrade eine herbe Winterkälte, und auch dann, wenn sie sich von Zeit zu Zeit einstellen sollte, erreicht sie noch seltener

den Gefrierpunkt. Alle Anstalten, mit welchen man sich im Norden wider die Kälte zu schützen sucht, fallen darum von selbst weg. Selbst in den Wintermonaten vergehen kaum ein paar Tage, worin man nicht die freie Natur genießen und unter der ewigen, unvergänglichen Decke des Himmelsgewölbes zubringen könnte. Der Südländer muß darum seine künstlichen Wohnungen eben so als Schutzwehr gegen die Hitze ansehen, wie sie der Nordländer fast nur als eine solche gegen den Frost betrachtet.

Nach diesem Grundsatz muß man über die Bauart und innere häusliche Einrichtung verschiedener Himmelsstriche sein Urtheil fällen, wenn man ihre Zweckmäßigkeit untersuchen will. Eine sehr bequeme Wohnung im Norden würde aufhören es im Orient zu seyn, und so umgekehrt. Der Architekt muß in jedem Lande auf so viele besondere Nebenumstände Rücksicht nehmen, daß gar kein Plan zu einem Gebäude für alle Klimate denkbar ist.

Bei dem Aeußern sowohl als bei den innern Anordnungen sieht man vor allen Dingen darauf, daß die Hauptzwecke, die beabsichtigt werden, so viel als möglich erreicht werden. Schönheit und Geschmack kommen nachher erst in Betrachtung. Der Orientale scheint sein Zimmer lediglich als

einen Ort anzusehen, der ihm dazu dienen kann, ungestört sein Leben zu genießen und der Ruhe zu pflegen. Hierauf zwecken alle seine Einrichtungen ab, hiernach müssen und können sie auch nur beurtheilt werden.

Der Türke, der ganz Morgenländer ist, begnügt sich darum gern, selbst wenn er von Stande ist, mit Einem Zimmer; höchstens hat er ein zweites für seinen Domestiken. Manchmal muß auch wohl der Diener alle Abende sich sein aus wenigen Stücken bestehendes Bettlager auf der Erde neben dem Divan machen, und so die Nacht mit seinem Herrn in einem Gemach zubringen. Das Hauptmöbel in diesem einzigen Zimmer und ebenfalls fast das einzige ist der Divan, wenn man eine oft an den Wänden befestigte, breite, schwere Bank ein Möbel nennen kann. Eigentlich und nach den Begriffen, die wir mit diesem Worte verbinden, kann diese Benennung nicht einmal statt finden; denn die Divansbänke werden zugleich mit den Zimmern vermiethet und verkauft, gehören also immer zum Hause. Auf diese Weise hat also der in ein Haus einziehende Muselmann nichts anders mit einzuführen, als einige Matratzen und Decken, einiges Küchengeräth und einen Kasten, worin sich die Kleidungsstücke befinden. Das nenne ich mir doch

eine einfache Bagage. Könnte ein Offizier bei uns im Felde weniger haben?

Der Grieche ist zwar durch seine Beherrscher nach und nach so ziemlich auch zum Morgenländer gestempelt worden; aber es klebt ihm doch immer dabei viel Europäisches an. Er steht zwischen dem Orientalen und Okzidentalen in der Mitte, und bildet eine Art von Uebergang. Darum ist seine häusliche Einrichtung schon weit weniger einfach als die des Osmanen, wenn dieser auch gleich von höherem Stande ist. In Szio strebt man nun vollends, sich in dieser Hinsicht zu frankisiren, besonders bei den Vornehmen und Reichen. Die Haushaltung des gemeinen Griechen möchte indessen auch hier von der des gemeinen Türken eben nicht verschieden seyn, die Lampe etwa ausgenommen, die im Gemach des erstern vor dem Heiligenbilde brennt.

„Wärme stärkt, Kälte schwächt," sagen die Brownianer: einen neuen Beweis zu dieser Lehre geben die Morgenländer. Je wärmer das Land, desto weniger Stärkungs- und Nahrungsmittel bedarf der Körper; je kälter es hingegen ist, desto mehr muß er zu sich nehmen, um sich Kräfte zu geben. Der Morgenländer verzehrt nicht die Hälfte dessen, was der Bewohner des Nordens gierig er-

hascht. Die Luft stärkt ihn, seine Kräfte bleiben ungeschwächt, die Nahrung fliegt zum Theil durch die Atmosphäre seinem Körper zu. Könnte diese ihn ganz ernähren, so wäre hier das wahre Schlaraffenland. Doch was mache ich so viele Worte? Lehrt denn nicht auch uns schon die Erfahrung, daß wir im Sommer weit weniger essen können als im Winter! —

Höchst genügsam und einfach ist darum der szlotische Grieche auch in seiner Bekôstigung. Aber dafür verdient er nicht einmal gelobt zu werden; denn das Klima selbst hält ihn zur Mäßigkeit an. Der Nahrungsstoff wird ja hier fast von selbst dem Organismus zugeführt, und wo der Appetit wenig heischt, sind auch die Forderungen des Magens gering. Kein Laster wird außerdem im heißern Erdstrich stärker von der Natur selbst bestraft, als Unmäßigkeit im Essen und Trinken; darum hütet sich jeder, dem seine Gesundheit lieb ist, vor Ausschweifungen dieser Art.

Ueberdies fordert hier keine schwere Arbeit vom Menschen einen besondern Aufwand seiner Kräfte. Die meisten der Beschäftigungen stehen in der schönsten Harmonie mit der Milde und Lieblichkeit des Klima's, und leicht ist die Erde zu bebauen, aber reichlich lohnt der Boden stets die Thätigkeit des

Landmannes. Ein Grieche auf Szio, und ein niedersächsischer oder westphälischer Bauer, — welch' ein Unterschied! Mit dem, was für den ganzen Tag zum Unterhalte des erstern hinreicht, dürfte dieser oft kaum sein Frühstück bestreiten können. Dafür hat er aber auch bis zur Frühstückszeit schon mehr arbeiten müssen, als der Grieche den ganzen Tag hindurch zu thun braucht.

Auch bei den Mahlzeiten der Vornehmen herrscht morgenländische Frugalität. Bei großen festlichen Gastereien ist zwar die Zahl der Gerichte und Aufsätze sehr ansehnlich, häufig ansehnlicher als bei den Tafeln unsrer Großen, (oft füllen nach und nach 30 bis 40 Schüsseln die Speisetische); aber das Raffinement in der Kochkunst, wenn sie auch für gekünstelt gelten kann, ist bei weitem nicht so groß wie in Europa, und wenn die Speisen auch durch das viele zugethane Gewürz bisweilen nur zu pikant sind, so sind es doch desto weniger mannichmal die Saucen und Brühen. In der Bereitung von diesen stehen die Morgenländer weit hinter den Abendländern, und so nahrhaft darum auch ihre Gerichte seyn mögen, so sind sie doch nicht immer eben so schmackhaft für den europäischen Gaumen. Es gehört Gewohnheit dazu, um sie vortrefflich zu finden.

Es scheint einem, als kämen die vielen Sachen, die man aufzutragen pflegt, in der Zubereitung fast alle auf eins hinaus, und man mag gar nicht einmal nach einer Schüssel greifen, weil man immer denkt, den nämlichen Geschmack wieder zu finden, den man schon zehnmal gehabt hat. Es fehlt sehr die große Varietät in den Gerichten, die immer von neuem zum Genuß antreibt, und die Eßlust reizt, wie bei unsern Reichen, und die morgenländische Kochkunst hat zu enge Gränzen, zu wenig Methoden, um in der Zubereitung große Mannigfaltigkeit anzubringen. Wirklich der Artikel: Türkei würde in einer Geschichte der Gourmandise einer der kürzesten seyn.

Manche der Gerichte, die man auf den Tafeln der Griechen so wie der Türken antrifft, sind gewiß so alt, als die Monarchien des Orients, und so unveränderlich stets geblieben, wie der Charakter der Orientalen. Dahin gehören besonders die Reisspeisen, die unter allen obenan stehen. Der Pilav ist eine uralte Speise des asiatischen Menschengeschlechts, und wenn auch bisweilen die Art der Zubereitung künstlicher geworden ist, so ist die Sache an sich doch stets dieselbe geblieben. Eben so häufig wie dies Reisgericht wird das Lammfleisch genossen, das bei den alten Persern gewiß schon eben

so stark im Gebrauch war, als bei den heutigen Türken und Griechen. Es ist in der Regel das einzige Fleischgericht der Levantiner, und kommt darum in gar verschiedenen Gestalten vor. Wer wollte übrigens wol das Alterthum der Braten mir abläugnen?

Pfeffer, Safran, Muskaten, Zimmet und Zucker werden stark von den morgenländischen Köchen bei den Speisen angewandt, aber die Gewürze dürften auch hier unentbehrlich seyn, da das gekochte Oel immer doch schwer zu verdauen ist, und die Speisen allezeit sehr fett sind. Fische, Krebse und Austern kommen für gewöhnlich nicht auf die Tafeln der Griechen; desto mehr aber werden sie in den vielen Fastentagen genossen, und eben darum verspart man sie auf diese. Bei den Speisewirthen findet man übrigens immer nur Einerlei ohne Abwechselung; Pariser Restaurateurs mit halben Ellen langen Speisezetteln fehlen in der Levante.

Im ganzen Orient bedarf es nur eines kleinen Empfehlungsbriefes oder einer geringen Bekanntschaft, um mit Höflichkeit und Wohlwollen empfangen, und mit Freundschaft in ein Haus aufgenommen zu werden. Die Gastfreiheit, wie sie zu Abrahams Zeiten obwaltete, hat diese Gegenden noch nicht verlassen. Eben so ist es auch in Szio.

Aber

Aber der lieberale Sinn der Einwohner gibt hier dieser schönen Sitte des Morgenlandes besondere Reize. In welcher Verlegenheit würde nicht übrigens der Fremde in diesen Ländern auf Reisen seyn, wenn es nicht so wäre? Gast- und Wirthschaftshäuser, wie in Europa, sind da nicht zu finden, und türkische Hane, in welche man einkehren könnte, sind auch nicht aller Orten. Er könnte in die Lage kommen, mitten in Städten auf offener Straße oder unter freiem Himmel zubringen zu müssen. Denn mit Gelde läßt sich in einem solchen Falle hier nicht immer alles ausrichten.

Doch die Levante ist das wahre Reich der soliden Gastfreundschaft. Die Pflichten der Hospitalität gehen hier über Alles. Man wird sogleich als ein integrirender Theil der Familie betrachtet, und nimmt an allen Lustbarkeiten und Vergnügungen des Hauses Theil. Man beeifert sich, dem Gaste auf alle mögliche Weise seinen Aufenthalt recht angenehm zu machen, und keine Kosten werden in dieser Rücksicht gespart. Hätte auch selbst ein Türke einen Fremden in sein Haus aufgenommen, und er erführe nachher, daß er sein erbittertster heimlicher Feind sey: er würde und dürfte sich nicht an ihn vergreifen. Heilig sind die Sitten des Herkommens.

Von der Erziehung darf man freilich auch in Szio nicht viel erwarten. Aber wer weiß nicht, wie wenig selbst in den Ländern, welche in dem Rufe der höchsten Blüthe der Kultur stehen, bis jetzt noch dafür geschieht! Wohlhabende und reiche Griechen haben einen Didaskalos für ihre Söhne im Hause; dieser ist gemeiniglich ein Geistlicher, und nun hängt es von dessen Aufklärung und Geschicklichkeit ab, was seine Eleven lernen. Außer dem Religionsunterricht, Lesen und Schreiben wird bisweilen noch ein wenig Mathematik, Geschichte und Geopraphie gelehrt. Das ist aber auch Alles, was verlangt wird. Der junge Mensch soll ein guter Christ, wie man sich auszudrücken pflegt, d. h. ein treuer Anhänger des griechisch-christlichen Religionsglaubens werden; für wahre intellektuelle Bildung wird selten im mindesten gesorgt. Auch kann in einem Lande und unter einem Volke, wo Alles nur über die Tyrannei und die Bedrückungen der Beherrscher schreiet, gar nicht der Zweck der Erziehung seyn, dem Staate brauchbare und nützliche Bürger dadurch zu schenken. Im Gegentheil wächst der junge Grieche recht eigentlich nur im Hasse gegen die Osmanli auf: was Wunder darum, wenn er ihn in spätern Jahren selbst

bei Gelegenheiten, wo er gar keinen Beruf dazu hat, so oft blicken läßt!

Nach diesen Vorausschickungen kann man schon von selbst abnehmen, wie die Erziehungsanstalten bei den niedern Volksklassen beschaffen seyn mögen. In den Schulen sieht man gemeiniglich am meisten darauf, die Jugend zu dem Mechanismus der äußern Religionsübungen abzurichten; Alles andere ist nur Nebensache. Die meisten griechischen Knaben lernen darum weder Lesen noch Schreiben. Für die Mädchen wird nun vollends gar nicht gesorgt. Gouvernantinnen, die einige Kenntnisse und vorzügliche Bildung besäßen, sind hier nicht zu finden, und Mädchenschulen in den Morgenländern nicht gebräuchlich. Sie können auch da wegen der allgemein herrschenden Sitte, nach welcher das weibliche Geschlecht von früher Jugend an stets in Zurückgezogenheit und Verborgenheit gehalten wird, nicht wohl statt finden. In Szio herrscht in dieser Hinsicht freilich eine Ausnahme; aber auch da bleibt die Erziehung der Töchter des Hauses lediglich der Mutter überlassen. Was man in spätern Jahren von ihnen verlangt, können sie ganz füglich da erlernen: denn der griechische Bräutigam macht nicht so viele Prätensionen an seine Zukünftige, wie häufig der europäische.

Er sieht bei der Wahl der Geliebten, außer ihren natürlichen Reizen, oft auf ganz andere Dinge als dieser. So wachsen Knaben und Mädchen in den meisten Häusern eben so ohne Erziehung auf, wie früher ihre Aeltern aufgewachsen sind.

Die griechische Nation hat keine Universität, keine Akademie, keine der Gelehrsamkeit und höhern wissenschaftlichen Bildung gewidmete hohe Schule, wo der junge Mann seinen empfänglichen Geist mit Kenntnissen der mannigfaltigsten Art füllen und schmücken könnte. Die gelehrten Anstalten des Abendlandes sind zu weit entfernt, und die der Muselmänner zu heterogen für das Studium eines Christen, wenn es diesem auch vergönnt seyn könnte, an denselben Theil zu nehmen. Und was könnt' er auch in ihnen lernen? Den größten Theil des osmanischen Unterrichts macht die Religion und das Studium der arabischen, türkischen und persischen Sprache aus. Wozu nützt das alles einem Griechen, dessen Religionseifer nur immer entbrennen würde, bei Anhörung so vieler Segnungen von Arabien's Propheten. Was in den türkischen Großschulen von Wissenschaften gelehrt wird, trägt wieder in allen Stücken die ganz originelle Farbe des Morgenlandes an sich, und bereichert den Kopf sehr wenig, wie wir an allen Türken sehen.

Dem jungen Griechen kommen also alle die Vortheile nicht zu statten, die unsern Jünglingen zu Theil werden, und so ist er sich selbst fast allein überlassen. Diejenigen, welche sich auf Arzneiwissenschaft legen, besuchen zwar bisweilen die nächsten Universitäten Italiens, besonders die im Venezianischen, ja einige versteigen sich auch sogar wohl bis nach Deutschland, und studiren hauptsächlich in Leipzig; aber die meisten lernen das Wenige, was sie nöthig zu haben glauben, in der Levante, und ersetzen ihre Stümperei durch einen desto größern Charlatanismus. Unter diesen so ungünstigen Umständen ist es wirklich noch zu verwundern, daß viele unter den heutigen Neugriechen noch so viel Bildung haben, als wir nicht selten bei ihnen zu bemerken Gelegenheit finden.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Szioten, die gebildetsten der Neu-Griechen. — Ursachen dieses Phänomens. — Europaische Bücher. — Vollkommene Geistesfreiheit in der Türkei. — Gründe, warum sie hier zugelassen wird. — Ursachen der geringen Anzahl von Schriftstellern unter den Neu-Griechen. — Keine Belohnungen, kein Honorar, keine Druckereien und Verleger. — Gelehrsamkeit der Geistlichen. — Schädliche Vorurtheile.

Die Szioten aber gewinnen hierin — wie alle Reisende zugeben müssen — den Vorrang allen ihren übrigen Landsleuten ab. So wie wir sie im vorigen Kapitel die geistreichsten aller Griechen nannten, so müssen wir sie in diesem auch die gebildetsten nennen. Selbst die von Konstantinopel und Smyrna, die mit den Franken doch am meisten in Berührung kommen, und von denen man daher erwarten sollte, daß diese Verbindung einen sichtbaren ganz vorzüglichen Einfluß auf ihre intellektuelle Kultur haben müsse, stehen hierin hinter ihnen zurück.

Die Ursachen dieses Phänomens werden unsere Leser leicht errathen. Freier athmet der Grieche im Archipel, freier besonders in Szio als in den

türkischen Haupt- und Handelsstädten. Von so vielen Banden, die ihn da niederdrücken und gefesselt halten, losgewunden, bewegt sich hier sein Geist ungezwungener mit der ihm eignen Schnellkraft, und gelangt so zu einer schnellen Entwickelung. Schon das innere Bewußtseyn: „ich bin frei, — freier als Millionen meiner Brüder", vermag so viel bei'm Menschen; das gewahrt der Philosoph unter allen Zonen, im hohen Norden wie im freundlichen Süden. Aber vornehmlich wirkt diese Ueberzeugung auf die Griechen, auf denen in dieser Hinsicht noch so zu sagen der Geist ihrer alten so freiheitsliebenden Vorfahren zu ruhen scheint. Wir bemerken dies in ihren Handelsweisen, in allen ihren Thätigkeitsäußerungen; es offenbart sich uns noch mehr in ihrer Art zu denken und zu empfinden.

Indem sie dadurch mehr auf einer Linie mit den gesittetern Nationen des Occidents zu stehen kommen, wird auch die Annäherung zu diesen leichter. Durch den Umtausch der Ideen wächst im Umgange und häufigen Verkehr mit ihnen die Menge der Kenntnisse. Man erfährt, wie es in den nahen und fernern Ländern Europa's hergeht, die Sitten des Auslandes erscheinen immer weniger fremdartig, man lernt die Vorzüge der Zivilisation

vor dem Zustande der asiatischen Unkultur kennen, man bekommt Achtung gegen die Verdienste der abendländischen Welt um die Wissenschaften und Künste. Der Geist verliert die im Orient so sehr herrschende Einseitigkeit, und indem sich die Begriffe vermehren, nimmt auch der Reichthum der Gedanken zu. Die lebendige Phantasie, die außerordentlich schnelle und leichte Fassungsgabe, der eigne natürliche Verstand ..... Alles trägt dazu bei, bei dem Griechen, der nur ein wenig Gelegenheit gehabt, die Welt kennen zu lernen, eine seltene Evolution des Geistes hervorzurufen.

In Konstantinopel, in Smyrna u. a. O. ist der Verkehr der griechischen Nation mit den Franken zwar nicht gering; aber meistens bezieht er sich lediglich auf den Handel. Verbindungen anderer Art bleiben immer weit seltener, und wenige Europäer möchten seyn, die enge Freundschaftsbündnisse mit Griechen zu schließen Lust und Belieben trügen. Noch ehe der Fremde den Boden der Türkei betritt, wird er überall vor dieser listigen, betrügerischen, treulosen Nation gewarnt, und immer schwebt seinem Gedächtniß dann in der Folge das timeo Danaos ac dona ferentes vor. Was Wunder, wenn er sich vor jeder engern Verbindung scheuet, daß die Schuld Vieler Alle tragen

müssen! Aber wer will es läugnen, daß es auch in den Hauptstädten Griechen giebt, die eine Idee davon haben, daß noch andere Dinge in der Welt sind, die mehr als Geld beglücken. Und sollen denn unter so vielen alle zu Geldwürmern zusammengeschrumpft seyn, die ihre süßesten Lebensfreuden von schmuzigen Münzen abnagen, und nur immer an Seneka's Wort denken: Felix ut mihi videar, non ut aliis.

Wem ist es überdies unbekannt, daß im unaufhörlichen Gewühle großer Städte der Ort eben nicht ist, wo sich die Menschen gegenseitig so viel als möglich einander nähern. Zerstreuungen wechseln da fast nur mit Zerstreuungen ab, und der kalte Egoismus herrscht aller Orten mit seinem Bleiscepter in den Pallästen wie in den Hütten, in den Prunksälen der Reichen wie in den Schlupfwinkeln der Armen. Jeder sorgt da fast nur für sich, bekümmert sich wenig um die andern, und wenn er's thut, doch nur immer so viel, als sein eigenes Interesse es erheischt An kleinern Orten haben die Menschen mehr Berührungspunkte unter einander, der Geselligkeitstrieb macht, daß man sich unter einander aufsucht, und enger werden die Verbindungen dort. Eine Insel ist nun vollends dazu gemacht, daß die Bewohner sich unter einan-

der unentbehrlich werden müssen, und da muß nothwendig die größte wechselseitige Annäherung statt finden. So wie das Land, auf dem man sich befindet, isolirt ist von der ganzen übrigen Erde, würde man sonst selbst isolirt seyn von den Menschen.

In den Hauptstädten ist ferner die Zahl der Muselmänner zu groß in Vergleich mit den übrigen Eingebornen, und da sie die herrschende Nation sind, so richtet sich alles nach ihren Sitten. Selbst die Franken, welche Ehebündnisse mit den Griechen eingehen, nehmen, schneller als man denken sollte, die orientalischen Gewohnheiten an, und mit ihnen auch die Denkart des Landes. Darum sind die Europäer, die sich, entweder in diplomatischen Geschäften oder des Handels und Erwerbs wegen, hier aufhalten, genöthigt, wenn sie nach ihrer Weise ihre Lebensart fortsetzen wollen, sich fast durchaus von den Eingebornen abzusondern, und in abgeschiedenen Zirkeln bloß unter einander den Freuden der Geselligkeit zu huldigen. An kleinern Orten und vollends in einer beschränkten Inselstadt ist das minder möglich. Die Franken können da kein besonderes, ihnen ausschließlich eingeräumtes Quartier bewohnen; sie sind genöthigt, vermischt unter den andern Ein-

wohnern zu leben, und wie könnt' es da an gegenseitigen Annäherungen aller Art fehlen? —

Allein warum mußten sich denn in Szio, und zwar fast allein in Szio, so schöne Sprößlinge einer beginnenden bessern Kultur zeigen; konnten sie nicht an so vielen andern Orten der Levante, bei denen die angeführten Hindernisse nicht Platz finden, eben so gut und schnell sichtbar werden? — Die Antwort ist leicht und kann darum kurz seyn: Nirgends fast, das innere Griechenland und Gegenden ausgenommen, in die sich selten ein Reisender versteigt, ist die Menge der Griechen so überwiegend in Rücksicht auf die Zahl der Türken, während sie selbst einen so zahlreichen Volkshaufen bilden. Nirgends beinahe, außer wo sich Völkchen unabhängig vom Osmanenreiche zu machen gewußt haben, können die Muselmänner weniger gebieten und die eingebohrnen Christen freier leben und umgehen mit den Fremden; denn das letztere verbieten in den Hauptstädten den vornehmern Griechen oft mancherlei Rücksichten. Endlich ist der Handel und die Schifffahrt in dieser Gegend besonders stark, und die Anzahl der anlangenden Fremden stets sehr ansehnlich. Dazu nehme man noch die besondere Geistesfähigkeit der Einwohner, ihre Gewandtheit, ihre schnelle

Fassungskraft, und — man wird Alles erklärbar finden.

In der That bietet keine Stadt der ganzen Levante dem Beobachter eine solche Masse von Instrukzion dar, als Szio. In keiner andern findet man so viele unterrichtete, aufgeklärte Personen voll Mutterwitz und Bon Sens, wie hier. Die Griechen scheinen auf diesem schönen Eilande sich ganz umgewandelt zu haben. Die europäischen Sprachen, besonders italiänisch und französisch, werden häufig erlernt, und man bemerkt nicht selten die rühmliche Tendenz, aus Schriften des Abendlandes Belehrung und Unterricht zu schöpfen. Bei manchen kann man ganze kleine Bibliotheken von europäischen Büchern antreffen, und mehrere noch beschäftigen sich damit, Auszüge aus denselben sich zu verfertigen und sie in die Muttersprache zu übertragen. Venedig und Marseille waren bisher besonders die Orte, aus denen man europäische Literaturwerke zog.

Dennoch können unter den gegenwärtigen Umständen immer nur wenige Einzelne an der Aufklärung der Abendländer Theil nehmen. Die Bücher aus so großer Ferne sind allezeit theuer und schwer zu bekommen, und Buchhändler giebt's hier nicht. Es erfordert immer besondere Gelegenheiten, sich

solche gelehrte Schätze zu verschaffen, und die Kaufleute befassen sich nicht gern mit solchen Aufträgen, da diese Art von Handel doch nur im Kleinen getrieben werden kann: denn natürlich kann der Absatz nicht sehr groß seyn. Manche hiesige Griechen haben Bücher von Freunden und Bekannten erhalten, welche in Wien oder Leipzig studirten und sie von ihren Reisen in Deutschland mitbrachten. Daher stößt man auch wohl bisweilen auf ein deutsches Werk, und seitdem die Engländer ihrem levantischen Verkehr, besonders in den letzten stürmischen Kriegsjahren, worin die Franzosen mit ihren Verbündeten fast völlig davon ausgeschlossen waren, eine größere Verbreitung und Ausdehnung zu verschaffen gewußt haben, auch auf manche englische Bücher. Selbst aus St. Petersburg und Moskwa haben Verschiedene Schriften kommen lassen. Die Anzahl derer, die russisch verstehen, ist nicht gering, und man kann selbst einige finden, denen die holländische, schwedische und dänische Sprache nicht unbekannt ist.

In einem Lande, wo die Griechen, die an wenigen Orten ausgenommen, auf die politische Freiheit so ganz Verzicht leisten müssen, sind der des Geistes keine Schranken gesetzt. In der Türkei giebt es bekanntlich weder Zensur noch Inquisizion.

Keinem einzigen Buche wird der Eintritt in's Reich verwehrt, und auch das allergefährlichste, gegen Muhamed und seine Religion, gegen Alles, was das Interesse der Pforte erheischt, geschriebene Werk kann ohne Gefahr eingeführt werden. Das kommt den Griechen in Szio sehr zu statten; ihre Aufklärung haben sie zum Theil aus Schriften geschöpft, die in Wien nec erga schedam jemand eingehändigt und in Madrid unter die verbotensten gerechnet werden würden.

Warum die Türken bei ihrem übrigen Despotismus diese Art von Freiheit ohne Einschränkung und Ausnahme zulassen — diese Frage werden sich die Leser selbst, nach dem, was sie von dieser Nation wissen, selbst leicht beantworten können. Den Muselmännern sind die Wissenschaften und die Gelehrsamkeit des Occidents durchaus fremd; sie kennen weder ihre Geschichte, noch ihre Fortschritte, noch ihren gegenwärtigen Zustand. Immer sind sie geneigt sich einzubilden, es stehe mit dem Unterricht, mit der literärischen Bildung ungefähr eben so in den europäischen Ländern wie in den asiatischen. So wie sie sich kaum eine andere Regierungsverfassung vorzustellen vermögen als die ihrige, so können sie sich überhaupt keine Begriffe machen von der abendländischen Welt. Selbst die-

jenigen, welche bei Gesandtschaften im Auslande angestellt gewesen sind, oder Reisen in fremde Gegenden gemacht haben, kehren gewöhnlich eben so roh und unwissend in ihre Heimath zurück, wie sie sie verließen. Sie haben keine Empfänglichkeit für Dinge, die ihren Sitten widerstreben, und Alles, was die Farbe des Ausländischen trägt, wird in der Regel von ihnen verabscheuet. Darum können sie Jahre lang in einer europäischen Hauptstadt leben, sie lernen darum die Landessprache doch nicht, belächeln höchstens einige Gewohnheiten, die ihnen gar zu fremdartig erscheinen, bekümmern sich aber sonst um nichts, was um sie her vorgeht. Auch haben sie selbst da wenige Gelegenheit, mit Europäern in Berührung und Verbindung zu kommen: denn die Dragomane, welche stets Griechen sind, verrichten alle Geschäfte mit ihnen, und diesen allein ist Alles überlassen. Die Muselmänner sind bei den Gesandtschaften an christlichen Höfen nur als Figuranten oder Repräsentanten zu betrachten.

So wenig nun ihre Literatur großen allgemeinen Einfluß auf den Geist und die Denkungsart der Nation hat, eben so wenig, denken sie, werd' es auch die unsrige haben. Von den Wohlthaten, welche die Erfindung der Buchdruckerkunst über die

Länder Europa's ausgegossen hat, machen sie keinen Gebrauch, und gesetzt auch, es wären Druckerpressen in Ueberfluß bei ihnen vorhanden — woher sollten die Schriftsteller kommen? Man müßte sich mit dem Abdruck der Werke vergangener Zeiten, besonders aus dem Zeitalter der muselmännischen Literaturepoche, begnügen, und diese würden, wenn sie auch zur allgemeinen Lektüre erhoben werden könnten, doch nur eine sehr einseitige Bildung bewirken können. Der Türke hat darum auch kaum eine Idee davon, wie Druckerei, Bücher und Buchhandel so viel dazu beitragen können, daß die Europäer seiner Nation in allen Stücken so sehr überlegen sind, was er indessen — soweit geht die Verblendung der Unkultur — selbst nicht einmal zugesteht.

Da die Türken die europäischen Bücher weder lesen noch verstehen, so ist es wohl ganz natürlich, daß sie auch nicht wissen, was in ihnen enthalten ist. Denn wer sollt' es ihnen verrathen? — Etwa die Griechen oder Armenier oder Juden? Ach! diese bekümmern sich meistens wenig um die Literatur. Oder die Franken selbst? — Mit diesen haben sie gar wenig Verbindung. Ueberdies läßt es ihr Stolz und die Einbildung von ihrer Macht und unwiderstehlichen Tapferkeit nicht zu, die

Griechen,

Griechen, welche sie immer nur als ihre Sklaven zu betrachten gewohnt sind, in irgend einer Rücksicht zu fürchten. Immerhin mögen sie von den Europäern lernen, was sie wollen, ihr Zustand ist so, daß sie dem Osmanen-Throne nie Schaden thun können, und daß sie in Masse gegen die Muselmänner jemals aufstehen könnten, ist nicht wohl denkbar, da sie im Reiche zu sehr zerstreuet sind und alle militärische Gewalt nur in den Händen der Türken ist. Man pflegt bei dieser Nation überhaupt sein Gemüth nicht durch trübe Vorstellungen für die Zukunft zu beunruhigen, sondern beschäftigt sich lediglich mit dem Genuß der Gegenwart. Darum erwägt man auch nicht einmal den Fall, daß die aufgeklärten Griechen weit geneigter seyn werden, ihre christlichen Glaubensgenossen bei etwanigen Kriegen der Pforte zu unterstützen, indem sie den Druck und Despotismus mehr fühlen und also auch mit größerer Begierde bessere Zeiten für ihre Nation herbeiwünschen, als die unwissenden. Nicht allein aber die Griechen, sondern auch die Türken selbst, könnten sich, wenn sie die Sprachen des Abendlandes verstünden, alle Bücher, von welcher Art und welchem Inhalt sie auch seyn mögen, verschaffen und lesen, ohne daß ihnen von Seiten der Regierung Hindernisse in den Weg gelegt werden dürf-

ten. Es giebt Renegaten, selbst in Konstantinopel, die nicht unbeträchtliche Sammlungen französischer, italiänischer, englischer Werke besitzen, und unter ihnen befinden sich gewiß manche, die in mehrern Reichen des Occidents schwerlich das Bürgerrecht erhalten haben würden. Doch von der Nation der Osmanen hat die Regierung der hohen Pforte am wenigsten zu befürchten, und das weiß sie auch wohl. Wie selten sind die unter ihnen, welche eine europäische Sprache verstehen, und können sie sie auch reden, so können sie sie darum doch nicht lesen. Auch würde die Art, wie unsere Bücher geschrieben sind, den Morgenländern wenig gefallen. Ihr Geschmack ist in diesem Stück ganz verschieden, und sie haben auch eine ganz andere Ansicht der Dinge und der Welt als wir.

Die Griechen, und so auch die in Szio, welche nach wissenschaftlicher Bildung streben und darum unsere Bücher zu Rathe ziehen, treiben dies übrigens bloß aus Liebhaberei und Lernbegierde: denn höchst selten haben sie unter den gegenwärtigen Umständen einen irdischen Nutzen davon zu erwarten. Keine Staatsämter stehen ihnen offen, der Dragomanstellen sind nur einige wenige, die Gelehrten können, und wenn sie auch noch so große Kenntnisse hätten, bei der Regierung auf

keine Weise auf irgend eine Belohnung Rechnung machen, und bei Privatleuten höchstens als Lehrer und Erzieher ihr Unterkommen finden. Auch durch Herausgabe von gelehrten oder belustigenden Werken ist kein Geld hier zu erwerben, und wer ein Buch schreibt, schreibt es lediglich für sich, vielleicht auch wohl für den Zirkel seiner Freunde und Bekannten; alle übrigen erfahren nicht einmal etwas von seiner Existenz. Höchstens kann es dadurch, daß er die Erlaubniß, Abschriften davon zu verfertigen, ertheilt, in mehrere Hände kommen. Wem ist es aber nicht bekannt, daß das zu erwartende Honorar auch bei uns der Hauptsporn zu der großen literärischen Thätigkeit ist, wodurch wir uns so rühmlich auszeichnen.

Auch in Europa ist die Zahl derjenigen Schriftsteller sehr gering, die ganz ohne interessirte Absicht, bloß aus Liebe zu den Wissenschaften oder aus Ruhmbegierde, Bücher herausgeben: denn bei weitem der größte Theil der Gelehrten betrachtet die Schriftstellerei als eine Art von Erwerb, wenn auch häufig — denn schlimm wäre es, wenn dem nicht so wäre — auch andere lobenswerthe Nebenzwecke mit dabei ins Spiel kommen. Wie wenige unserer Schriftsteller befinden sich auch in der Lage, daß sie gratis ihre Muße litterärischen Arbeiten

weihen könnten. In Ländern, wo Schriftstellerei aufhört, Mittel des Erwerbes zu seyn, giebt's auch immer der herauskommenden Bücher nur wenige.

Ehemals z. B. als die literärische Kultur der Italiäner in der vollesten Blüthe stand, wie im sechzehnten Jahrhundert, konnten auch die Gelehrten Italien's auf sichere Belohnung ihrer Verdienste rechnen, damals sah man eine Menge Werke erscheinen, die noch jetzt die Ehre dieses Landes ausmachen. In den letztern Zeiten konnten sich indessen nur wenige italiänische Gelehrte mit der Schriftstellerei befassen; aber es war nicht die Arbeit, es waren die Schwierigkeiten, ihre Arbeiten ins Publikum zu bringen, und die geringe Hoffnung, ein angemessenes Honorar dafür zu bekommen, was sie davon abschreckte. Jeder Autor sah sich genöthigt, entweder sein Buch auf eigene Kosten drucken zu lassen und selbst zu verkaufen, oder sich nach einem bemittelten Mäzen umzusehen, der sich durch regen Eifer für die Wissenschaften, oder durch Eitelkeit für die Ehre der Dedikation bewegen ließ, die Kosten des Druckes darzuschießen. Ein Schriftsteller mußte schon in einem besonders vortheilhaften Rufe stehen, oder die Materie, die er behandelte, ein ganz besonderes In-

teresse haben, um es dahin bringen zu können, daß ein Drucker das Werk auf eigene Kosten unternahm. Noch schlimmer sind noch gegenwärtig die Schriftsteller Spanien's und Portugal's daran.

Aber in der Türkei kann nicht nur die Triebfeder des Gewinns ganz und gar nicht auf den Schriftsteller wirken, sondern es giebt auch gar keine Druckereien daselbst, worin er seine Arbeiten auch für eigene Kosten erscheinen lassen könnte. Zwar könnte er sein Werk nach Wien oder Venedig, oder auch nach Leipzig (in die Breitkopf-Härtelsche Offizin) zum Abdruck senden; aber welche Entfernung, welche Weitläufigkeit, welche Umständlichkeit! Und woher den Kostenaufwand bestreiten: denn einen Verleger würde er nirgends finden? Wären Druckerpressen in der Nähe, vielleicht mancher, der jetzt in der Verborgenheit Schriftsteller ist, würde öffentlich auftreten, vielleicht mancher eitele reiche Grieche ließe sich bewegen, ein Mäzenat anzunehmen, und das nöthige Geld zum Druck zu schenken; aber so!

Doch kann es der Schriftsteller unter den gegenwärtigen Umständen immer nur wenige unter den Griechen geben. Die Geschäfte, deren Betreibung ihnen allein übrig bleibt, sind Handel, Gewerbe und Ackerbau; aber Personen, welche sich

mit diesen Dingen beschäftigen, sind immer wenig aufgelegt oder im Stande, der Gelehrsamkeit so viel Zeit zu widmen, wie Gelehrte von Profession. Diejenigen, welche allein Muße genug dazu haben dürften, sind die Geistlichen; aber diese zeichnen sich gemeiniglich mehr durch Unwissenheit und Bigotterie, als durch gelehrte Kenntnisse aus, und wenn es auch hin und wieder Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe und Archimandriten giebt, die die Wissenschaften lieben, und ihre Unterpfaffen zum Studium derselben antreiben, so ist ihre Zahl doch sehr gering: denn die meisten denken nur darauf, Geld zu sammeln und sich in ihren Aemtern zu bereichern. Da sie noch dazu häufig von sehr niedriger Abkunft sind, früher mit Armuth und Dürftigkeit zu kämpfen hatten, und nur durch Gunst und Kabale sich zu höhern Stellen emporgeschwungen haben, so läßt sich freilich nicht viel von ihrer literärischen Kultur erwarten.

Was aber dem Aufkommen der Wissenschaften unter den Griechen noch besonders im Wege steht — das sind die Vorurtheile und das von den Orientalen ererbte Kleben an dem Alten. So viele bilden sich ein, schon Gelehrte zu seyn, wenn sie nur Hellenisch verstehen und die altgriechischen Schriftsteller lesen können; in ihnen, glauben sie,

sey alle Weisheit enthalten, und die Neuern wären nur eine Art von Nachbetern derselben. Indem sie so mit Stolz auf die Werke ihrer Vorfahren blicken, glauben sie sich zur Geringschätzung der neueuropäischen Literatur berechtigt.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Das Neu- und Alt-Griechische. — Schwierigkeiten der Erlernung des Hellenischen. — Unterschied zwischen der Bücher- und Volkssprache bei den alten Griechen. — Fremde Wörter im neugriechischen Dialekt. — Wohlklang desselben, insonderheit im Munde der Szioten. — Tendenz, die neuere Sprache der alten anzunähern. — Sprache der Vornehmen und Gebildeten im Gegensatz der lingua vulgaris. — Originalität der griechischen Nation wegen ihrer besondern Sprache und Religion. — Mangel an Hülfsmitteln, um in der Gelehrsamkeit Fortschritte zu machen. — Keine Bibliotheken, keine Zeitungen, keine Publizität. — Schöne Literatur der Griechen. —

Bonamy und Andere müssen das Neugriechische gar nicht gekannt haben, wenn sie davon behaupten können, es sey nichts als ein sonderbarer, aus dem Italiänischen, Französischen, Slavonischen, Türkischen und andern Sprachen gemischter Jargon. Kodrika hatte Recht, wenn er in dieser Hinsicht seine Muttersprache vertheidigte. Man braucht

nur einige Zeit in der Levante verweilt zu haben, und an die dort gewöhnliche Aussprache etwas gewöhnt zu seyn: so wird man bald nur zu deutlich erkennen, daß es noch immer Griechisch ist, wenn gleich verändert, was die Nachkommen der Hellenen reden.

Ohne Zweifel ist das jetzige Griechische bei weitem mehr auf das Altgriechische gegründet, als auf irgend eine andere Sprache. Eine Menge Worte haben sich in der ursprünglichen Bedeutung erhalten, selbst die grammatischen Formen sind dieselben geblieben. Die Sprache hat noch die nämliche Biegsamkeit, den nämlichen Wohlklang, und es ist nichts leichter als sie, mit Weglassung der in den neuern Zeiten aus fremden Dialekten entlehnten Ausdrücke und durch Substituirung der alten Worte an ihrer Stelle, so zu reden, daß auch selbst der, der gut Altgriechisch gelernt hat, glauben kann: er höre die ächte Sprache der alten Hellas. Ich weiß das Beispiel eines Engländers, dem dies begegnet ist. Die Sache ist also keine bloße Vermuthung.

Man hat in der neuern Sprache den Gebrauch der vielen Partizipien und schweren Konstruktionen aufgegeben, wodurch in der alten die Redetheile verknüpft wurden, und die wir bei den Schriftstel-

lern des alten Griechenlandes so häufig angewendet finden. Man hat ferner die vielen Tempora als die Aoristi und die zweiten und dritten Futura weggelassen, die freilich wohl sehr geschickt waren, die mannichfaltigen Nüanzen einer Rede auszudrücken, wodurch aber die Sprache selbst weit schwieriger wurde. Endlich ist man beflissen gewesen, sich auf weit weniger grammatische Formen einzuschränken, als bei den Alten gewöhnlich war, wodurch das Ganze der Sprache einfacher geworden ist.

Alles dieses macht, daß das Neugriechische weit leichter und schneller zu erlernen ist als das Hellenische, welches von den Eingebohrnen selbst wegen der verwickelten Konstruktionen und des Reichthums an Worten und Wortbildungen für sehr schwer, ja schwerer als manche europäische lebende Sprache gehalten wird. Oft haben mir Schüler sowohl als Erwachsene geklagt, mit wie vielen Schwierigkeiten die Erlernung des Altgriechischen verknüpft sey, und behauptet, das Italiänische oder Französische sey Spielwerk dagegen. Ich habe dies lange nicht begreifen können, da doch ihre Muttersprache so viel Analogie damit hat; aber ich glaube endlich den Grund davon gefunden zu haben. Die Neugriechen lernen überhaupt sel-

ten eine andere Sprache als das Hellenische nach einem grammatischen System; was sie vom Französischen, Italiänischen wissen, haben sie meistens durch den häufigen Umgang mit Franken erlernt; fast nie haben sie, die in den Hauptstädten ausgenommen, Gelegenheit gehabt, in diesen Sprachen bei ordentlichen Meistern, nach den Regeln des Syntax, Unterricht zu erhalten. So lernen sie dieselben gleichsam spielend, ohne besondere Mühe und Anstrengung, nach und nach unvermerkt, da sie hingegen das Hellenische von früher Jugend an mit aller grammatikalischen Präzision und Weitläufigkeit sich zu eigen machen müssen. Natürlich müssen also jene ihnen als sehr leicht in Vergleichung mit diesem vorkommen, und sie sind darum fast gar nicht im Stande, beide einander gegenüber zu stellen. Man weiß, wie schwer unserer Jugend das Latein wird, und wie leicht sie dagegen lebende Sprachen sprechen lernt; eben dies findet in Ansehung des Altgriechischen bei den neugriechischen Jünglingen statt. Ueberdies findet bei den in Griechenland gebräuchlichen Lehrmethoden des letzteren außerordentlich viel Pedanterie statt. Die Lehrer befleißigen sich, ihren Schülern die Sprache mit möglichster Gründlichkeit beizubringen, und sie denken diesen Zweck dadurch zu errei-

chen, daß sie alles, auch das unbedeutendste aufs umständlichste erörtern, wodurch sie oft die ausdaurendste Geduld bei den lebhaften Knaben ermüden müssen. Auch fangen die Kinder vielleicht zu frühe an, sich mit diesem Studium abzugeben, eben so wie die unsrigen mit dem des Lateins: denn die frühen Jahre der Jugend taugen durchaus nicht, meiner Meinung nach, zur Erlernung so trockener Gegenstände, wie todte Sprachen sind. Wir sehen täglich die Knaben zehn und mehrere Jahre die lateinische Sprache bis zum Ueberdruß treiben, und nach Verlauf derselben doch nicht soviel davon wissen, als einer, der sie, etwas mehr erwachsen, zwei Jahre studirt hat.

Diejenigen, welche über die große Ausartung der griechischen Sprache im Munde der Neuhellenen Klage führen, bedenken nicht, daß es gar nicht ausgemacht, ja, wie mir scheint, sehr unwahrscheinlich ist, daß die Büchersprache bei den Altgriechen auch vollkommen mit dem Dialekt des gemeinen Volks einerlei gewesen sey. Wir bemerken dies fast nirgends: warum sollte das alte Griechenland allein eine Ausnahme gemacht haben? Die Sprache der Gelehrten ist jederzeit die der gebildetesten Klasse der Nation, und diese unterscheidet sich immer in mannigfaltiger Hinsicht von der

des Pöbels. Die erstere übertrifft die andere allezeit bei weitem an Feinheiten des Ausdrucks, an der Menge der Nüanzirungen; sie hat künstlichere Konstruktionen als diese, sie weiß die Redetheile geschickter an einander zu ketten und zu verbinden. Die letztere begnügt sich, die Gegenstände so einfach, wie es der Genius der Sprache zuläßt, durch Worte auszudrücken; sie sieht dabei weder auf Eleganz noch Zierlichkeit der Wortstellung, sondern auf Kürze und Deutlichkeit des Ausdrucks.

Ueberlegt man dies reiflich, so dürfte sich als Resultat ergeben, daß die so zierliche Sprache, die wir bei den Schriftstellern des alten Griechenlandes vorfinden, wenig für einen gemeinen Volkshaufen, wie z. B. den Pöbel von Athen, Korinth, Szio u. d. m. passend seyn konnte. Der Dialekt, den dieser redete, war ohne Zweifel ohne vielen Schmuck der Rede simpel und wenig wortreich, mit einem Worte so, wie wir ihn noch gegenwärtig bei den Neugriechen antreffen. So dürft' es am Ende nicht nur höchst wahrscheinlich, sondern sogar zu einem hohen Grad von Evidenz gebracht werden können, daß die alte Volkssprache der Hella's noch nicht völlig verloren gegangen und ausgestorben sey, sondern vielmehr noch jetzt im Munde der Neugriechen fortlebe. Nur die

Sprache der Gebildeten, der Gelehrten des alten Griechenlandes findet sich in dem neuern nicht mehr; sie konnte nur in einem Zeitalter der Kultur und Literatur Platz finden, und ist auch mit diesem untergegangen.

Zwar hat die alte Sprache dieses Erdtheils durch die Völker, welche sich in das morgenländische Kaiserthum theilten, mannigfache Veränderungen erlitten; aber darum ist die daraus entstandene neue doch nicht dergestalt vom Urdialekt abgewichen, wie das bei den Töchtern der lateinischen Sprache, dem Italiänischen, Französischen, Spanischen, Portugiesischen, in Ansehung dieser der Fall gewesen ist. Es war wohl im Laufe der Dinge, daß die Besiegten von den Siegern nicht bloß Gesetze, Sitten und Gebräuche, sondern auch nach und nach neue Sprachformen annahmen; auch machte der Handel und Verkehr mit den Türken, Italiänern, Russen auf den griechischen Inseln die Aufnahme einer Menge fremder Ausdrücke nothwendig; aber nichtsdestoweniger konnte doch die Sprache selbst gänzlich entarten.

Türkischen, arabischen, slavonischen, italiänischen, französischen Ursprungs sind in der Regel nur diejenigen Worte und Ausdrücke, welche Gegenstände des gemeinen Lebens, Speisen,

Getränke und andere Bedürfnisse bezeichnen; alle andere sind noch eben so griechisch wie zu den Zeiten des Demosthenes und Isokrates. Darum lernt auch der des Altgriechischen Kundige so leicht das Neugriechische verstehen; er hat fast nur eine Anzahl der am meisten und gewöhnlichsten vorkommenden, aus fremden Sprachen entlehnten Wörter dem Gedächtniß einzuprägen. Auch wohlklingender kann das Griechische nicht im Munde der alten Hellenen gelautet haben, als wir es noch jetzt bei den Griechen hören. Um sich davon recht anschaulich zu überzeugen, muß man aber zu den geistvollen Szioten und insonderheit zu den schönen Sziotinnen kommen. Harmonisch gleichsam scheinen sich die verschiedenartigen Töne an einander zu reihen, und indem die vielen Accente richtig beobachtet, die Worte mit den abgemessensten Lauten gesprochen werden, gleicht das Ganze einer Musik.

In der neugriechischen Sprache selbst liegt darum wohl kein Hinderniß der neugriechischen Kultur und des Aufkommens einer neuen Literatur. Im Gegentheil glaub' ich, sie wird, sobald sich die Umstände verändern, die Alles in diesem so schönen Theile Europa's so gewaltig niederdrücken, auf's Kräftigste mitwirken, die Gelehrsamkeit von neuem unter den heutigen Griechen in Aufnahme

zu bringen. Auch dürfte sie sich dann bald wieder eines großen Theiles der aus den Sprachen benachbarter und inländischer Nationen entlehnten Wörter entledigen, und sie durch reingriechische ersetzen. Neue Schriftsteller würden sich bald erheben, neue Geister im Volke der Griechen erweckt werden. Die Sprache, die von ihrer Biegsamkeit und Bildsamkeit noch nichts verloren hat, müßte in Kurzem auch wieder ihre vorige Eleganz und Schönheit erstrebt haben.

Eine Tendenz hierzu bemerkt man schon, wiewohl es noch etwas zu frühe seyn dürfte, bei den Gelehrten und denjenigen Personen, welche als besonders gebildet erscheinen wollen. Sie nähern sich sowohl mündlich als schriftlich, soviel als möglich, dem Hellenischen, und bestreben sich, theils in Worten, theils in Wortfügungen, so weit es angehen will, die Alten zum Muster zu haben. Je mehr Altgriechisch darum jemand seinen Reden oder Schriften beimischt, für desto gelehrter und gebildeter wird er von allen Neugriechen gehalten, die glauben, in diesem Stück sich ein Urtheil anmaßen zu können. Wirklich aber giebt es Männer in Griechenland, die so treflich griechisch schreiben und mit so vielem Geschmack, ganz dem Genius der alten Sprache gemäß, daß der Philolog und Ken-

ner selbst ein Buch aus ihrer Feder ohne Umstände für ein Werk des hohen Alterthumes ausgeben und erkennen würde, wenn ihm der Verfasser nicht bekannt wäre oder die Arbeit, nach Art der alten Manuscripte geschrieben, an irgend einem Orte zufällig ihm in die Hände käme.

Will man eine Sprache überhaupt beurtheilen, so muß man sie in ihrem festen Zustande nehmen, d. h. wie sie im Munde derjenigen Personen, die sie rein und gleichförmig schreiben, fixirt ist. Das sind nun immer die höhern Stände; aber insonderheit die Gelehrten und Schriftsteller. Der Pöbel redet in allen Ländern, und selbst den kultivirtesten, einen von der Sprache der Gebildetern häufig sehr unterschiedenen Jargon. So ist es in Deutschland, so in Frankreich, in Italien: warum sollt' es in Griechenland nicht so seyn? Doch was mir bisweilen in jenen Ländern aufgefallen ist, hab' ich in diesem nicht gefunden. Unter den Deutschen bin ich manchmal nicht verstanden worden, wenn ich hochdeutsch redete, so auch in manchen Gegenden Frankreich's und unter den Italiänern, wenn ich reinfranzösisch, reinitaliänisch sprach. Aber überall in Griechenland kann man mit dem reinen Neugriechischen durchkommen; nur darf man keine hellenische Wörter mit einmischen,

welche

welche die lingua vulgaris nicht aufgenommen hat.

Daß aber die neugriechische Sprache wirklich einen fixen Zustand hat, zeigt sich darin, daß die gelehrten und gebildeten Griechen sie alle ohne Unterschied rein und gleichförmig sprechen und schreiben. Denn daß einer oder der andere, wenn er gelehrt scheinen will, mehr oder weniger hellenisch mit hineinbringt, kann nur als eine Ausnahme von der Regel gelten. Man hüte sich darum, wie es manchen Reisenden ergangen ist, das Patois einer Provinz für das ächte Neugriechische zu halten; die Reinheit der Sprache suche man im Fanar zu Konstantinopel und an solchen Orten, wo Reiche und Gelehrte sich zusammen befinden.

So wie man von uns Deutschen sagen kann, daß uns nichts Deutsches übrig geblieben sey, als eine originelle Sprache und besondere Literatur: so ist bei den Neugriechen nichts als der eigene Dialekt und die Religion, die sie von den Türken und andern Nationen des Orients unterscheiden. Die Sprache ist allgemein bei allen Völkern ein theures Erbgut der Väter, und nichts verkettet darum Landsleute genauer als sie: denn in ihr drücken sie alle die gemeinschaftlichen Formen des Nationalgeistes aus. Die Griechen haben sich, so lange sie

auch unter dem Joch fremder Völker seufzen, dennoch keine andere Sprache aufdringen lassen: daher ist auch die Eigenthümlichkeit ihres Charakters nicht verletzt, darum hat man sie nie völlig losreißen können von ihren Vätern. Wir erblicken aus diesem Grunde in ihnen noch ganz das Ebenbild der alten Hellenen, und Alles läßt hoffen, wenn man sie genau betrachtet, daß auch das Genie ihrer edlen Vorfahren von neuem unter ihnen auflodern werde, sobald des Verhängnisses ewige Rathschlüsse bessere Zeiten, bessere Umstände eintreten lassen.

Was aber besonders dazu beigetragen hat, daß die Griechen nie aufgehört haben, eine selbstständige, eigenthümliche Nation zu bilden, und sich nie mit den Türken und Arabern zu vermischen — ist der religiöse Kultus, an welchem sie so fest, so eifrig und meistens so fanatisch hängen. Indem sie ihren Glauben für den einzig wahren, göttlichen halten, verachten sie alle, die sich nicht zu demselben bekennen, dünken sich allein die Auserwählten des Himmels, und trennen sich von den andern Religionsparteien, ihren eigenthümlichen gottesdienstlichen Gebräuchen nachhängend, so wie die Juden bei uns. Mitten unter den Drangsalen, die sie mit widerstrebendem Gemüth aber mit

äußerer Demuth erdulden, bleiben sie darum stolz auf ihre Nation und deren Glauben, und indem der Kelch des Glücks auf Erden sehr karg für sie gefüllt ist, erwarten sie mit Zuversicht vom Leben jenseits im Paradiese die vollendetste Entschädigung für die überwundenen Trübsale des irdischen Seyn's.

Hätten die Griechen noch eine Literatur, so würde diese noch schärfer die Gränzlinie zwischen ihnen und andern Völkern zu ziehen im Stande seyn. Aber schon dadurch, daß sie die auf uns gekommenen Werke ihrer berühmten Vorfahren als das Non plus ultra der menschlichen Weisheit und Gelehrsamkeit zu betrachten gewohnt sind, diese als unerreichbare Denkmähler ihrer Nationalliteratur ansehen, und von den Neuern nur wenig anzunehmen geneigt sind, bildet sich bei ihnen ein ganz eigener literärischer Kreis, der selten übersprungen wird, und so auch in intellektueller Hinsicht eine Absonderung von andern Nationen hervorbringt.

Es fehlen auch alle Hülfsmittel, weitere Fortschritte in der Gelehrsamkeit zu machen, und theils aus Vorurtheilen, theils abgeschreckt durch die vielen Schwierigkeiten bleibt man darum gern bei'm Alten. So ist, bei dem gänzlichen Mangel an

Universitäten, Akademieen und hohen Schulen, an öffentliche Bibliotheken nicht zu denken, aus denen man gehörigen Unterricht schöpfen könnte. Die auf dem Berge Athos, welche zu einem so großen Rufe gelangt sind, mögen wohl den zahlreichen Mönchen dort vollkommen Genüge leisten; aber die größte Anzahl der daselbst aufbehaltenen Handschriften besteht aus geistlichen Büchern, Legenden, Sammlungen von Werken der Kirchenväter: der Mann von Geist und Wissenschaft dürfte da wenig Befriedigung finden. Was von alten Klassikern da ist, ist längst unter uns bekannt, und neuere Schriften muß man da nicht suchen. Eben von der nämlichen Beschaffenheit sind auch die Büchersammlungen, die sich hin und wieder in einigen der zahlreichen griechischen Klöster finden. In diesem Stücke stehen die Bibliotheken der Griechen in gewisser Hinsicht noch unter denen der Türken, und im Fall sich nicht viele ausgezeichnete Werke des klassischen Alterthums in einer solchen christlichen finden, sind die muselmännischen Institute der Art ihnen in vielem Betracht noch weit vorzuziehen.

In ganz Griechenland giebt es weder Journale noch Zeitungen, weder ausländische noch einheimische, weder politische noch literärische. Fremde

Zeitschriften können schon wegen der Entfernung und bei dem gänzlichen Mangel an regelmäßiger Verbindung mit dem Auslande nicht wohl hier zu suchen seyn. In der Türkei giebt's keine Buchhandlungen, keine Postämter. Nur Konstantinopel und einige andere Städte können von den Annehmlichkeiten und Vortheilen Gebrauch machen, welche die Erfindung des Postwesens der zivilisirten Welt geschenkt hat. Im Innern des Reichs läßt theils die Unsicherheit der Heerstraßen solche Einrichtungen nicht zu, theils thut die Regierung auch nichts, um Anstalten in Gang zu bringen, die so sehr zur Bequemlichkeit dienen. So wenig sie Kanäle graben, Chausseen anlegen wird, so wenig bekümmert sie sich darum, nützliche Anordnungen der Art zu schaffen, zu schützen und zu befördern. Privatunternehmungen aber können in einem despotischen Staate, sobald sie von einigem Umfang sind, nicht wohl Platz finden.

Darum findet auch Publizität, wie sie bei uns durch die vielen Tage- und Wochenblätter befördert wird, durchaus in den Ländern der Türkei nicht statt. Von der reißenden, bewunderungswürdigen Schnelligkeit, womit Nachrichten, neue Erfindungen und die Anzeigen von eben erschienenen Literaturprodukten in Europa verbreitet werden, hat man

hier keine Idee. Es hängt gemeiniglich vom Zufall ab, ob man etwas früher oder später erfährt, und oft gehen Jahre und Tage vorüber, ehe eine Griechenland interessirende Notiz dorthin gelangen kann. Daher ist man auch in der Levante in solcher Unwissenheit über Alles, was politische Welthändel und Konjunkturen betrifft. Man kennt weder das Verhältniß der europäischen Staaten zu und gegen einander, noch nimmt man sonderlichen Antheil an ihren Schicksalen. Was man vollends im Archipelagus, selbst während eines Krieges, Neues erfährt, beruht gewöhnlich nur auf Schiffernachrichten, die meistens sehr unsicher und schwankend sind.

Eine Zeitung in neugriechischer Sprache drucken zu lassen, hat man in Griechenland selbst nie unternommen, so lange auch schon die Buchdruckerei erfunden ist, und die Leselust in Europa sich entflammt hat. In Wien gründeten einige geistreiche Griechen ein solches Institut; aber man weiß das tragische Ende, das es nehmen mußte. Auch würde das Unternehmen ohnehin in der Länge der Zeit keinen Fortgang gehabt haben, eben weil keine Mittel und Wege vorhanden sind, die Blätter in regelmäßige Zirkulation zu bringen. Wollte man den Absatz auf Konstantinopel allein beschrän-

ken: so ginge es wohl an; aber die Stücke nach dem Innern und den von Griechen bewohnten Inseln wöchentlich mit Pünktlichkeit zu versenden, dazu fehlt's an Gelegenheiten. Ein solches Institut würde unter den gegenwärtigen Umständen auch besonders auf diejenigen berechnet werden müssen, die keine fremden Sprachen verstehen, oder wenigstens etwas in ihrer Muttersprache weit lieber lesen als in einer ausländischen. Die Griechen von Stande — und nur diese dürften Neigung zur Zeitungslektüre haben — in Konstantinopel aber reden fast alle französisch oder italiänisch, und die Leichtigkeit, womit sie sich regelmäßig Zeitungen in diesen Sprachen verschaffen können, wird jedes Unternehmen, in diesen Zeiten etwas Aehnliches in der Muttersprache zu leisten, scheitern machen, besonders bei dem Mangel an ächtem Patriotismus.

Die schöne Literatur der Neugriechen — wenn wir eine als wirklich existirend annehmen wollen — beschränkt sich übrigens ganz allein fast auf Gedichte und metrische Stanzen. Diejenigen, welche Gelehrsamkeit zu besitzen glauben, suchen dabei viel Hellenisches mit einzumischen, und die Dichter der Vorwelt, als Muster, nachzuahmen. Komödieen und überhaupt Schauspieldichtkunst kann

nicht wohl Platz finden, da es kein einziges Theater in ganz Griechenland giebt. Hier zu Lande werden Possenreißer und Komödianten auf eine und dieselbe Linie gestellt, und von Schauspielern kennt man nur solche, die auf den Gassen für ein Stück Geld, zur Belustigung des Pöbels, ihre Fertigkeit, Geschicklichkeit oder Kunst sehen lassen.

Da diejenigen, welche wirklich Bücher schreiben, sie nur zu ihrem und anderer Unterricht abfassen, oder höchstens um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen (was besonders häufig in den Klöstern von den Kalugern geschieht, in der Absicht, sich bei ihren Obern beliebt zu machen); so wird man weder neugriechische Romane, noch alle die vielen andern zur Bellettristik gehörigen Arten von Schriften hier suchen, die für die neueuropäische Welt so viel Reiz haben, so viel Zeitvertreib, Vergnügen und Belustigung bei uns gewähren. Ueberhaupt beschäftigen sich bei den Griechen nur die Mannspersonen mit Lektüre; die vielen Romanenleserinnen, auf welche die Buchhändler in Deutschland, Frankreich und England, bei dem zu erwartenden Absatz ihrer Artikel aus der schönen Literatur, so sehr zählen, würden darum gänzlich hier fehlen. Aber womit bringen denn die Griechinnen von Stande ihre

müßigen Stunden zu, wenn sie nicht lesen? — fragt vielleicht manche unserer Damen. Die Antwort werden sie an einem andern Orte finden.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Einfluß der Religion auf die Geistesbildung. — Aberglauben und Fanatismus. — Verfolgungen der Katholiken. — Differenzen und Vorwürfe, welche die Griechen und Lateiner einander machen. — Religiöser Mechanismus und Mangel an wahrer Religiosität. — Strenge Ausübung der Pflichten bei den Geistlichen. — Zeremonieen und Feste. — Unfruchtbarkeit dieser Art Religion zu treiben für die Moralität. —

Die Szioten sind humaner, gesitteter, lernbegieriger, thätiger als die andern Bewohner des griechischen Polynesien; aber man hat doch häufig genug Gelegenheit zu bemerken, wie sehr ihre Geistesbildung oft unter dem Druck einer sie beschränkenden Religion und unter allen den Vorurtheilen leidet, die aus den Alfanzereien ihres Glaubenssystems entspringen. Der Glanz von vielen der schönen Eigenschaften, die den Griechen des Alterthums in der Geschichte verewigen, und die man in dem neuern noch wiederfindet, wird so durch den Aberglauben verdunkelt, diese Wirkung der Unwissen-

heit, der Sklaverei und eines fanatischen Glaubens.

Gegen die Muselmänner dürfen sie freilich ihren blinden Religionseifer nicht blicken lassen: da würd' er ihnen theuer zu stehen kommen. Desto schwärmerischer aber haben sie seit jeher alle diejenigen ihrer Mitbürger verfolgt, welche sich zur römisch-katholischen Religion bekennen. Der Streit zwischen diesen beiden christlichen Religionspartheien war schon oft, doch mehr noch in den ältern Zeiten, äußerst lebhaft, und hat häufig zu Skandalen Anlaß gegeben, aus denen die Türken allein Vortheile zogen. Wie leicht zu vermuthen ist, haben stets die Geistlichen am meisten dazu beigetragen, diese Zwietracht zu nähren, und immer bei jeder günstigen Gelegenheit von neuem wieder anzufachen.

Nach Vertreibung der Venezianer und Genuesen haben die griechischen Christen durchaus die Oberhand auf der Insel bekommen, da sie vorher nicht selten den katholischen nachstehen mußten. Die Zahl dieser letztern mag sich gegenwärtig auf nicht mehr als etwa tausend belaufen; aber der Religionshaß dauert fort, und die Spannung wegen des Glaubens und der kirchlichen Dogmen ist noch immer groß genug.

Die Griechen sorgen jetzt, so viel als möglich, dafür, die sogenannten Papisten im Druck und in der Armuth zu erhalten. Kein Mittel lassen sie unversucht, diesen Zweck zu erreichen. Eben so sehr, wie sich beide Glaubenssysteme in ihren Prinzipien einander zu nähern scheinen, eben so sehr entfernen sie ihre Bekenner von einander. Der Grieche leistet oft lieber einem Muhamedaner hülfreiche Hand als einem katholischen Christen, und dieser dürfte sich bereitwilliger finden, einen Türken aus einer Verlegenheit zu reißen, als seinen christlichen Mitbruder. So wahr ist's, daß ähnliche Religionszweige eines und desselben Mutterstammes zurückstoßend und feindlich gegen einander wirken, wie die gleichnamigen Pole des Magnets oder der Elektrizität, und der Christ oft duldsamer seyn kann gegen eine ihm ganz fremdartige und seinem Glauben durchaus widerstrebende Religion als gegen eine Sekte, die nur in Kleinigkeiten von derjenigen abweicht, zu welcher er sich selbst zählt. Doch sind es denn allein die Christen, die so handeln — ist nicht vielmehr dieses Phänomen in der Natur des Menschen selbst gegründet? — Sehen wir nicht den Türken den muselmännischen Perser weit fanatischer hassen als den christlichen Armenier und Griechen?

Vor dem Jahre 1695 waren die Katholiken in Szio in Absicht ihrer Religionsübungen dergestalt privilegirt, daß man an einem ächt römisch-katholischen Orte zu seyn glaubte. Der Handel hatte ihnen Reichthum gegeben; aus dem Mutterlande, das die Insel als eine seiner schönsten Kolonieen betrachtete, ließen sich viele Familien hier nieder, eine Menge Pfaffen fanden sich ein, und der Wohlstand spendete seinen Ueberfluß aus zur Gründung von reich dotirten Klöstern und milden Stiftungen. So gelangte die katholische Religion hier mitten unter den Griechen zu einem solchen Flor, daß man Szio eine Zeitlang nicht ganz mit Unrecht das kleine Rom nennen konnte. Mit Pracht wurden die Messen gehalten, mit großen Zeremonieen stellte man die öffentlichen Prozessionen an. Doch diese Zeiten des Triumphs des Katholizismus auf Szio änderten sich bald.

Die Türken ließen die Katholiken zwar noch lange bei dem Genusse vieler ihrer Vorrechte, als die Insel dem Sultansszepter unterworfen ward. Allein schon damals war das Bestreben der Griechen unverkennbar, alles mögliche anzuwenden, ihrer Gegenpartei mehr oder weniger Schaden zuzufügen. Jede Gelegenheit dazu wurde von ihnen mit Freude ergriffen, und, um sie den neuen Herr-

schern verdächtig zu machen, keine Mühe, kein Geld gespart. Als man endlich schlau den Katholiken Schuld zu geben wußte, daß sie im Jahr 1694 zur Eroberung der Insel durch Antonio Zeno mitgewirkt hätten — da schien der letzte Tag für den Katholizismus auf Szio gekommen zu seyn.

Kaum waren die Türken wieder Meister der Insel; so verloren die Katholiken auch alle ihre Privilegien und die Zahl der Bedrückungen und Demüthigungen, die sie erleiden mußten, nahm kein Ende. Mit widerstrebendem Gemüthe waren die Griechen den Papisten, die sie so sehr haßten, unterthan gewesen, und man sah, daß sie lieber die Herrschaft der Muselmänner zu tragen geneigt waren, als Obern von einer Religionspartei zu gehorsamen, die ihr blinder fanatischer Eifer verabscheuete. Jetzt war die Zeit da, sich zu rächen und mit Begierde benutzten sie sie.

Diese Verfolgungen der Griechen haben auch jetzt noch nicht ihr Ziel erreicht, obgleich viele unter den gebildeten Einwohnern zu edel und aufgeklärt denken, um daran Theil zu nehmen. Noch vor einigen zwanzig Jahren lebten Mehrere, deren Väter zur Zeit der venezianischen Eroberungen, um den Siegern zu gefallen, sie zur katholischen

Religion übertreten ließen. Gegen diese nun wirkten die Griechen einen barbarischen Firman bei der Pforte aus, Kraft dessen sie bei ihrem Tode nicht begraben werden sollten, sondern den Vögeln und Hunden auf dem Felde überlassen werden mußten. Man sieht, zu welchen Maßregeln sich eine Regierung, wie die türkische, durch List und Geld bringen läßt.

Noch gegenwärtig wird den armen unterdrückten Lateinern stets der Vorwurf gemacht, sie dächten nur daran, die Regierung zu verrathen. Und doch denkt wohl niemand mehr daran und ist geneigter dazu als die Griechen selbst. Man hat es auch dahin gebracht, daß die Katholiken in Szio sich nicht unterstehen dürfen, Proselyten von den Griechen anzunehmen, dahingegen es letztern erlaubt ist, aus der Gemeinde der erstern jeden, der Lust dazu hat, zu sich zu bekehren.

Eine gedrückte Religionspartei aber hat das Eigene — das lehrt die Geschichte aller Religionen, aller Völker — daß sie nur um desto fester und unerschütterlicher bei ihrem System beharrt, und eben der Druck, der alle niederbeugt, alle gleich schwer trifft, ist gewöhnlich auch eine Art von Aufforderung an alle, desto stärker an einander zu hangen, und jedem drohenden Unfalle mit gemein-

schaftlicher Kraft oder Ergebung die Stirn zu bieten. Den Griechen gelingt es darum jetzt selten mehr, Katholiken in Szio zu Proselyten umzukehren, und unter diesen herrscht eine solche Einigkeit, daß viele Unternehmungen ihrer Widersacher gegen sie schon scheitern mußten.

Die lateinischen Geistlichen aber scheuen sich nicht, förmlich und öffentlich gegen die Griechen zu predigen: denn das kann man ihnen einmal doch nicht verbieten, da ein Gleiches den Kalugern zu thun frei steht. Vorzüglich hört man die lateinischen Pfaffen den Griechen, und besonders ihren Frauenzimmern, eine gewisse Unanständigkeit des Betragens, der Sitten und der Kleidung vorwerfen. Ihre Galanterie, ihre freimüthige, gefällige Höflichkeit gegen Fremde, ihre Eitelkeit und Schamlosigkeit im Putz, ihre weiße Schminke, ihre nur bis an die Kniee herabgehenden kurzen Röcke, ihre ausschweifende Lustigkeit. . . . . Alles giebt bei ihnen eben so viele Gegenstände des Tadels und des Spotts ab. Wirklich unterscheiden sich auch die lateinischen Weiber und Mädchen in wesentlichen Stücken von den griechischen. Sie begnügen sich, die Wangen bloß roth zu schminken und die Augenbraunen zu malen, lassen auch die Röcke bis zu den Knöcheln sittsam herabhängen,

Im Umgang sind sie zugleich zurückhaltender und mehr in sich gekehrt als die Griechinnen, die in den Augen des Ankömmlings durch ihre mehr an den Tag gelegten Reize ihnen immer den Vorrang abgewinnen müssen.

Sonderbar erscheint es bei'm ersten Blick, daß die nämlichen Griechen, die mit solcher Intoleranz gegen die lateinischen Christen verfahren, so schonend die Juden dulden. Mit diesen sind sie nie in einen Streit gerathen. Doch dieser Umstand giebt nur eine neue Thatsache zum Beweise des häufig beobachteten und oben bereits erwähnten Phänomens, daß sich ähnliche Religionsparteien immer mehr hassen als solche, die in Dogmen, Meinungen und Zeremonieen sich mehr von einander entfernen, und das um desto stärker, je ähnlicher sie einander sind. Wie würden sich sonst, wäre es anders, selbst in unserm Vaterlande Protestanten und Katholiken, ja selbst Reformirte oder Kalvinisten und Lutheraner so abgeneigt seyn können, während alle mit Toleranz auf die Hebräer herabsehen, und es ihnen nicht einmal einfällt, sie wegen ihres Glaubens Verfolgungen auszusetzen. Der Papst ist ein verabscheuter Priester bei allen Griechen, und schon das Wort allein reicht oft hin, sie in Harnisch zu bringen, und ihren regen Religions-

gionseifer zur hellen Flamme anzufachen. Wer ihn als Haupt der Christenheit erkennt, wird von diesen Fanatikern wie ein Irrgläubiger angesehen, so sehr seine Sekte auch sonst mit der ihrigen übereinstimmend seyn mag. Darum werden Protestanten auch immer lieber gesehen als Papisten: denn von diesen wissen sie was sie glauben, von jenen nicht, und sie ziehen aus dieser Ursache bei ihrer Beurtheilung nur das in Betracht, daß sie Christen sind, wenn auch gleich keine gute.

Schon den Griechen des Alterthums wird der Vorwurf gemacht, daß sie einen besondern Hang zum Aberglauben hatten. Aber ich frage: Ist das gemeine Volk irgend eines Landes, irgend eines Himmelsstrichs ganz frei davon? Und selbst in unserm hochkultivirten Zeitalter — wo ist das Völklein, das von sich rühmen könnte, einen vollkommenen Sieg über den Aberglauben davon getragen, und die Vorurtheile an seinen Triumphwagen gefesselt zu haben? — Warum sollen also die Hellenen, auf deren genialische Schöpferkraft die Menschheit noch in der höchsten Blüthe der Kultur mit Stolz blicken wird, ganz vorzüglich diesen allgemeinen Fehler aller Nationen gehabt haben? Ich glaube, man muß einen Unterschied machen zwischen einem abergläubischen Volke und einem

abergläubischen Pöbel. Letzterer ist überall auf der ganzen Welt dem Aberglauben ergeben; aber wenn alle Individuen einer Nation es seyn sollen — dann muß dieselbe noch auf einer sehr niedrigen Stuffe der Bildung stehen.

Daß der griechische Pöbel abergläubisch in einem hohen Grade war, ward vielleicht darum eben so auffallend bemerkt, weil neben ihm zu gleicher Zeit in derselben Nation so viele Weise standen, und was wir von den Hellenen wissen, wissen wir ja selbst nur durch diese Weisen, die freilich in Hinsicht auf Aufklärung den gemeinen Volkshaufen weit unter sich erblicken mußten. Uebrigens will ein Philosoph beobachtet haben, daß die Ost- und Süd-Nationen immer weit mehr zum Aberglauben geneigt seyen als die Völker des Westens und Nordens.

Wenn aber ehemals bei den alten Griechen weder Wissenschaften noch Künste gegen den Hang zum Aberglauben schützen konnten, so muß er bei den neuern noch weit höher gestiegen seyn, weit allgemeiner verbreitet gefunden werden, da gegenwärtig überall die tiefste Unwissenheit herrscht, und die christliche Religion bei ihnen selbst eine so reiche Quelle desselben ist. Durchaus nur in äußern Zeremonieen und in einer Menge kleinlicher Gebräuche

besteht hier der Dienst des höchsten Urwesens, und die Gottesfurcht glaubt man durch Verachtung und Verfolgung anderer Religionsparteien am frömmsten zu äußern. Wenn man nur gewissenhaft fastet; nach hergebrachter und allgemein eingeführter Weise (nämlich von der Rechten zur Linken) recht oft, nicht allein beim Gebet sondern auch bei jeder andern vorkommenden Gelegenheit, man mag nun einen Anstoß an etwas finden, oder sich über etwas Fremdartiges skandalisiren, das Kreuz schlägt; Worte hersagt, denen man fast eine Zauberkraft beilegt, und sich gewissen pünktlich nach kirchlichen Vorschriften eingeführten Zeremonieen unterwirft, — dann wähnt man alle Pflichten, die einem guten Christen zukommen, erfüllt zu haben, auf Ablaß im Himmel für alle Sünden und Unthaten, so wie auf den Schutz der Heiligen bei der jungfräulichen Mutter Gottes rechnen, und sich allen Ausschweifungen ohne Bedenken überlassen zu können.

Wahre Religiosität findet sich darum auch bei aller scheinbaren Frömmigkeit, die doch aber nichts als leere Frömmelei ist, bei den Neugriechen nicht. Denn versteht man unter dieser Benennung einen herrschenden Trieb der Seele zur Beschäftigung mit religiösen Ideen und Gefühlen, und einen frommen, diesem Triebe entsprechenden Lebenswandel,

so kann man, trotz den unaufhörlichen Religionsübungen, schlechterdings nichts von diesen Eigenschaften im griechischen Charakter finden. Nur der, welcher die Anhänglichkeit an die Gewohnheitsübungen der vorgeschriebenen Religionsgebräuche, und den Glauben an Priesterfabeln und pfäffische Erdichtungen Religiosität nennen will, kann die Masse des neugriechischen Volks als in einem hohen Grade religiös beschreiben.

Mit Festigkeit hängt so der Grieche an dieser seiner Religion, die freilich nichts als die äußere Schaale der wahren, sondern lediglich das ist, was seine Kaluger ihm dafür ausgeben. Aber zugleich herrscht hier auch, wie gesagt, religiöser Aberglaube, religiöse Unduldsamkeit übrr alle Klassen und Stände mit souverainer Gewalt. Freilich giebt es Griechen, besonders unter denen, welche Reisen gemacht und fremde Länder gesehen haben, die sich über alle Vorurtheile der Art hinwegsetzen; aber da sie selten zugleich den gehörigen Grad moralischer Bildung haben, so hat der Unglaube, der bei ihnen an die Stelle einer blinden Bigotterie getreten ist, gemeiniglich keine anderen Folgen, als ihren Charakter nur noch zu verschlechtern, und sowohl Gewissenlosigkeit als Immoralität zu befördern. Solche Menschen glauben, indem sie alle

Religion verläugnen, sich auch alles erlauben zu dürfen, und, indem sie dem Himmel keine Rechenschaft mehr zu geben brauchen von ihren sublunarischen Thaten, nur darauf sinnen zu müssen, das Böse ihrer Handlungen auf Erden zu verschleiern, um den Ahndungen der weltlichen Obrigkeit zu entrinnen. Die Großen unter den Griechen dünken sich bei diesem System aufgeklärt, und setzen etwas darin, sich so nennen zu können — aber welch' eine Aufklärung!

Jedoch muß man es den griechischen Geistlichen nachsagen, daß sie weit eifriger bemühet sind, ihren Pflichten getreu zu leben, und die Gebote der Kirche und ihres Standes streng zu erfüllen, als die römisch-katholischen. Skandalöse Geschichten von hohen und niedrigen Kalugern sind höchst selten, und fast nie kommen sie bis in den Mund des Volks. Der unheilige Geist, der über das Privatvatleben dieses oder jenes waltet, wird nur wenigen bekannt, und wenn auch dies nicht immer so exemplarisch und erbaulich ist, daß die Achtung, welche der Stand gebietet, auch auf den Menschen haften könne, so bestrebt man sich doch so sorgfältig, die Kunde davon zu verbergen, daß das Ansehn der geistlichen Würde selten dadurch etwas verlieren dürfte. Zwar kennt man wohl die Kaba-

len und Intriguen, deren sich die Kaluger bedienen, um sich emporzuschwingen; aber da die ganze Nation so sehr dazu geneigt ist, so hat es gerade eben nichts Auffallendes, und oft kann man sich auch bei der gegenwärtigen Verfassung damit beruhigen, daß man es auf die Rechnung der Nothwendigkeit schreibt. Wie würde, sagt man wohl, der hochmüthige, verschlossene Türk, der nichts schätzt als seinen Islamismus, anders zu lenken seyn? Und ist es nicht in der Natur und Ordnung der Dinge, daß derjenige, der den andern an Verstand und Verschlagenheit übertrifft, oder an Glück und Glücksgütern über ihn den Sieg davon getragen hat, auch über ihm stehe auf dem Schauplatze der Welt? —

Man übersieht darum leicht die Ränke der Geistlichkeit, und gewöhnt sich daran, in den Kalugern, wo diese nicht in der Würde ihres priesterlichen Amtes erscheinen, nur Menschen zu sehen, und sie, den Umständen gemäß, als solche nach diesem Maßstabe zu beurtheilen. Aber verzeihen würde man nimmer die leiseste Uebertretung irgend eines Gebots, das sie als Geistliche zu befolgen haben, irgend einer Anordnung, wodurch ihr Stand vor den Laien sich auszeichnen soll. Man sieht wohl häufig betrunkene griechische Mönche; aber

fast nie wird man von einem hören, daß er die Pflicht der angelobten Keuschheit verletzt, und einer verbotenen Liebe oder Befriedigung seiner sinnlichen Lüste gehuldigt habe. Er würde unfehlbar seine Stelle verlieren, sollte er auch ein Bischof, ein Erzbischof seyn, und, wenn es bekannt würde, in den Augen des Publikums als der frevelhafteste Sünder erscheinen. Es giebt übrigens Geistliche auch unter den Griechen, und selbst hohe, die weit entfernt sind, dem alten Köhlerglauben des Volks nachzuhängen, sondern frei über das Leben, die Welt und die Religion insgeheim denken und urtheilen, so sehr sie sich auch befleißigen, gerade als das Gegentheil öffentlich zu erscheinen — aber leider sollen das immer die schlimmsten unter allen seyn.

Der Ausübung des Kultus wird von den Griechen ein großer Theil der Tageszeit, insonderheit in den Frühstunden geweihet, und fast geht keine Woche hin, worin nicht irgend ein Heiligenfest zu begehen wäre. Der Apparat von Prozessionen, Zeremonieen, Mirakeln, Bußpredigten, Reliquieen, Einsegnungen und Weihungen ist groß; aber bei der Feier der Feste erblickt man, sowohl von Seiten der Geistlichen als der Laien, jenen gedankenlosen Mechanismus, welcher bei einer steten

Wiederholung derselben gottesdienstlichen Gebräuche, bei denen gewöhnlich keiner von beiden etwas denkt, unvermeidlich seyn muß. Hier ist nichts, was zum Herzen redet, nichts, was wahre religiöse Empfindungen in der Seele zu erwecken geschickt wäre. Man schlägt seine Anzahl von Kreuzen, murmelt knieend im Angesicht bemalter Bilder, die man verehrt, als wären sie die Personen selbst, die sie vorstellen, seine Gebete, läßt sich, indem jeder sich den Rauch mit den Händen zuweht, wohlriechend beräuchern von dem mit dem Weihrauchgefäße herumwandelnden Priester, empfängt das geweihete Brod, die Hand des Gebers küssend, von dem obersten der anwesenden Geistlichen und — nun, wähnt man, hat man Alles gethan, was Gott und der Himmel von einem Christen erwarten können.

Aber das ganze griechische Volk hängt fest an diesen nun einmal eingeführten Zeremonieen und Zeremonieentagen. Sie sind ihm zur Gewohnheit und fast Bedürfniß geworden; nur ungern würde und könnte es sie gegenwärtig verlieren. Wie bequem füllen sie nicht die Leerheit seines Geistes aus, wie schön dienen sie nicht, den Hang zur Trägheit zu befriedigen, dem Müßiggange zum Vorwande zu dienen! — Die der Ehre der Religion geweiheten

Tage sind zugleich jederzeit Tage der Freude und der Fröhlichkeit, Volksfeste, dem Vergnügen gewidmet. Sie nehmen allen Klassen und Ständen das lästige Joch der Arbeit ab, und beide Geschlechter erwarten sie mit Verlangen.

Wie unfruchtbar diese Art Religion zu treiben, wie sie bei den Griechen statt findet, für die Sittlichkeit ist, zeigen übrigens Beispiele in Menge. Nicht selten stößt man auf Seeräuber dieser Nation, die alle Arten von Erpressungen, Schandthaten und Abscheulichkeiten begehen, dennoch aber ein vollkommen ruhiges Gewissen zeigen, bloß weil sie zur gehörigen Zeit ihre Gebete hersagen, dem Hochamte beiwohnen, und alle vorgeschriebenen Fasten streng beobachten. Ist man vollends nur etwas in das Labyrinth der unaufhörlichen Kabalen- und Intriguenspiele eingeweihet, in welchem sich die vornehmen Griechen ohne Unterlaß herumtreiben, und an denen die weniger wohlhabenden zum Theil mehr oder weniger ebenfalls Antheil nehmen, — so wird man fast geneigt, dieser Nation Religion, Gewissen und Moralität zugleich abzusprechen. Da ist kein Plan, er mag auch noch so verworfen seyn, der, wenn er Vortheile verspricht, nicht versucht wird; da scheint häufig das Band, welches Eltern und Kinder, Geschwister, Ver-

wandte verknüpft, in Nichts aufgelöſ't zu ſeyn; da wird auf kein Alter und Geſchlecht Rückſicht genommen, wenn es das Intereſſe gebietet. Uneigennützige Ausübung des Guten um ſein ſelbſt willen ſinkt dort nur zur Chimäre herab. Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit werden höchſtens als Klugheitspflichten beachtet, deren Ruf und Schein, wenigſtens des eignen Vortheils wegen, erſtrebt werden müſſen; aber gern werden ſie übertreten, ſo oft es ohne widrige Folgen und ungeſtraft geſchehen kann, ſo oft Betrug größern Nutzen zu bringen verſpricht. Werke der Milde gelten endlich nur als ein Darlehn, des Paradieſes ewige Freuden zu erwuchern.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Etwas zur Apologie der Szioten. — Vermeidung aller Ausschweifungen. — Reinheit der Sitten. — Vergleichung der Neu- und Alt-Griechen. — Ein Bild von dem Manne in diesen Gegenden. — Jugend und Alter. — Körperliche Reinlichkeit und Sauberkeit in der Kleidung. — Keine schmutzige Bettler in Szio's Straßen. — Geschmack und Liebe zu den Künsten. — Ursachen ihres Verfalls. — Vorwurf der Unbeständigkeit und Treulosigkeit. —

Man hat häufig die Griechen mit ihren Vorfahren verglichen, und bedenkt nicht, daß eine solche Vergleichung nothwendig hinken müsse, da Zeit und Umstände so verschieden sind. In Szio möchte indessen, wie schon oben flüchtig erinnert ward, zu Hellas dahingeschwundenen Söhnen die am nächsten kommenden Ebenbilder aufzufinden seyn. Was die Leser im vorigen Kapitel vom Aberglauben, von dem Fanatismus und einer bloß auf mechanischen Gottesdienst sich beschränkenden Religion haben erzählen hören, gilt mehr in Rücksicht auf die Griechen überhaupt, als auf unsere Szioten. Zwar haben auch diese bei mehreren Gelegenheiten, insonderheit bei den Verfolgungen, welche ihre römisch-katholischen Brüder von ihnen haben erdul-

den müssen, ebenfalls nur zu gräßliche Proben davon gegeben, wie weit religiöse Schwärmerei führen könne; aber es giebt unter ihnen gegenwärtig so viele edle, vortreffliche, wahrhaft aufgeklärte Männer, daß der philophische Waller, durch ähnliche Erscheinungen in andern Ländern der hochkultivirten Christenheit an dergleichen Szenen schon gewöhnt, den fanatischen Eifer des Pöbels und aller derer, die den Gesinnungen und der Denkart nach zu denselben gerechnet werden sollten, gern und leicht übersieht.

Wäre die Regierung anders, fiele das leidige und bei jeder Gelegenheit so drückende Verhältniß zwischen herrischen Muselmännern und sklavisch unterthänigen Christen weg; so würde das griechische Volk überhaupt auch nicht schlechter seyn als das anderer Länder, und die Szioten besonders würden dann mit Recht bald auf den uns so ehrwürdigen Namen Griechen Anspruch machen können. Mögen Andere auch noch so sehr auf die Verderbtheit und Häßlichkeit des griechischen Charakters schimpfen, ich werde mich, da ich sie genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nimmer von dem Satze und der Ueberzeugung abbringen lassen: diese Nation erweckt die größten Hoffnungen für die Zukunft, sie wird noch einmal glänzen auf dem gro-

ßen Schauplatze des Erdenrundes, und sollten es auch die politischen Konjunkturen nicht zulassen, daß ein neuer großer Griechenstaat sich bilde im Laufe der Zeiten; auch unter der schützenden Aegide eines Mächtigern werden noch einst von neuem die Griechen mit emporstrebendem Geiste schimmern in der Reihe der Völker! —

Der Einfluß des Klima's und des schönen Himmels reizt die Griechen oft zu einer geräuschvollen, ungebundenen Lustigkeit, die gegen die gesetzte Heiterkeit der Türken, welche selbst im Scherz ihre Gravität nie zu verlassen scheint, sehr absticht. Aber darum überlassen sie sich doch nicht leicht Ausschweifungen, die Körper und Seele in der Frühe der Lebensblüthe zerstören, die kaum aufkeimende Knospe des so viele Früchte zu tragen versprechenden Jünglings brechen, und die eben sich entfaltende Rose der holden Jungfrau so bald welkend und entblättert dem, kein Alter und Geschlecht verschmähenden Grabe zusenden. Hierin sind sie ganz Orientalen, hierin stehen sie bei weitem über den Europäern.

Von ausschweifenden Jünglingen, von feilen, ihre Reize und alles, was den Mädchen am theuersten seyn muß, an den Meistbietenden verkaufenden Dirnen, von untreuen Ehegatten und Hy-

mensſünden, von lüſternen Männern im Spätherbſte des Lebens und der Wolluſt unerlaubt und unzüchtig fröhnenden Damen im tiefen rauhen Winter ihres irdiſchen Ziels hört man hier ſelten etwas. In den großen Städten, wo allerlei Nationen unter einander leben, die Sitten und Lebensarten ſich vermiſchen, zeigen ſich freilich auch ſolche Erſcheinungen; aber fern von ihnen herrſcht doch überall eine Reinheit, eine Lauterkeit der Sitten, die faſt vermuthen läßt, daß nur der Umgang mit den Franken Verunreinigung in den Metropolen hat herbeiführen können. Jedoch ſelbſt auch da ſind ſolche Phänomene immer doch nur Ausnahmen von der Regel, die im Ganzen, nach dem Maßſtabe der Bevölkerung zu urtheilen, höchſt ſelten vorkommen, nimmer aber ſo ſtark und allgemein verbreitet ſind, wie leider in Europa.

Eine gewiſſe Reinheit der Sitten war ſeit jeher allen Naturvölkern eigen, und indem die Griechen ſich daran haben gewöhnen müſſen, den Türken zu gehorchen, haben ſie in dieſem ſo wie in ſo vielen andern Stücken auch ihre Beſieger nachgeahmt, und ſind ſo gewiſſermaßen wieder in den Stand der Natur zurückgetreten, über den ihre Vorfahren ſchon ſo weit und leider nur oft zu weit hinausgerückt waren. Wenn man die Sittenloſigkeit im

Zeitalter der Hellenen vergleichen will mit der einfachen Lebensart der Neugriechen: so muß man gestehen, daß die erlauchten Ahnherren, in dieser Hinsicht und aus einem moralischen Standpunkte betrachtet, ihren verachteten Enkeln weit nachstehen, und der Charakter der Abkömmlinge der so gerühmten Altgriechen sich in dieser Rücksicht weit eher verbessert als verschlimmert hat. Die christliche Religion hat auch ohne Zweifel viel zu diesee Metamorphose beigetragen, und wenn wir von ihr in andern Ländern nicht gleiche Wirkungen erblikken, so mag das wohl daher kommen, weil man da sich zu weit von dem Naturstande zu entfernen trachtet.

Trunkenbolde findet man wenige unter den Griechen, so wie sie in allen Weinländern selten sind, und das Berauschen durch Opiumspillen überlassen sie den Muselmännern allein. Darum bieten auch die Wein- und Schenkhäuser hier einen großen Kontrast gegen die anderer Länder dar. Mit einem Worte, man kann im Ganzen von den Neugriechen sagen, daß sie weder dem Bacchus noch der Venus ergeben sind, und wenn man das von einer Nation sagen kann, so glaube ich, ist es des Lobes schon viel. Ahmten die sonst so gesitteten Europäer hierin ihre minder kultivirten östlichen Brüdern

nach, — wie viel Tugenden würde man ihnen dann nicht nachrühmen können, wie sehr müßte sich nicht dann das Glück der Familien vermehren! —

Würde die Nation der Griechen anders regiert, so dürfte bald eine gewisse natürliche Humanität als ein Hauptgrundzug ihres Charakters hervorleuchten, und das lebhafte, theilnehmende Gefühl, das ihnen nicht abgesprochen werden kann, zu einer Menge von Tugenden Veranlassung geben. Erzögen auf der großen Bühne der Natur, umgeben von ihren erhabenen Schönheiten, bei dem Nachhall einer heroischen Vorzeit und in Familienverhältnissen, die noch sehr viel von der Würde und Einfalt patriarchalischer Sitten beibehielten, müßten die Griechen bald ihre vorige Energie wiedererlangen. Aber das Unterdrückungssystem der Türken scheint nothwendig mit der Zeit eine Entartung der menschlichen Natur herbeiführen zu müssen, und es ist darum wirklich noch zu verwundern, daß die physische und moralische Herabgesunkenheit bei den Griechen nicht größer geworden, diese vielmehr, von dem allgewaltigen Geiste der Zeit ergriffen, gegenwärtig eher Fort- als Rückschritte in der Kultur thun.

Will man Hellenen und Neugriechen einander gegenüberstellen, so muß man bedenken: jene

waren

waren Beherrscher dieses Reichs, diese sind Sklaven desselben, jene unter Herrschern, die Literatur, Künste und Geschmack aufmunterten, diese unter Despoten, die sie als elende Lastthiere unterdrükken. Aber laßt ähnliche Umstände, wie im Zeitalter des alten Griechenlands, wieder eintreten, und ihr werdet diesem das neue bald vorziehen müssen. Wir dünken uns — und das mit Recht — weit erhaben über unsere Vorfahren an Einsicht und Kenntnissen, an Bildung und Humanität — was können die Griechen dafür, daß ihre Ahnherren so berühmt sind in der Geschichte, während von den unsrigen die Annalen der Vorzeit noch tief schweigen? Hätte Griechenland nicht im hohen Alterthume bereits jene glänzende Epoche erlebt, wem würde es einfallen, mit Verachtung auf die jetzigen Bewohner dieses Landes zu blicken, und das bloß darum, weil sie nicht sind, nicht seyn können, was die Väter vor ein paar Jahrtausenden waren! Hätte es keine Hellenen einst gegeben, die Neugriechen würden sich vielleicht, eben so wie die Deutschen, Gallier, Britten, mit ihrer jetzigen Aufklärung und Civilisation brüsten können, im Vergleich mit derjenigen verflossener Zeiten.

Warum denkt und spricht man immer verächtlich von den heutigen Griechen, ihre guten Eigen-

schaften mißkennend und die Umstände wenig erwägend, die so schwer auf sie drücken, und — fast nur von ihnen allein? Giebt es denn nicht auch noch andere Nationen, deren mattes Licht der Gegenwart erlischt vor der glänzenden Sonne der Vergangenheit? Mögen Freiheit und Adel der Seele entflohen seyn von Hellas berühmten Ufern; soll ich etwa nach Rom eilen, um sie wiederzufinden, und mein Herz zu laben an ihrem beseligenden Anblick? Ach! auch dort sehe ich, wie auf Griechenlands segenreichen Fluren, nur Trümmer versunkener Größe. Aber was mich bei den Neugriechen mit Wehmuth erfüllt, empört mich unter Neurömern: jene immer blühende und grünende Gestade, fortwährend von übermüthigen Barbaren gedrückt, vermögen sich nicht zu erheben mit neuen goldenen Früchten ohne kräftige Hülfe; aber der Romagna nicht minder vom Himmel beglückte Gefilde, von den Nachkommen der weltherrschenden Roma bewohnt, beugen sich, obgleich frei von fremder Unterdrückung, unter eigener dummer Priestertyrannei. Die armen, mit Sklavenketten übermächtig gefesselten Griechen bedauert man; allein mit Widerwillen möchte man den heutigen Römerpöbel betrachten, der die Leichname der Heroen und ihre Werke umwimmelt, und, mit knechtischer Demuth vor mön-

chischer Hoheit, den heiligen Boden unaufhörlich betritt, wo, wie Voltaire sagt:

Des prêtres fortunés foulent d'un pied tranquille,
Les tombeaux des Catons et les cendres d'Emile.

Will man aber durchaus auf die Griechen schelten, nun so lasse man mir wenigstens doch meine Szioten leben. Es giebt unter ihnen so viele herrliche Geschöpfe von Mädchen und Frauen, und wer wollte da nicht etwas galant seyn! Die Männer aber, o! es finden sich so viele genialische Köpfe unter ihnen, sie haben eine so reizende Fülle körperlicher und geistiger Anlagen, sie sind so höflich, so human, so gastfrei. . . . . Lieber Leser, wärest du einige Zeit unter ihnen gewesen, die Dankbarkeit allein würde dich schon verbinden, sie als Ausnahme von der Regel gelten zu lassen.

Willst du ein Bild haben von dem Manne in diesen Gegenden, wo ein schöner, fast immer sonnenklarer Himmel, lieblich kühlende aromatische Lüfte, die Sinne in glücklicher Spannung erhalten, und durch die stets rege Kraft jugendlicher Phantasie dem unwürdigen Druck der Verhältnisse entgegenstreben: hier ist ein kleines Gemälde, treu dem Leben nachkopirt. Wir haben ja der Schilderung der

materiellen und geistigen Reize der andern zartern Hälfte von Szio's Bewohnern mehrere Blätter gewidmet, warum sollten wir nicht auch die Erlaubniß haben, bei unserem Geschlecht ein wenig verweilen zu dürfen, nachdem wir manche Vorzüge und Schwachheiten desselben beleuchtet haben.

Einen herrlichen körperlichen Wuchs hat der Mann nicht nur in Szio — im ganzen Archipel: das wissen die Leser längst, und haben es auch oft schon von mir gehört. Das ist auch so allgemein bekannt bei uns, daß jeder sich unter einem Griechen einen schönen Mann, so wie unter einer Griechin eine weibliche Schönheit vorstellt. Daß die Natur sich auf unserer Insel besonders bemüht zu haben scheint, schöne Originale hervorzubringen, ist ebenfalls bereits erinnert worden. Also ohne Umschweife hier zum Detail.

Ich habe den holden Knaben eines griechischen Primaten vor mir. Die männliche Kraft des werdenden Jünglings scheint schon im Keim in ihm zu liegen, und die schönsten Blüthen zur künftigen schnellen Entwickelung zeigen sich an ihm. Soll ich ihn einen Amor oder einen Engel nennen? — gleichviel, wenn ich ihn nur richtig in einem Miniaturgemälde vorzeichne. Das Gesicht, ein schönes Oval von der blendendsten Weiße, sanft mit Ro-

senfarbe tingirt: denn noch haben die sengenden Strahlen der Sommersonne ihre Wirkungen auf dasselbe nicht geäußert. Offenheit strahlt in ihm der Verstellung noch unfähig, und nichts als ein feiner Zug des heitersten Muthwillens spielt darin. Die Augen vom tiefsten Dunkel, und doch zugleich so funkelnd, groß und dabei mild, schön gespalten und voller Ausdruck. In den runden, und doch so zarten, in Morgenroth getauchten Wangen lachende Grübchen. Ein Mund, wie eine aufgehende Rose, die Nase von einem Kupido entlehnt, und ein Reichthum von schwarzen Seidenlocken, den alabasternen Nacken lieblich beschattend. Dieses Bild gilt von den meisten Knaben Griechenlands und besonders Szio's.

Was kann das reifere Alter solchen Naturreizen noch hinzufügen als einen höhern Wuchs, die vollkommnere Form der Nase, die Schattirungen der Männlichkeit am zierlich gerundeten Kinn und die schönere Bildung des Halses. Um alles dies vereint in einem Individuum zu erblicken, müssen wir einen griechischen Jüngling betrachten.

Er trägt den Kopf hoch, den Leib gerade, häufig etwas zurückgebogen. In seinem Antlitz ist eine Harmonie der Mischungen von gebietendem Ernst und sanftem Wohlwollen, von hoher Kraft und

zartem Sinn nicht zu verkennen. Edel sind seine Bewegungen und voll Anstand seine Geberden. Schwärmerisch ist oft der Blick seines großen, herrschenden lebendigen Auges; sein Lächeln hat eine bezaubernde Sanftheit, während sein ganzes ausdrucksvolles Gesicht von Geist und zugleich von Gefühl spricht. So nimmt er sogleich für sich ein, wenn man ihn zum erstenmale sieht.

Man merkt es ihm an, daß wo sein feuriges Gemüth einmal einen großen Gedanken ergreift, er rastlos voran strebt und keine Schranken achtet. Er ist voll Thätigkeit erfinderisch, und sein Unternehmungsgeist macht ihn fähig, große Dinge auszuführen. Gern mag er sich gewaltsam Bahn brechen, und wo ihn dennoch die Verhältnisse fesseln, da dürfte er unwillig seine Ketten schütteln. Er scheint zur Freiheit geboren, und es kann nicht an ihm liegen, daß sie nicht längst erobert ward.

Fließend spricht er seine schöne harmoniereiche Sprache, und mit Wärme und Empfindung drückt er sich aus. Die Bilder des Morgenländers stehen seiner immer regen Phantasie nicht minder zu Gebote, als der Witz und Scharfsinn des Abendländers. Die Sprache der Leidenschaften kennt er, einem Franzosen und Italiäner zum Troß, und noch jetzt muß man seine natürliche Beredsamkeit

bewundern. Hätt' er Gelegenheit, dies schöne Talent zu üben oder häufiger an den Tag zu legen — neue Demosthene würden sich zeigen.

Gehen wir nun von der Blüthe des Lebens zum Alter über, so bietet sich etwas neues und interessantes dar. Die Greise erinnern uns immer an die schönen Köpfe und Figuren, die einst die italiänischen Meister ihren Heiligen gaben. Man erblickt noch stets in den bejahrten Griechen, die mit Würde und Hoheit einhertreten, und den Menschen in seiner letzten Periode voll Ehrerbietung betrachten lassen, die Originale der alten Statüen und Medaillen, die wir aus den Trümmern des hehren Alterthums gerettet haben. Oft sogar glaubt man eine große Aehnlichkeit zwischen den Zügen bekannter Heroen, die auf uns gekommen sind, und denen eines gemeinen Landmannes, Lastträgers oder Schiffers zu entdecken.

Unter den löblichen Gewohnheiten des Morgenlandes nimmt die Reinlichkeit eine vorzügliche Stelle ein. Keine schmutzige ekelhafte Lazaroni stoßen einem in den Straßen der orientalischen Städte auf, und selbst die Armuth stellt sich nicht so nackend, so unverschämt dar wie vor Neapel's Pallästen und auf Rom's Plätzen. Nach unsern Begriffen sind meistens die sonst so lustigen

Einwohner schöner Himmelsstriche sehr dürftig; aber nothleidend sollte man sie nicht nennen. Bettelei sollte überhaupt in Ländern gar keine Entschuldigung finden, wo der Unterhalt so leicht ist und die Bedürfnisse so gering sind. Nur da kann der Mensch bei'm Darben nicht gedeihen, wo ihm das Blut schwer durch die Adern schleicht oder gar erstarrt, wo die Erde kümmerlich Nahrung reicht und nur gezwungen, wo die Lebensgeister, unter einem fast stets unfreundlichen Wolkenhimmel, durch schwere Dünste erschlafft, anstatt einen leichten Sinn ihm zu erlauben, nur trübe seine Seele umnachten, und sich so viele lange Monate hindurch, statt an der reinen ätherischen Quelle von Licht und Wärme, nur an dem dampfenden Feuerheerde oder hinter dem künstlich erwärmten Ofen erneuern lassen. Die oft Schauder im Herzen des Reisenden erweckende gräßliche Armuth in den Hauptstädten Mittel- und Unter Italiens kann nur einen Beweis mehr dazu abgeben, wie schlecht die Regierung beschaffen ist, und sie wird sich sogleich von selbst heben, sobald eine bessere an ihre Stelle tritt. In Szio fleht kein Armer mit niedriger Demuth um ein Almosen, und obgleich Türken hier herrschen, die doch in so manches Römers und Neapolitaners Augen nur für Barbaren gel-

ten, giebt es doch keine Bettler in einer Stadt von dreißigtausend Seelen.

Wohlhabende und Arme gehen hier sehr reinlich gekleidet, und so wie man im Orient den Körper selbst durch häufige Waschungen und Bäder stets sauber zu erhalten bemühet ist, so wendet man hier auch gleiche Sorgfalt auf die äußere Bekleidung. Man bemerkt zugleich, daß die Szioten ihren Anzug sehr zierlich zu wählen verstehen: denn auch hierin wie in allem Schönen zeigen sie Geschmack. Daß die so komisch uns vorkommende, aber doch immer sehr nette Kleidung bei dem weiblichen Geschlecht beibehalten wird, muß allein auf Rechnung des Herkömmlichen geschrieben werden. Wollten die schönen Sziotinnen abendländische Gewänden anlegen, sie würden bald mit den Europäerinnen in geschmackvollen, reizenden Kostümen wetteifern.

Man kann es ferner nicht in Abrede seyn, daß der Neugrieche die Künste liebt; aber unter dem bleiernen Szepter des rohen tatarischen Steppenvolks, der auf ihm lastet, wagt er's nicht, sie zu üben. Mahlerei und Plastik sind darum in den nämlichen Gegenden, wo sie weiland den höchsten Grad der Vollendung erreichten, wieder in den

Stand der Kindheit zurückgekehrt. An Wiederauflebung der Kunst dürfte auch bei der gegenwärtigen Verfassung nicht zu denken seyn: denn es fehlt durchaus an Aufmunterungen dazu, und alle die Gelegenheiten, wodurch so große Künstler sich bei den alten Griechen bildeten, und die zum Theil durch die Religion geheiligt waren, sind gegenwärtig nicht mehr da. Ein Haupthinderniß aber möchte auch wohl der Islamismus seyn, dem die meisten Zweige der Künste ein Greuel sind, und der selbst in der Mahlerei nur Landschaftszeichnungen zuläßt. Schon der Umstand, daß man sich sorgfältig hüten muß, den fanatischen Muhamedanern ein Aergerniß zu geben, muß dem Aufkommen eines bessern Geschmacks in den schönen Künsten in den Weg stehen. Aber wie sollen überhaupt diejenigen, die sich damit beschäftigen, hinlängliche Belohnung für ihre Bemühungen in einem Lande finden, wo fast aller Reichthum und alle Ehrenstellen ausschließlich sich in den Händen der Türken befinden, und beinahe alle Griechen, welche sich nicht mit dem Ackerbau und technischen Arbeiten abgeben, Handelsleute sind, die nur an Erwerb und an kaufmännische Spekulationen denken. Die erstern dürfen die Künste nicht unterstützen, und die letztern wollen es nicht.

Wozu aber die Griechen ganz vorzüglich, so wie in den ältesten Zeiten, aufgelegt sind — das ist der Handel und Verkehr. Ihre Gewandtheit, ihre Thätigkeit...... Alles dient dazu, sie zu betriebsamen Kaufleuten und emsigen Spekulanten zu machen. Doch häufig müssen sie ihre Unternehmungen nur insgeheim treiben: denn sobald diese nur einigermaßen glücken und anfangen in's Große zu gehen, müssen sie befürchten, ihr Vermögen und oft auch ihr Leben zu verlieren.

Hierin aber ist es vorzüglich, worin man ihnen Mangel an Redlichkeit zur Last legt, und wir können es nicht läugnen, man findet in der That in ihrem Charakter die Geschmeidigkeit, die Unbeständigkeit, die listige Schlauheit, die sich der Treulosigkeit nähert, und von andern Nazionen so oft schon ihren Vorfahren vorgeworfen ward. Wenn sie aber auch den Handel nicht treiben wie Holländer oder Britten, sondern viele unter ihnen sich gar kein Gewissen machen, ihr Wort zu brechen, zu betrügen und zu berücken, wann und wo sie es nur können; so giebt es doch auch manchen redlichen Handelsmann unter ihnen, mit dem man, ohne Gefahr hintergangen zu werden, in Verkehr treten kann. Macht man den Griechen in dieser Hinsicht einen Vorwurf, so entschuldigen sie sich

damit, daß die Franken gegen sie nicht anders handelten, und darum mit gleicher Münze bezahlt werden mußten. Auch darin haben sie zum Theil Recht; aber es fragt sich, ob unmoralische Handlungen darin eine Apologie finden können, daß Andere sie verrichten. Jeder wird dies verneinen. Diese so häßliche Seite des griechischen Charakters, nämlich Unbeständigkeit und Treulosigkeit, die auch den benachbarten sklavonischen und illyrischen Völkerschaften eigen seyn soll, erstreckt sich indessen zum Glück nicht auf das weibliche Geschlecht, oder ist in ihm wenigstens bei weitem schwächer. Indem wir darum die Männer von Szio tadeln müssen, wollen wir die schönen Sziotinnen hoch leben lassen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Tageszeiten in Szio. — Spaziergang durch die Stadt. — Physiognomie des Ganzen. — Die Frühmesse. — Versammlung um die Brunnen. — Badehäuser. — Die Siesta. — Die Sziotinnen vor den Thüren und Häusern. — Einladungen an die Vorübergehenden und Fremden. — Der Handel, der von den Schönen mit ihren Arbeiten getrieben wird. — Vorzüge und Wohlfeilheit derselben. — Gastfreundliche Behandlung.

Um das Leben einer Stadt und ihr Charakteristisches nach allen Formen und Nüanzen kennen zu lernen, muß man sie zu den verschiedenen Tageszeiten durchwandern, und die einzelnen Gruppen, aus denen das Ganze des gesellschaftlichen Vereins zusammengesetzt ist, sowohl abgesondert als in Verhältnissen zu einander, betrachten. Diesen Zwekken war für Szio's reizende Hauptstadt der heutige Tag gewidmet, und mit dem ersten Frühroth ergriff ich darum schon den Wallerstab.

Der schönste Sommermorgen lachte mir entgegen mit aller seiner Pracht, als ich in's Freie heraustrat, und unwillkührlich lenkte ich meine Schritte zum Hafen hin. Die Luft war morgenländisch mild; ein dolce zefiretto oder gentle braze, kein

derber nordischer Sausewind amalgamirte die verschiedenen Wohlgerüche der mannigfaltigen blühenden Gewächse, die in den vielen Gärten prangen, welche der Geschmack und Fleiß der Griechen auf dieser Seite der Insel mit so vielem Raffinement anlegten. Das Gestade erreichend sah ich das Meer noch glänzend mit rosigem Schimmer; aber die halbe Sonne blitzte schon frisch und wagerecht über die thauige Flurenwelt hin.

Die Morgenländer lieben die schönen Stunden des beginnenden Tages, worin neues tausendfältiges Leben erwacht in der weiten Schöpfung. Sie kennen unsere Philosophen, unsere Aerzte nicht; aber die Natur selbst hat sie die Wahrheit des Sprüchworts gelehrt: „Die Morgenstunde hat Gold im Munde.“ Alte und Junge, Reiche und Arme, die schönere Hälfte der Bewohner so wie die kräftigere ..... alle lockt der Vögel zwitschernder Frühgesang schon vom Lager auf. Erzählte man ihnen das Leben eines englischen Lords und seiner schönen Lady, oder das eines Pariser Parvenü mit seiner reizenden Donna — sie würden sie beide nur für Thoren halten können.

Neben und auf den Gewässern des amphitheatralisch von der Stadt, dem Fort und deren Umgebungen bekränzten Golfs war darum auch bereits

bunte Regsamkeit zu erblicken. Mit griechischer Lustigkeit wurden hier Waaren ein- und ausgeladen bei den Schiffen; mit morgenländischem Ernst führte dort einer der vornehmeren Türken die Aufsicht über ein auszubesserndes Fahrzeug. Die vielen beweglichen Gondeln erinnerten zum Theil ihrer Bauart nach an das hehre Alterthum, während andere mit ihren kleinen Masten und Segeln einen seltsamen Anblick gewährten. Ein griechischer Kauffahrteifahrer war eben aus Alexandrien angelangt, und in lebhaften Ergüssen sah man bei'm Schiffsvolk die Freude ausströmen über den nun glücklich zurückgelegten gefahrvollen Weg durch das klippenreiche Inselmeer: ein Haufe Matrosen hüpfte mit gewohnter Gewandtheit ihren fröhlichen Kreistanz, ganz nach der Hellenen Weise, die ihn auf die Nachkommen vererbten, während ein anderer durch jubelnden Gesang die Schnelligkeit der Füße bei den Tanzlustigen beflügelte. Ein Türke saß nicht weit von dieser Szene ruhig am Ufer und schmauchte gravitätisch seine lange Pfeife. Er mochte wohl bei sich denken: Es sind Sklaven, die in ihren Ketten tanzen — warum sollte man ihnen das Vergnügen nicht gönnen? —

Die flutenreichen Meeresgewässer fesselten so auf allen Punkten die Aufmerksamkeit des Spa-

ziergängers; allein nicht minder reizend war der Anblick der heitern, mit allen Gaben des Sommers geschmückten und so sorgsam angebaueten Ebene, die sich von der Stadt bis an die Rhede hinzieht, und dem Auge tausend anmuthige Ruhepunkte bietet. Mitten durch dieselbe hin in die Stadt zurückkehrend fand ich Alles bereits in lebendiger Regsamkeit. Die Weingärtner eilten frohlockend zur Arbeit, in ihre Rebenfelder, die Landleute an den Pflug, der hier schon mehr mit Eisen beschlagen war und ein besseres Ansehen hatte, als in andern ärmern Inseln des Archipels. Man ging, die während der Tageshitze so erquickenden Früchte zu sammeln und nach der Stadt zu führen, ehe die Sonne noch höher den Horizont hinaufstieg und die Erde mit ihren Glutstrahlen erfüllte. Indessen waren die Lastträger beschäftigt, die Basare mit neuen, aus verschiedenen Gegenden der Levante angelangten Waaren zu versehen. Andere besuchten die Mastix- und Terpentinpflanzungen, während noch andere schon die Hände voll zu thun hatten, um die vielen Kanäle und Wasserleitungen zu reinigen.

Ich trat in die Stadt ein, und von neuem zogen die hohen im Morgenlande so ungewöhnlichen genuesischen Palläste, die vielen schönen Gebäude,

durch

durch die Szio in der ganzen Türkei so einzig in seiner Art ist, meine Blicke auf sich. Doch schöner fast gefielen mir in diesem Augenblick die Häuser mit den platten Dächern, auf denen die schönsten Gewächse des südlichen Himmelsstrichs blühten, den Ankömmling schon von ferne mit den lieblichsten Wohlgerüchen begrüßend. Erwacht ist Alles bereits in den Häusern, und von den Straßen aus bemerkt man schon durch die nun geöffneten Fenster und Thürflügel, daß jeder sich rüstet, sein Tagewerk zu beginnen.

Der Ruf zur Frühmesse erschallt in allen Quartieren, und auch die Straßen fangen nun an, lebendiger zu werden. Bischöfe, Archimandriten, Kaluger, Popen in weiten schwarzen schallonenen Ueberkleidern, mit runden randlosen schwarzen Filzhüten. Greise mit langem Silberhaar am Bart, in denen man häufig Sokrate und Platone zu erblicken glaubt, und Jünglinge, bei denen man nicht selten eine Aehnlichkeit der Physiognomie mit den Büsten eines Miltiades, Themistokles, Alcibiades, Perikles wahrzunehmen wähnt. Frauen und Greisinnen, in ihrer Gesellschaft der holden Mädchen liebenswürdiger Haufe, deren schönes Antlitz uns hier kein mißgünstiger Schleier, wie in Konstantinopel, entzieht.

Ich höre das durchdringende Geklingel in den Kirchen, das Ende des Gottesdienstes verkündigend, und schon bemerke ich auf den Plätzen und in den Gassen überall der Verkäufer zahlreiche Schaar, die die Stadt mit den nöthigsten Bedürfnissen versehen, und die Träger in voller Beschäftigung. Auch die Weiber verschmähen es hier nicht, wie an andern Orten der Levante, einen Theil der Bürde des Haushaltes auf sich zu nehmen, oder die selbst gezogenen oder erhandelten Produkte mit Vortheil an den Mann zu bringen, und nicht selten erkennt man in dem harmonischen Gesichtchen einer Gemüseverkäuferin, einer Obsthändlerin die Züge einer Juno, einer Hebe.

Die Esel spielen um diese Zeit eine große Rolle in den Straßen, alle mit Körben und wie sich's versteht gut belastet. Bei uns sind sie ihrer Faulheit wegen berüchtigt; hier sind sie so munter und thätig, wie ein Pferd. Und die Treiber, wie fest sie an diesen ihren Thieren hängen! Dagegen sind auch diese unzertrennlich von ihren Herren. Beide verlassen einander nicht; mit Leib und Seele sind sie wie zusammengewachsen, es sind die lebhaftesten Zentauren Die Basare sind inzwischen aufgethan, alle Gewölbe, alle Buden nach und nach geöffnet worden.

Nüchtern hat man seinen Gott gepriesen; nach der Frühkirche eilt jeder, seinen Kaffe zu sich zu nehmen. Die Männer greifen dann auch zu den Pfeifen, und rauchen ihren milden, wohlriechenden Tabak mit den Muselmännern in die Wette; doch die Frauenzimmer enthalten sich hier durchaus dieser Gewohnheit, und überlassen sie gern ihren Schwestern zu Konstantinopel und im Innern der Türkei. Auch die Kaffehäuser werden um diese Zeit häufig besucht, doch mehr noch dienen sie den Türken zum Rendezvous. Die morgenländische Einrichtung derselben paßt auch weit weniger für den muntern Humor der Griechen, als für den stillen Ernst der Osmanli.

Ich mache mich nun auf einen Spaziergang durch die Hauptstraßen. Sehr unterhaltend ist der Anblick der mannigfaltigen Formen der Menschen in diesen Gegenden. Was diese aber noch mehr erhebt, ist die Verschiedenartigkeit des Kostume, und das Ausdrucksvolle, Charakteristische, Seelenvolle der Physiognomieen. Der buntscheckige Geschmack der Griechen, die komische Nazionaltracht der schönen Sziotinnen, und mitten unter ihnen die weißen Turbane der Muselmänner ... alles dies bildet ein Gewirr, womit sich das Getümmel einförmig, wie in Uniformen gekleideter

G 2

Europäer in den Straßen Wien's und Berlin's auf keine Weise vergleichen läßt.

Nach einer Weile bleib' ich bei einem der vielen Brunnen stehen, die auch auf dieser Insel, so wie überall in der Levante, wohlthätige Frömmigkeit erbaute. Sie sind gewöhnlich von Bäumen umgeben, und wenn Zypressen oder Ahornen sie umschatten, dürfte man sie charakteristisch für eine morgenländische Gegend nennen können. Junge leichtfertige Mädchen erscheinen mit ihren Eimern in zahlreichen Gruppen, und während der eine Theil das Wasser schöpft, jagen sich die andern munter und schäkernd auf dem Platze herum, tanzend und singend. Es sind die fröhlichsten Geschöpfe von der Welt; wer sollte denken, daß hier Türken den Herrscherstab führen? — Aber nicht minder interessant ist es, zur Mittagszeit hier vorüberzugehen, und die andächtigen Muselmänner ihre gesetzlichen Waschungen verrichten, und auf den Teppichen knieend, ihre Gebete murmeln zu hören.

Meinen Weg fortsetzend gelange ich an ein Gebäude, aus dessen Innern mir ein lebhaftes Geräusch entgegenschallte. Doch ist's ein Freudenlärm — das merkt man bald. Ich frage einen Vorübergehenden. „Es ist ein Badhaus,“ — lau-

tet die Antwort — „hören Sie nicht den lustigen Gesang der plätschernden Nymphen?" — Weit seltener streben übrigens Szio's Schönen nach dem Genuß dieses so raffinirten Vergnügens, das die morgenländischen Bäder gewähren, als die Griechinnen in Konstantinopel und Smyrna, und das trägt vielleicht viel dazu bei, ihrer Schönheit eine längere Dauer zu gewähren, als sonst leider im Orient der Fall zu seyn pflegt.

Ich durchstreife nun noch den Basar, worin die größte Lebendigkeit herrscht — dann aber eil' ich, mein Haus wieder zu erreichen. Schon beginnen nämlich die Sonnenstralen brennender zu werden, und nach und nach verlieren sich die Menschen von den Straßen, in ihre vier Wände sich verkriechend. Es ist Mittag. Ich blicke zum Fenster hinaus: alles ist wie ausgestorben. Man ruft mich zum Essen.

Die Tafel wird abgetragen. Die Stadt erscheint noch immer todt, ja todter noch als vorhin. Die Zeit der Siesta ist da. Während der heißen Jahrszeit macht der Grieche, so wie der Muselmann und der Armenier, in vier und zwanzig Stunden zweimal Nacht. Die Fenster werden dann mit Gittern, Laden, Jalousieen und Vorhängen verschlossen, und selbst der emsigste Lastträ-

ger sucht zu dieser Zeit die Ruhe, auf seine Matte ausgestreckt.

Wirklich ist auch die Hitze den Tag über so drükkend und abmattend, daß ununterbrochene Thätigkeit den Körper erschöpfen würde. Darum arbeitet niemand in den heißen Nachmittagsstunden. Von Eins bis halb vier Uhr nach unserer Zeitrechnung bleiben fast alle Basarsgewölbe, Buden und Werkstätten geschlossen; alles schlummert und rastet; erst wenn die große Hitze vorüber ist, kehrt jeder aufs neue bis zum Abend zu seinen Geschäften zurück. Man redet in Deutschland viel gegen den Mittagsschlaf, und man hat da gut reden: denn man bedarf seiner nicht. Aber die größten Widersacher dieser Gewohnheit sollten nach der Levante kommen, und ich wette: sie würden ihren Prinzipien untreu werden.

Erquickt durch des Schlummers sanfte Süßigkeit begeb' ich mich von neuem in's Freie. Es ist vier Uhr vorüber, und wer spazieren gehen will, verläßt die traurigen Mauern, um die Annehmlichkeiten einer schönen Natur zu genießen. Man eilt nach den Landhäusern im Campo, besucht die Gärten und Promenaden, sieht sich im Basar um, kauft, schließt Händel und Kontrakte, macht ländliche Exkursionen, verrichtet seine Geschäfte im

Hafen. Alles überläßt sich der Thätigkeit oder dem Genuß.

So vergeht der Nachmittag. Sobald die drükkende Tageshitze sich allmählig in sanfte, erquickende, die Nähe des Abends verkündigende Kühlung aufzulösen beginnt, erscheinen die jungen Griechinnen zahlreich vor den Thüren der Häuser. Manche haben Teppiche ausgebreitet und Ruhepolster hingelegt; andere betrachten, auf Bänken und niedrigen hölzernen Divanen sitzend, die Vorübergehenden. Es ist ein allerliebster Anblick, und man erinnert sich dabei an die holländische Sitte, den Abend vor den Häusern zuzubringen.

Ich will vorüberschreiten, doch wer könnt' es unterlassen, hier von Zeit zu Zeit seine Blicke auf die Schönen zu richten, die auf allen Seiten in bunten Gruppen die Aufmerksamkeit fesseln. Die lauterste Fröhlichkeit herrscht unter ihnen, und, die Arbeit nicht versäumend, unterhalten sich alle durch muntere Gespräche und lustige Gesänge. Ich wundere mich, an die Sitten des Orients und die stete Verborgenheit und zurückgezogene Verschämtheit des weiblichen Geschlechts in diesen Ländern gewöhnt, wie mir, einem Unbekannten, die versammelten reizenden Mädchen des Eilandes so keck, so dreist, so offen in's Auge blicken können, und ich

muß mir einen Augenblick träumen, fern von der Türkei zu weilen.

Aber damit ist's noch nicht genug. Auf einmal erheben sich die melodischen Stimmen der Liebenswürdigen, und, mit der einnehmendsten Freundlichkeit mich umkreisend, weiß jede, scherzend und lächelnd, aber mit einer unbeschreiblichen Anmuth den Faden zu einem Gespräch voll Geist und Unterhaltung anzuspinnen. „Wie gefällt es Ihnen in Szio?" — tönt ein Engelsstimmchen. — „Bleiben Sie lange bei uns, oder wollen Sie nur kurze Zeit uns gönnen?" — „Beliebt es Ihnen nicht, ein wenig auszuruhen, und sich bei uns niederzulassen?" — „Monsieur," redet ein Köpfchen mich an, das den Hals einer Venus zieren würde, je vous prie de bien vouloir entrer ici: il est bien joli chés nous," und mit diesen Worten öffnet die Schöne flugs ihre Thür. „Ah! que je suis charmé, de vous voir chés moi!" — „O! non, Monsieur préferera surement de se reposer chés moi: est-ce qu'il ne vous suffit pas, Mademoiselle, d'voir déja reçû aujourd'hui deux étrangers?" erwiedert eine schlanke Juno, die Freundin sanft zurückweisend. „Die Fremden sprechen allezeit bei mir ein," sagt ein neuer Rosenmund wieder griechisch: „Sie müssen doch sehen,

was ich für schöne Sachen habe." Zu gleicher Zeit fassen mich ein paar andere Nymphen bei den Armen, nach ihrer Hausthür mich hinziehend. „O! Signore, caro Signore — non andate via cosi presto!"

Was ist anzufangen? — So viel junge Mädchen, so viel Schönheiten müssen doch wohl den standhaftesten Mann besiegen. Man muß nachgeben, man mag sich stellen, wie man will. Also herein tret' ich in eins der Häuser, gleichviel in welches. „Und nun werden Sie den Vorhang fallen lassen", rufen mir meine Leser fragend und zweifelhaft zu. O nein, ich bin im Begriff, ihn jetzt erst recht aufzuziehen. „Aber, ums Himmels willen, nun sollen wir gar ein zärtliches Tête-à-Tête schildern hören!" — Allerdings ein Tête-à-Tête; aber — das züchtigste von der Welt.

Man hüte sich doch, ehe man in die Sitten und Gewohnheiten eines Landes völlig eingeweiht ist, ein vorschnelles Urtheil zu fällen. „Ländlich sittlich!" sagt ja ein altes Sprichwort, und keins wird gemeiniglich von den Reisenden und Reisebeschreibern minder beachtet, als dieses. Der lüsterne Mensch, der es unter den erzählten Umständen für so leicht halten dürfte, in den Armen von zwanzig griechischen Schönen, nach Lust und

Willkühr, seinen Begierden zu fröhnen, würde hier sich sehr betrügen. Nirgends würd' er bei diesen Gesinnungen übler wegkommen als in Szio, nirgends schlechter seine Rechnung gemacht haben.

Immerhin mag man, unbekannt mit dem Lande und den Landessitten, in den ersten Augenblicken eine nachtheilige Meinung von den hiesigen Frauenzimmern bekommen, indem man so geneigt ist, ihre anscheinende Hingebung, ihr zuvorkommendes höfliches Wesen, ihre natürliche Freimüthigkeit ganz unrecht auszulegen. Nachher wird man desto angenehmer durch das Gegentheil überrascht, und die Täuschung stellt sich um so schöner dar, je weniger man sie hier für möglich hielt. Diejenigen, welche die Sziotinnen als so mannlulustig, so leicht zu eines jeden Willen zu stimmen und Verführungen Gehör gebend schildern, — haben sia gar nicht gekannt.

Das schöne Klima macht es im Orient möglich, daß so viele Geschäfte und Arbeiten, die man bei uns nur innerhalb der Häuser zu verrichten pflegt, hier zu allen Jahreszeiten öffentlich gleichsam und unter freiem Himmel geschehen. Daß aber in Szio gegen die morgenländische Sitte die Frauen und Mädchen sich ohne Scheu zeigen, hat eben seinen Grund darin, daß sich da alles mehr oder weniger

der reinen Griechheit nähert, die wenigen Türken auf der Insel aber fast nur als lästige Gäste betrachtet werden, um die man sich hier weit weniger zu bekümmern braucht, als in Konstantinopel oder Smyrna. So oft es die Witterung zuläßt, sieht man darum tagtäglich die Sziotinnen sich vor ihren Häusern versammeln. Einige spinnen, die Spindel in der linken Hand haltend und ohne eines Rades zu bedürfen, andere mit Rädern; wieder andere beschäftigen sich mit den niedlichsten Stickereien und Nähereien. Ein Theil kos't, spielt, schäkert unter einander und treibt allerlei Kurzweile; ein anderer läßt Alles, was in der Straße vorüber- oder vor sich geht, eine Revüe passiren.

Bald erzählen sie einander Geschichtchen, Anekdoten, Novellen, romantische Dichtungen, bald erheben sie ihre Stimme zu allerlei Arten von Gesängen und Liedern, und es ist nicht allein in ihrer Muttersprache, daß dies geschieht: man hört sie auch französisch, italiänisch, ja selbst bisweilen russisch oder englisch singen. Man würde sich wundern müssen, woher die schönen Sziotinnen so große Sprachkundige seyen, wüßte man nicht, daß sie sich, eben der Fremden wegen, mit Fleiß auf die Erlernung fremder Dialekte legen. „Das klingt nun wohl freilich wieder etwas zweideutig", wird

man mir hier einwerfen; aber nur Geduld: einige Zeilen weiter unten werden schon alles gehörig aufklären, und zugleich die Tugend meiner Insulanerinnen retten, wenn sie bei den Lesern in Verdacht gerathen seyn sollte.

In ihrer muntern Laune wird nun besonders über Alles Glossen gemacht, was sich vor ihren Augen ereignet. Da ist keiner der Vorübergehenden, der ungeneckt bleibt, keiner, über den man nicht wenigstens ein paar Worte fallen läßt. Ob man ihn kennt oder nicht, ist dabei gleichviel. Freimüthig wird dieser oder jener angeredet, und bisweilen lassen sie ihm keine Ruhe, bis er zu ihrem Kreis tritt und eine Unterredung anknüpft. In dieser herrscht die größte Ungezwungenheit und Lebhaftigkeit. Ein Bonmot jagt das andere; Witz, Plaisanterie und Geist scheinen da zu Hause zu seyn.

Man muß sich an diese ihre Manier gewöhnen, wenn man mit ihnen fortkommen will, und sie immer mit gleicher Münze bezahlen. So wie man von ihnen behandelt wird, wollen sie wieder behandelt seyn, und wehe dem, der sich nicht in diese Art des Umgangs zu schicken weiß, oder sich nicht nach ihr bequemen will. Eine Fülle von Spöttereien hat er dann zu erdulden, die launigsten Epigramme

bringen ihn ganz außer Fassung. In gleichem Falle befindet sich der, der das Unglück hat, ihnen überhaupt zu mißfallen; sey es nun, daß sie etwas an seiner Gestalt, an seinen körperlichen Formen, Gesichtszügen, Kleidungsstücken und Gewohnheiten auszusetzen fänden, oder daß sie Grund zu haben glauben, sich über seine Art der Unterhaltung lustig zu machen. Thut diese ihnen nicht Genüge, so legen sie es häufig recht darauf an, ihn in Verlegenheit zu bringen, und verloren ist alsdann der, welcher nicht Gegenwart des Geistes oder Uebung genug hat, sich mit Ehren aus dem Spiele zu ziehen.

Bedenkt man, daß Alles bei diesen muntern Geschöpfen voll des lieblichsten Humors und einer nie zu versiegen scheinenden Heiterkeit nur auf Scherz hinausläuft, und der einzige Zweck bei ihnen ist, sich zu belustigen; so wird man ihre Anspielungen nicht anzüglich, ihre Witzeleien und Spottreden nicht beleidigend finden. Auch wird der Anstand nie verletzt, und Alles, was einen Verstoß gegen die weibliche Sittsamkeit abgeben könnte, bleibt durchaus verbannt. Man hat darin einen sehr feinen Takt; an der Gränzscheide des Anständigen schwebend überschreitet man sie doch nie, um etwas Unanständiges zu sagen. Wollt' es

jemand wagen, über diese so zart gezogene Linie auf irgend eine Weise hinauszuschweifen; so würd' er sich nur allgemeine Verachtung zuziehen.

Hat aber jemand ihre Aufmerksamkeit an sich gezogen, und er entspricht ihren Erwartungen, verbindet er mit einer edlen Gestalt ein feines Betragen, ein anständiges gefälliges Wesen, einen gebildeten Verstand und etwas Witz und Geistesgegenwart — dann kann er dreist in ihre Mitte treten, und darf sich versprechen, viel Vergnügen zu finden. Laut knüpft sich die Unterredung auf der Straße an und vor aller Augen. Man sieht sich von Höflichkeitsbezeigungen voll Geist und Delikatesse überhäuft, und antwortet man ihnen in dem nämlichen Ton, so wird man ihre Naivetät, ihr lebendiges Gefühl, ihre Gewandtheit und Geschmeidigkeit in Reden und Ausdrücken nicht selten zu bewundern Gelegenheit haben, und viel Achtung für ihre intellektuellen Eigenschaften bekommen. Mit den angenehmsten Wendungen springt man von einem zum andern, scherzt, lacht und trennt sich endlich zufrieden und befriedigt.

Warum sie sich aber nicht damit begnügen, Unterredungen auf den Straßen mit den Vorübergehenden und besonders Fremden anzuspinnen, sondern sich auch bemühen, sie in die Häuser zu zie-

hen, hat verschiedenerlei Gründe. Erstlich ist es das Streben nach dem Genuß der gesellschaftlichen Unterhaltung, und der Wunsch, das angefangene Gespräch in Gegenwart der Ihrigen fortzusetzen und noch mehr zu beleben, was sie dazu bewegt. Dann aber geschieht es auch aus wohlwollender Gesinnung und dem Verlangen, seine Gastfreiheit zu zeigen. Endlich haben die Sziotinnen dabei den Nebenzweck — und er mag wohl oft das Hauptmotiv abgeben — ihre niedlichen Arbeiten, die sie verfertigen, für Geld und gute Worte an den Mann zu bringen.

So ökonomisch, einfach und mäßig die hiesigen Frauenzimmer nämlich in ihren Haushaltungen sind, einen eben so großen Hang zeigen sie zum Gewinn und Erwerb. In diesem Stücke sind sich die reichsten wie die ärmsten völlig gleich. Die weniger Bemittelten stricken seidene Strümpfe, Mützen und Geldbeutel von vorzüglicher Güte, und bloß zum Verkauf. Die reichern besetzen Hals- und Taschentücher, so wie das weiße Zeug nach orientalischer Manier mit Stickereien. Andere beschäftigen sich sogar mit einem besondern technischen Gewerbe oder irgend einer Fabrikarbeit. So verfertigen einige Seiden- und Baumwollenstoffe, andere Hemden von einem seidenen, halbseidenen oder

musselinenen Gewebe. Viele Frauenzimmer von jedem Stande und Alter bereiten eingemachte Früchte, Süßigkeiten und Konfituren von jeder Art, so auch allerhand wohlriechende Wasser und Oele. Die Parfüms von Lavendel- und hunderterlei Blumen, die Rosen- und Orangenblütenzucker, die Sirupe von Limonien und Zedrat, die Näschereien aus Pommeranzen und Feigen werden besonders gerühmt.

Von allen diesen Sachen haben sie einen ziemlichen Vorrath in ihren Häusern, und sie geben sich alle Mühe, sie an Personen, die sie bezahlen können, abzusetzen und gegen Geld umzutauschen. Um diesen Handel desto besser führen zu können, befleißigen sie sich nun, von den Sprachen aller derjenigen Nationen, welche nach der Levante handeln, so viel zu erlernen, als nöthig seyn dürfte, um die vorhin genannten Waaren jedem Vorübergehenden oder Fremden in seiner Muttersprache zum Verkauf anbieten zu können. Dies fällt anfangs um so mehr auf, da man es am wenigsten hier erwartet, und am sonderbarsten muß es einem Franzosen oder Engländer vorkommen, in deren Vaterlande die Frauenzimmer sich selten mit Erlernung fremder Dialekte abgeben.

Manche der hiesigen Griechinnen haben es sogar so weit gebracht, daß sie mehrere ausländische Spra-

chen mit Geläufigkeit reden. Da ist es nun freilich für jeden sehr überraschend, seine Muttersprache so fern von der Heimath kultivirt zu finden, und zwar bei dem weiblichen Geschlecht eines durch Kleidung, Sitten, Gebräuche und Denkweise von den europäischen Nationen so verschiedenen Volks. Man hat mir erzählt, daß selbst Schweden und Dänen hier Personen finden, mit denen sie sich schwedisch oder dänisch unterhalten können.

Die Einladungen, welche von den Sziotinnen an die Fremden ergehen, in ihre Häuser zu treten, werden übrigens auch oft mit einer Anzeige dessen begleitet, was bei ihnen zu finden und zu kaufen ist. Nicht selten hört man, durch die Straßen einhergehend: „Mein Herr! Haben Sie Lust, schöne Stickereien in Gold und Seide zu sehen?" — „Wollen Sie uns nicht besuchen? wir haben so viele niedliche Tücher von Musselin und Seide mit den prächtigsten Blumenguirlanden." — „O kommen Sie doch herein: vortreffliche Geldbeutel haben wir." — „Mein Herr, hier sind schöne Sachen zu bekommen." — Nicht allein der trefflichen Arbeit, sondern auch der Dauerhaftigkeit wegen sind diese sziotischen Fabrikate von großem Werth, und dabei ist Alles sehr wohlfeil. Die Geldbeutel z. B., die so zierlich und fleißig gearbeitet und fast unzer-

reißbar sind, werden das Stück für weniger als achtzehn Groschen verkauft, und seidene Strümpfe kann man beinahe für den nämlichen Preis haben. In Deutschland würde man solche Waaren schwerlich für ein paar Reichsthaler oder Einen Dukaten bekommen können.

Tritt man in eins der Häuser ein, so ist es gerade nicht nothwendig, etwas zu kaufen: gern und bereitwillig zeigen die schönen Insulanerinnen ihren Vorrath von Handarbeiten, wenn sie auch nichts absetzen. Aber wer wollte und könnte so karg seyn, hier nicht wenigstens eine Kleinigkeit zu nehmen, um den Dank so reizender Mädchen zu gewinnen! — Alles ist so niedlich, so zierlich und dabei so dauerhaft gearbeitet, daß man Lust bekommt, nichts zurückzulassen, alles mitzunehmen; und blickt man auf die schönen Hände, die sie verfertigten und jetzt zum Verkauf darreichen, so kann man vollends sich des Wunsches nicht erwehren, zum Andenken wenigstens manches zu behalten.

Ist der Fremde einmal im Hause, so begnügt man sich nicht damit, ihm die Sachen vorzulegen, die die Familie zu verkaufen hat, sondern die morgenländische Gastfreundlichkeit kann es nicht unterlassen, ihn zum Sitzen zu nöthigen, sich zu bemühen, ihn auf alle mögliche Art zu unterhalten, und

auch häufig, so gut als man's vermag, zu bewirthen. So kann man sich für eine kleine Anzahl Parah's manchen angenehmen Nachmittag in Szio's schönen Familienzirkeln verschaffen, und ist man einmal bekannt in denselben, so wird es einem nie an angenehmer Unterhaltung auf der Insel fehlen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die Sonn- und Festtage. — Die Nachmittagsstunden. — Die Sziotinnen auf den Spazierplätzen. — Mancherlei Gruppen und Szenen. — Zuvorkommendes Wesen der Schönen gegen die Fremden. — Ihr Betragen gegen die Türken. — Der Abend und die Ständchen. — Sittsame Tugenden der Insulaner. — Unterschied zwischen den Sitten der Europäer und Griechen in dieser Hinsicht. — Einfluß des asiatischen Muhamedanismus auf die Moralität der letztern.

Es ist ein Sonn- oder Festtag. Mit verdoppeltem Eifer hat in der Frühe seines Beginnens jeder seinen Gottesdienst verrichtet. Der Nachmittag ist nun besonders dem Vergnügen und der Fröhlichkeit geweiht. Den größten Theil der Basare findet man geschlossen; die im Vergleich mit den Griechen so geringe Zahl von Türken kann es nicht verlangen, daß um ihrentwillen die Buden und Gewölbe geöffnet bleiben. Die Handwerker schieben

die Laden an den sonst immer offenen Fenstern ihrer Werkstätte vor, die Weingärtner und Landleute haben Rasttag, die Krämer denken nicht an's Einkaufen, und die Handelsmänner vergessen auf eine Weile ihre Spekulationen. Alle Klassen der griechischen Einwohner von Szio wollen lustig und freudig seyn, und selbst Muselmänner und Juden scheinen daran Theil zu nehmen.

Fast bei allen Völkern und bei allen Religionen ist es eingeführte Sitte, an den der Gottheit und dem Himmel gewidmeten Tagen auszuruhen von mühseligen irdischen Geschäften und weltlicher Verrichtungen drückender Last. So wie man unsere Erdengötter schon zu ehren glaubt, an ihren Namens- und Geburtsfesten der Arbeit sich enthaltend und nur dem Vergnügen nachhängend — so soll auch der große unsichtbare Himmelsgott am würdigsten dadurch verehrt werden, daß alle den lautersten Freuden das Herz öffnen Ohne Zweifel ist diese Gewohnheit in der Eigenschaft einer gränzenlosen unendlichen Güte gegründet, die man in das Wesen der unerforschlichen Urthätigkeit im All der Natur legt. Als allgütiger Vater wird er Wohlgefallen daran finden, wenn alle seine Kinder glücklich sind; aber da das nun einmal vermöge der Konstruktion der Welt und ihrer Gesetze nicht

möglich ist, so sollen sie es wenigstens an gewissen Tagen seyn. Ob die Szioten sich jemals in solche, fast metaphysisch klingende Untersuchungen verstiegen haben, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß nach den obigen Voraussetzungen nicht leicht ein Völklein die Gottheit besser und würdiger verehren kann als sie.

„Der Tag ist so schön: es wird heute voll werden auf der Esplanade“, sagt man sich, und die Vermuthung, die Wahrscheinlichkeit für Gewißheit nehmend, geht jeder hin, um zu sehen und — gesehen zu werden. Ich folge der diesem Vergnügungsorte zuströmenden Menge, und befinde mich auf einmal mitten unter einem zahlreichen Schwarm von Spaziergängern und Spaziergängerinnen, deren nette, sorgsam gewählte Gewänder das Fest verkündigen.

Man erblickte hier Muselmänner traulich in griechischen Zirkeln, und die Art, wie die beiden Nationen mit einander umgingen, zeigte deutlich genug, daß in Szio keine so große, unübersteigliche Kluft zwischen beiden befindlich ist, als an andern Orten. Die Alten, unter den Griechen sowohl als unter den Türken, hatten mit ihren langen wohlgeordneten Bärten ein so ehrwürdiges Ansehn, daß es mir in diesem Augenblick vorkam,

den europäischen Greisen müsse, da sie dieses edlen Schmucks der Männlichkeit beraubt sind, viel an ihrer Würde fehlen. Noch mehr aber ergötzte mich der Anblick der vielen versammelten jungen Leute mit eben so schönen symmetrischen Gesichtszügen, von eben so edler Gestalt, als die waren, welche die alten Dichter einst begeisterten. Desto auffallender hingegen stellte sich mir jetzt die komische Putztracht der Sziotinnen dar, die man außer dieser Insel wohl nirgends so sieht; sie bildete einen seltsamen Kontrast gegen das für ein europäisches Auge ebenfalls so fremdartige Kostume der Türkinnen, die sich hier in der Griechinnen Gesellschaft befanden.

Doch ich blicke sie an, und vergessen ist alles Lächerliche ihres theatralischen Anzugs. Der hohe schlanke Wuchs, der majestätische Anstand, die schön und so regelmäßig gezeichneten ausdrucksvollen Gesichtszüge, in welchen man die lebhaften und tiefen Gefühle der Seele lies't, die Fülle von Liebenswürdigkeit in den Mienen . . . . wen sollten so viel vereinigte Reize nicht fesseln? Und kaum nähere ich mich ihnen, so umschwebt mich schon der zierlich gelockten Nymphen zahlreiches Chor, den Fremden in mir erspähend. Nun bin ich ihr Gefangener, und das Entwischen ist nicht leicht.

Das Gespräch beginnt. Man fragt mich um meinen Namen, die Zwecke meiner Reise, um mein Vaterland, meine Verhältnisse, und — flugs umfließt aus zartem Munde mich ein Epigrammenstrom nach dem andern. Die Anspielungen sind voll Witz, und der lustige Nationalhumor spiegelt sich in jeglicher Phrase. Die holde jungfräuliche Grazie ersetzt, was an europäischer Bildung zu gebrechen scheint. Umringt von Szio's Schönen bring' ich so eine gute Weile im muntern Geplauder zu.

Ich entwinde mich endlich dem fröhlichen Zirkel, dessen unschuldige Heiterkeit nie zu versiegen scheint, und gehe weiter. Eine neue Gruppe mit Blumen und Blüten geschmückter Sziotinnen stößt mir auf, freundlich mich begrüßend. Unter tausend Possen und Ausbrüchen des sorgenlosen, nur dem Altare Hilarion's Weihrauch spendenden Gemüths bestreut man mich mit grünen wohlriechenden Blätterkränzen, Blumenbouqueten und Guirlanden aus vielfarbigen Baumblüten. Man ladet mich ein, an den Lustbarkeiten der Stadt Theil zu nehmen; man ersucht mich, die frohen abendlichen Gesellschaftszirkel zu besuchen. Ein natürliches Wohlwollen stralt von allen Gesichtern; so gastfreundschaftliche Bitten lassen sich nur durch

höfliche Zusagen erwiedern. Scherzend und lächelnd verläßt mich nun der Haufe der Schönen, zu einem fröhlichen Kreistanz sich reihend und unter muntern Gesängen leichtfertig davonhüpfend.

An gemischten Attroupements fehlt' es auch nicht auf diesem öffentlichen Spazierplatze. Eltern, Söhne, Töchter, Verwandte und Freunde . . . . alle hatte der heitere Himmel in frohen Kreisen in's Freie gelockt. Ueberall ward ich mit zuvorkommender Gutmüthigkeit und hinreißender Gefälligkeit aufgenommen. Ueberall war das eifrige Bemühen sichtbar, den Fremden durch angenehme Unterhaltung zu ergötzen. Ohne Zweifel würde diese ein abgesondertes Leben, wie das insularische, unter gewöhnlichen Menschen sehr schwer machen, da es nöthigt, den Faden derselben aus sich selbst herauszuspinnen — nicht so unter fein empfindenden Seelen, für die es nie an Stoff fehlt, das Gespräch von neuem zu beleben. Die Unterredung drehte sich freilich nicht, wie man oft für gesellschaftliche Nothwendigkeit hält, um Neuigkeiten des Tages, die diesen insularischen Zirkeln größtentheils mangelten; aber sie war darum doch nicht leer von dem wärmsten Interesse, mit dem verwandte Gefühle sich einander näherten, und unvermerkt schliffen sich, wie in einem Nu, alle die

Ecken ab, die sonst neue Bekanntschaften so leicht dem Umgang geben. Man war ungezwungen und unbedenklich sich hingebend, als hätte man sich schon Jahre gekannt.

Ich begebe mich nach den Gärten und übrigen Umgebungen der Stadt hin; auch da ist allgemeine Fröhlichkeit an der Tagesordnung. Einige schöne Mädchen bieten mir im Vorübergehen verzuckerte Mandeln, Rosinen und Feigen dar, andere beschenken mich mit Bonbons. Diese stecken mir duftende Blumen vor, jene reichen mir Sträuße von Lavendel und Epheu. Verschiedene haben auch die niedlichsten ihrer Handarbeiten mitgebracht, die sie auf den Promenaden an einen Käufer zu bringen hofften, und andere nähern sich mir geradezu mit der Bitte um ein paar kleine Stücke Geld. „Sehen Sie, mein Herr", redet mich mit offener heiterer Miene ein Köpfchen mit Augen so unschuldig, wie die einer Vestalin, an: „ich möchte mir gern ein hübsches Band kaufen zur Haube und zum Flechten der Haare; schenken Sie mir ein paar Parah's." — „Und ich", nimmt eine begleitende Holde das Wort, hätte so große Lust, einen Geldbeutel mit Gold zu sticken. O! etwas schenken Sie mir gewiß." —

Merkwürdig ist's zu sehen, mit welcher Klugheit sich diese muntern Schönen in Gegenwart von

Türken benehmen, mit welcher Vorsicht sie da zu Werke gehen. Nie reden sie sie an, gleich andern Fremden, und werden sie von ihnen angeredet, so antworten sie nicht auf ihre Fragen. Man hat leider nur zu traurige Erfahrungen, wie wenig sie oft geneigt sind, die Delikatesse des weiblichen Geschlechts zu schonen. Die Muselmänner haben sonst — das wissen unsere Leser — eine große Zurückhaltung und achtende Schonung gegen die Frauenzimmer, wenn diese auf gleiche Weise gegen die Männer handeln. In Konstantinopel, in Smyrna, in Syrien wie in Aegypten schlägt der Osmanli, einer weiblichen Gestalt begegnend, sogleich die Augen nieder, um sie nicht anzuschauen; kaum wagt er's, sie flüchtig mit einem schnellen Blick zu messen, und auch das nur, um desto besser aus dem Wege gehen zu können. Sieht der Muselmann hingegen, daß Frauenzimmer entschleiert gehen, aus ihrer Zurückgezogenheit und Verborgenheit, wozu sie seiner Meinung nach auf immer hier auf Erden verdammt sind, heraustreten, und ohne Scheu sich in Gesellschaft von Männern zeigen — dann glaubt er sich auch Alles gegen sie erlauben zu dürfen. In seinen Augen sind sie liederliche, Tugend und Sittsamkeit mit Füßen tretende Dirnen, die keine Achtung weiter verdie-

nen, und gleich feilen Freudenmädchen behandelt werden können. Daß diejenigen, welche viel mit Europäern umzugehen und ihre Sitten kennen zu lernen Gelegenheit hatten, diesen Wahn allmählig ablegen müssen, versteht sich von selbst; aber deren sind immer nur wenige, und noch wenigere möchten wol unter den Türken in Szio's Zitadelle von dieser Art seyn.

Wie sehr muß es diesen aber auffallen, auf unserer Insel die Frauenzimmer mit einer Freiheit einhergehen und handeln zu sehen, deren Möglichkeit sie sich vielleicht in ihrer Einfalt kaum geträumt hatten. Was Wunder, wenn sie nun eine verächtliche Idee von ihnen bekommen und ihnen die schonende Achtung zu entziehen kein Bedenken tragen, die das weibliche Geschlecht sonst in der ganzen Levante genießt. Die auf dem Eilande ansässigen Osmanli sind freilich schon längst hieran gewöhnt: sie finden in Gebräuchen jetzt nichts Besonderes mehr, die sonst ihren Sitten so sehr widerstreben. Aber Szio ist immer zugleich auch der Aufenthalt von vielen fremden Türken, die entweder des Handels und der Geschäfte wegen hieher kommen oder von Konstantinopel verwiesen worden sind, und zur Zeit des Aufenthalts des Kapudân-Pascha wimmelt's hier von Muselmännern aller Art. Diese

Fremden bilden sich nun wol ein, es müsse in Szio seyn, wie an andern Orten ihres Reichs, und sie sind darum leicht unduldsam gegen Alles, was sich mit ihrer Denkart nicht reimt, ihrem durch das Herkommen und ihre Religion geheiligten Sitten-Kodex widerstreitet. Auch vergessen sie leicht, wo sie sind, und glauben hier herrschend und gebietend erscheinen zu dürfen, wie allenthalben anderswo. Als Türken, denken sie, wären die Griechen ihnen unterthan, und nun können sie sich's auch herausnehmen, sie auf dem freien Szio als Sklaven anzusehen und so zu behandeln.

Die Sziotinnen würden sich's gefallen lassen müssen, manche kränkende, ungebührliche Zumuthungen anzuhören, sie würden sich vielfachen Neckereien, ja selbst Brutalitäten aussetzen — suchten sie nicht sorgfältig jedes Zusammentreffen mit Türken zu vermeiden. Will es aber der Zufall, daß sie mit einigen von dieser Nazion zusammentreffen; so betragen sie sich mit einer Würde, die Ehrfurcht erweckt. Ohne Furcht blicken zu lassen, zeigen sie sich als freie Griechinnen, die Niemandes Gegenwart zu scheuen haben, und das edle Selbstvertrauen, womit sie zu Werke gehen, schreckt jeden ab, ihnen auf irgend eine unerlaubte Art zu nahe zu treten. Mit Verachtung wissen sie den Muth-

willigen zurückzuweisen, durch Drohungen den Kühnen in Schranken zu halten. Sie kennen ihre Rechte und wissen sie zu vertheidigen. Wie sehr stehen in diesem Stück nicht die Griechinnen in Konstantinopel hinter denen in Szio zurück!

Während meines Spazierganges war es indessen schon spät geworden. Bereits verschüttete die Abendsonne unter ihren Rosen das weite vor mir ausgedehnte Meerthal, während ein bald feuriges, bald mattes Roth um die Gewölke floß. Noch eine kurze Zeit und die glänzende Königin des Tages schien sich selbst in den fernen Fluten zu begraben. Ein feuriger Stral verweilte allein am Himmel; auch er verschwand, und im perlfarbenen Meere der Firmamente schwamm der Abendstern, anfangs nur mit schwachem Lichtschimmer, doch schnell zur bleibenden Herrlichkeit heranwachsend. In düstere Schatten fing indessen die Stadt an sich zu hüllen, während die hoch emporstehende Zitadelle wieder in röthlichem Gold glühte. Doch auf einmal schien sich der Schleier von dem Häuser-Chaos wegzuziehen, und das Thal versank bis zu den Gewässern hin, mit allem seinen reichen Schmuck, schwermüthig in die Bergschatten.

Ein heiliger, doch matter und mit jedem Moment noch schwächer werdender Glanz lag nun auf

Szio's Mauern und allen die Stadt umgebenden Gärten und Hainen, sammt dem ganzen düstern Bergprofil. Als auch dieser verschwand, da umspannte ein zauberisches Helldunkel den durch den Stadtberg begränzten Gesichtskreis. O! kann eine Stunde hier schöner seyn zur Liebe, als diese des magischen Dämmerlichts, worin alle Gegenstände ein so feierliches Ansehen erhalten! — Die schönen Baumgruppen, die dichten Gebüsche, die lauen Lüfte, das sanfte Murmeln des Wassers . . . . . Alles athmet eine süße, heimliche Wollust, Alles hat so viel Einladendes zu feierlichen Ergüssen des brennenden Herzens. O gewiß! mancher vertraute Liebling wird hier seiner Schönen den Schwur der ewigen Liebe verkündigen; gewiß manche der reizenden Szlotinnen wird sich um diese Zeit hier einfinden, ihn von den zärtlichen Lippen des treuen Erkohrenen wegzuküssen.

Auf einmal umschallen mich aus düsterer Ferne der Musik harmonische Töne, und, die dämmernden Gehölze vorüberwandelnd, vernehme ich die süße Stimme der Liebenden, denen Amor's Pfeile unheilbare Wunden zu schlagen wußten. Es schwirren mir entgegen der Zithern einladendes Geklimper, der Laute klagender Ruf, der Guitarre Trauermelodieen. Gesänge der Liebe begleiten den

Klang der Instrumente, und während die Vögel von den Zweigen der Bäume noch hin und wieder schlagen, verkündigt Alles, daß unter denselben Amoretten ihr liebliches Spiel treiben. Das Horazische: lenes susurri — das heimliche süße Geflüster der Liebenden im abendlichen Schatten — war wol bisweilen auch durch Musikinstrumente akkompagnirt. Diese liebliche Sitte hat sich bei den Griechen erhalten. Sobald das Spätdunkel die Landschaft umflort, beginnt das süße Getön des Ständchens, in der Stadt so wie außerhalb auf ländlichen Fluren, begleitet von schmelzendem Gesange. Es dauert oft fort bis zur holden Stille der Mitternacht, und zuweilen scheint es sogar alsdann erst ein neues Leben zu bekommen.

Doch bilde man sich nicht ein, daß alles dies auf häufige Uebertretungen der Sittsamkeit und Tugend deute. Der Liebhaber sucht sich der Geliebten allerdings, so wie bei uns, auf alle mögliche Weise zu nähern, ihr alle nur ersinnliche Beweise seiner Neigung und seiner Anhänglichkeit zu geben; er bemüht sich, die Eltern, Verwandten, Freunde und Freundinnen der Erwählten auf mancherlei Wegen auf seine Seite zu bringen; er nimmt auch wol, um seinen Zweck zu erreichen, zur List und zu Verstellungen, zu Kabalen und heimlichen In-

sinuazionen seine Zuflucht; aber von dem Mädchen selbst bleibt er stets in angemessener Entfernung, und dieses wird es nimmer dahin kommen lassen, daß die Linie der Schamhaftigkeit auf irgend eine nahe oder entfernte Weise übersprungen werde.

In dieser Hinsicht sind die Sitten unter den Griechen, denen wir gemeiniglich eine so große Verderbtheit zuschreiben, weit reiner als unter den Europäern, die sich nur immer mit ihrer Aufklärung brüsten, und doch so häufig nicht darnach thun. Man denkt im gesitteten Abendlande häufig so sittenlos, daß man den Raub der Unschuld an der reinen, keuschen Jungfrau für kein Verbrechen gelten lassen will: im sittenlosen Griechenland ist man hingegen so gesittet, ein solches Vergehen für das ärgste, was von Menschen begangen werden kann, zu halten. Ein Mann, der mit einem Frauenzimmer außer der Ehe gebuhlt, der ein Mädchen aus Wollust verführt hätte, würde allgemein verabscheuet werden, und dürfte der Strafe und Gerechtigkeit nicht leicht entrinnen. Eben so die Jungfrau, die eine Mannsperson zugelassen, ihr mehr als die Sittsamkeit erlaubt und die Mädchenkeuschheit zugesteht, Spielraum vergönnt hätte, und nur ihren sinnlichen Trieben und Lüsten gefolgt wäre. Ihre Familie würde sie ausstoßen, ihre

Freun-

Freundinnen würden sie verachten, und nur fern vom Vaterlande dürfte sie ein neues Unterkommen finden.

„Die beiden Geschlechter sollen ihre sinnlichen Triebe gegen und zu einander nur und einzig und allein in der Ehe befriedigen," — das ist das heilige Gesetz, auf dessen Befolgung so scharf gesehen wird. Darum giebt es auch der Hagestolzen so wenige unter den Griechen in Szio; darum strebt jede Mannsperson so sehr hier darnach, sich sobald als möglich zu verheirathen. Auch ist der Familienvater im ganzen Orient weit mehr geachtet, als der Junggesell; er genießt mancherlei Vorzüge und Vorrechte, und geht letzterm fast in allen Stücken vor. Bisweilen wurd' ich gefragt, woher es komme, daß so viele Europäer, denen es weder an Gesundheit noch an Jahren fehlte, sich nicht verheiratheten, und ihr ganzes Leben hindurch im ledigen Stande bleiben zu wollen schienen. Zugleich gab man nicht selten seine Verwunderung zu erkennen, wie dies, ohne eine völlige Antipathie gegen das weibliche Geschlecht zu haben, möglich sey. Was meine Antwort war, will ich der Leserinnen wegen hier nicht verrathen.

Daher findet man aber auch zugleich hier nicht jene Weichlinge, die sich unter Zytheren's Verehrer

mischen, und ihr die schönsten Früchte ihrer Jugend, die den Altären der Tugend und den Musen geheiligt seyn sollten, zum Opfer bringen. Unter den süßesten Umarmungen hat ihnen jene Tochter der Liebesgöttin mit bezaubernden Küssen ein tödtendes Gift eingehaucht, dessen magischer Reiz sie immer gieriger macht und mit einem unersättlichen Durste entflammt. Blühende Gesundheit stellen Szio's Söhne dar, und unverdorben ist ihre Natur, so wie ihr Geist.

Mögen immerhin auch innerhalb Szio's Mauern feile Dirnen in der Verborgenheit weilen, oder unter dem Schutze der Nacht umherschleichen, bereit, ihre buhlerischen Reize an den Meistbietenden zu verhandeln — kein Mann von Stande, er mag jung oder alt seyn, der sich nur etwas über den Pöbelhaufen erhebt, wird sich mit ihnen abgeben. So etwas wird von allen mit Recht unter ihrer Würde gehalten, und Szio's Jünglinge denken und handeln in dieser Rücksicht ganz anders, wie die unsrer großen Städte in Europa. Der Umgang mit Freudenmädchen wird den Matrosen und Soldaten überlassen; ein rechtlicher Mensch meidet auch den Schein irgend eines Verhältnisses zu ihnen.

Wer wird es in Abrede seyn? Das asiatisch-muselmännische Herrscherschwerdt hat viel dazu bei-

getragen, die Griechen zur Sittsamkeit, Einfachheit der Lebensart und Ausübung häuslicher Tugenden anzutreiben. Denn wird man es läugnen: ihre so gerühmten Vorfahren stehen in dieser Hinsicht weit hinter ihnen zurück. Es herrschte im alten Griechenland, wenigstens an vielen Orten, im Ganzen eine weit größere Verderbtheit der Sitten, man überließ sich damals weit größern Ausschweifungen, als jetzt in diesen Gegenden der Fall ist. Dieses Gute muß man der gegenwärtigen Griechen-Generazion lassen, man mag auch noch so viel ihr zur Last legen, und gewöhnt, nur Herabsetzung und Tadel der hellenischen Nachkommen von den Reisebeschreibern aussprechen zu hören, werden die Leser dieses rühmliche Zeugniß, das ich ihnen ertheile, mit Vergnügen vernehmen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Das Ende des Abends. — Abendlicher Gesellschaftszirkel. — Geselliger Ton. — Unterschied desselben vom europäischen. — Gleichheit und Freiheit in der Sozietät. — Etwas vom Adel unter den Griechen. — Sziotischer Adel. — Der europäische Adel im Gegensatz. — Bestandtheile der Gesellschaften. — Details. — Mangel an so vielem, was man in der großen Welt bei uns findet, — Parallelen. — Allgemeiner Hang nach Geselligkeit, nnd allgemeine Befriedigung desselben. — Keine nächtlichen Schwärmereien, wie in Europa.

Die Welt war nun im Westen völlig hinabgeflossen, gleichsam den Abendröthen nach; aber im Dämmerlicht konnte man noch recht wol die Wolken des Golfs bemerken, die ein sanfter Wind mannigfach kräuselte. Der gewölbte Himmel mit Mond und allen leuchtenden Sternen stand in unermeßlicher Tiefe unter mir im Wasser in den lauen Fluten. Die abendliche Beleuchtung der See war zauberisch: Licht und Schatten flogen in langen Streifen über die schäumenden Wellen hin. Noch waren die Instrumente nicht verklungen in den der Stadt zu liegenden Gärten, noch tönte der Gesang der Liebe aus den Gebüschen. Ich durchkreuzte die Fluren des Himmels, und verwirrte der Sterne

ewige Bahnen. Ueber mir, unter mir und in mir war Himmel. Der Drang der Empfindungen, der Anschauungen Fülle hat schon manchen zum Dichter gemacht; es war mir, als sollt' ich sagen:

Vermöcht' ich mein Gefühl herauszusingen,
O! mir gelänge heut' ein Meisterstück!
Ich höre schon die Mandolinen klingen,
Oft kehrt ihr schmelzendes Getön' zurück.
Mich tragen der Begeist'rung Adlerschwingen,
Im reinsten Aether trink' ich Lebensglück.
Verschwunden ist der Erde Nebelschleier,
Das Herz schlägt leichter und der Geist ist freier.

Die schöne Flur, welche, gehüllt in den Mantel der friedlichen Ruhe, in dieser bezaubernden Sommernacht eine heilige Weihe über mich auszugießen schien, durchwandelnd trat ich den Rückweg in die Stadt an. Keine Laternen erleuchteten zwar die Straßen, so wenig wie in andern Städten der Levante; aber Luna und Jupiter gossen ihren ruhigen Lichtglanz auf mich herab, und, wenn gleich vor ihrer Größe erbleichend, schwamm doch auch von dem andern Sternenheer ein wankender Schein über des Firmaments Tiefen auf die dunkle Erde herunter. Ich eilte sogleich in eine der Gesellschaften, wozu ich Einladungen empfangen hatte, und ward mit der herzlichsten Freude bewillkommt.

Es war das Haus eines reichen Primaten, und der Namenstag des Familienvaters. Schon in der Frühe des heutigen Tages hatten alle Verwandte und Bekannte ihre Glückwünsche überbracht, und bei'm Genuß des dargebotenen Frühstücks von Kaffe, Süßigkeiten, Wein und Liqueur nebst Gebackenem versprechen müssen, sich gegen Abend zur Feier dieses festlichen Tages wieder zu versammeln. Die Divane waren mit Gruppen zierlich gekleideter Griechen und kostbar geschmückter Griechinnen angefüllt. Natürliche und künstliche Wohlgerüche dufteten aus mannigfaltigen Vasen, und während die Bedienten Erfrischungen aller Art den fröhlichen Gästen reichten, tönte Musik aus den Vorgemächern in den Versammlungssaal.

Vom gesellschaftlichen Tone hier in Szio läßt sich im Allgemeinen nur das sagen, daß er nicht, wie bei uns in Europa, in mancherlei Nüanzen zerfällt oder wol gar von der hypodorischen bis zur hypomixolydischen Tonart fortläuft. Nein, in allen Gesellschaftszirkeln ist auf dieser Insel nur der Geist des Frohsinns der herrschende Tonleiter, in den sich alles fügt, ohne Ansehn der Person und des Standes. Darum wird auch da in allen Gesellschaften nur ein vollstimmiges Konzert gehört: denn nichts ist vorhanden, was in einem ihm eige-

nen Tone fort: oder alles übrige übertönen könnte. Hier giebt's keine haarscharf gezogenen Gränzlinien der Stände, keinen Adel, und eine ihm entgegengesetzte Klasse von Roturiers, keinen Groß- und Kleinbürger: der Orient ist das Land der Gleichheit, wenn auch gleich der Despotismus die Freiheit unterdrückt.

Ungezwungen vergnügte sich hier alles, gleich fern von europäischer Steifheit und Abgemessenheit; und ohne die Galanterie zu Paris studirt zu haben, wußte man Höflichkeit mit Delikatesse lieblich zu vermählen. Unter diesem Dache drängten sich keine Karrikaturen der Hofetikette, des Ranges und des Ahnenprunks auf einen Haufen zusammen. Die Damen bewegten sich nicht, gleich Automaten und wie am Drathe gezogen. Sie brauchten hier die Arme nicht so dicht an den Leib zu pressen, als wenn sie den Ort gepachtet hätten, wie in den Assembleen von unserm hohen Tone; auch hatten sie nicht nöthig, mit den Händen wie angeleimt nur immer vor der Brust herumzuhaspeln, und ihre Ellenbogen wie spitze Winkel auf ihren Hüften kleben zu lassen. Man sah in diesem Saale keine Minister, Envoye's, Hofmarschälle, Kammerherren und Kammerjunker; es fehlten durchaus die Exzellenzen, Gräfliche und Freiherrliche Gnaden, nebst

den naseweisen Fähnrichen und schnippischen Offizierchen. Hier reckte keiner der Anwesenden den Hals so dehnend aus den Schultern, als ob er ihn für das Scharfrichterschwerdt richtete, keinen sah man mit dem Kopfe wackeln, einem Pagoden gleich, den Chapeaubas unter den Arm gequetscht, die eine Hand in der Hosentasche, die andere in der dicht unter dem Jabot aufgeknöpften Weste, und den Rücken dabei so gerade, als ob er kein Gelenk hätte. Frei und offen war der Umgang, und der würde für einen Narren gegolten haben, der Zwang, Stolz und ein zurückhaltendes, vornehmes Air in diesem bunten griechischen Menschengemisch zu affektiren Lust gehabt hätte.

Der Morgenländer weiß nichts von Rechten und Privilegien, die die Geburt allein dem Staatsbürger geben kann. In seinen Augen sind vor der Herrscherfamilie alle Unterthanen gleich, und von dem Sultan allein hängt es ab, ob einer hoch oder niedrig stehen soll. Zwar genießen einige Familien unter den Türken, ihrer Vorfahren wegen, ein besonderes Ansehen, und haben, theils aus Nazionaldankbarkeit, theils Vermächtnissen gemäß, ausschließlich die Anwartschaft auf gewisse Aemter und Pfründen; aber in jeder andern Hinsicht, einige Freiheiten in Absicht auf Gerichtsbarkeit etwa aus-

genommen, sind sie mit allen übrigen durchaus gleich. Diese Stellen sind auch in Rücksicht des Einflusses auf den Staat und das Kabinet wenig bedeutend. So würde man auch sehr irren, wenn man das Korps der sogenannten Grünköpfe als den Adel der Osmanli bezeichnen wollte. Will man einen solchen Stand durchaus in der Türkei annehmen, so muß man alle Muselmänner als Adliche, und die Griechen, Armenier und Juden als Unadliche gelten lassen. Erkauft kann also keine Art von Adel in der Levante werden, wie weiland im heiligen römisch-deutschen Reiche: wer auf die Rechte und Vorzüge der Muselmänner Ansprüche machen will, muß entweder selbst einer seyn, oder einer werden.

Mehrere Familien unter den Griechen brüsten sich damit, von edlerer Abkunft zu seyn als ihre übrigen Mitbürger, ja manche führen ihre Stammbäume bis zu den Geschlechtern der alten Kaiser fort. Ihre Eitelkeit findet eine besondere Nahrung in diesem Wahn, und sie möchten ihn darum um vieles nicht aufgeben. Aber die Türken nehmen darauf keine Rücksicht, und vor dem Gesetz genießen sie keine Vorzüge. Sind sie nicht im Besitz eines vorzüglichen Reichthums, so werden sie auch ihrer Ascendenz halber in keinem besondern

Ansehn stehen. So giebt's auch verschiedene Familien in Konstantinopel, die durch Geld und Intriguen es dahin gebracht haben, daß sie sich einer gewissen Erhabenheit über alle übrigen rühmen können. Ich rechne dahin z. B. die Häuser der Ipsilanti, Murusi, Suzzo, Mavrogeni, Hanscherli, Kalimachi u. a. Durch ihre Verbindungen mit den Großen der Pforte, durch ihr Vermögen und ihren Kredit haben sie es erreicht, daß sie allein fast auf die wenigen hohen Stellen Anspruch machen können, welche die türkische Regierung an Griechen vergiebt. Dieser Nepotismus, den sie in Ansehung der Dragomans- und Hospodarstellen unter sich einzuführen gewußt haben, würde indessen sogleich sein Ende erreichen, sobald andere Häuser unter den Griechen aufständen, die sie durch ihr Geld überbieten und in der Kabalenkunst es ihnen zuvorthun könnten. Es ist dies schon mehrmals der Fall gewesen, und kann sich mit jedem Tage von neuem ereignen.

Solche durch Schlauheit und Reichthum erwirkte Usurpationen mehrerer oder wenigerer Familien auf längere oder kürzere Zeiträume wird man doch nicht als besondere Adelsvorrechte gelten lassen können; es bedarf nur des Willens des Divans und alle jene Häuser sind von dem Gipfel ihrer Hoheit

in den Abgrund der tiefsten Erniedrigung herabgestoßen. Daß die Individuen dieser Familien vor ihren übrigen Landsleuten gelbe Fußbekleidungen und Zobelpelze tragen dürfen, — wird in Konstantinopel nicht ihrer Abkunft wegen, sondern in Rücksicht auf die hohen Stellen fürstlichen Ranges, die die Familienväter verwalteten, zugestanden.

Auch in Szio sind mehrere Familien vorhanden, die ihrer edlen Vorfahren wegen auf einen gewissen Adel Ansprüche machen zu können glauben. Mehrere derselben behaupten nämlich von den Häusern Giustiniani oder Grimaldi abzustammen, während andere ihre Stammleitern bis zu jenen edlen griechischen Familien fortführen, welche bei der Eroberung von Konstantinopel nach dieser Insel verwiesen wurden. Man redet viel von ihrem geheimen, auf nichts gegründeten, und weder Vortheile noch Ansehen ihnen hier bringenden lächerlichen Eigendünkel: denn wenn der auf Ahnen und deren Verdienste gebauete Adelstolz an und für sich und überall schon kindisch ist, so ist er's hier noch weit mehr. Der Besitzstand macht allein einen Unterschied bei den heutigen Griechen, und könnte einer selbst beweisen, daß konstantinisches Blut in seinen Adern rinne, so würde ihn darum doch niemand höher achten, vorausgesetzt, daß mit

dem Blute nicht auch zugleich viele klingende Münze oder Reichthum auf ihn gekommen wäre.

Bei uns ist es schon etwas ganz anderes. Da verknüpft die Gleichheit der Vorrechte den Adelstand fast durch alle Staaten Europa's. Er besteht gleichsam aus einer Familie von Familien, die zusammenhalten wie Juden, Freimäurer und Professionisten, und das Geflechte der Wurzeln ihrer Stammbäume läuft bald hier unter dem Feudal-Acker fort, bald dort hinaus zum Thron hinan. Da kann es schon von Wichtigkeit seyn, sich nach dem Linnëischen Geschlechts- (Sexual-) System zu klassificiren, während man es bei den bürgerlichen, wie bei den Gewächsen im alten Tournefort'schen Lehrgebäude, nur nach Blumen und Früchten zu thun pflegt. Aber die sich zum griechischen Adel rechnen, stehen ganz allein, und kein König ist, der in ihnen die Stütze seiner Krone erblickt. Bei dem liberalen Ton und der aufgeklärten Denkungsart, die in Szio herrscht, würde es vollends nur Lachen erwecken, wenn jemand, im Vertrauen auf das Alterthum seines Geschlechts, sich's herausnehmen wollte, in geselligen Zirkeln vornehmer zu thun als andere, oder es gar zu seyn affektiren möchte.

Es giebt aber noch einen anderen Unterschied zwischen den Gesellschaften in Szio und denen in Europa. In einer jeden etwas großen Stadt theilt sich bei uns das Publikum in mehrere Haufen, nach seinen Kasten, Schicksalen und Neigungen. Freilich ist das gesellige Verhältniß der allgemeine Zweck, das Generalgesetz; allein ein jeder stellt sich willig unter den Zwang der Konvenienz, und wer es nicht thut, dem bleibt nichts übrig, als sich entweder ganz zurückzuziehen, oder traurig, einem irrenden Sterne gleich, ohne irgend einen festen Platz herumzuschweifen. Unter den Griechen in Szio giebt es keine Kasten, und in Schicksalen und Neigungen sind sich alle so ziemlich einander gleich.

Doch wir müssen sehen, woraus bei uns die verschiedenen Gesellschaftshaufen bestehen, und sie zu zerlegen suchen. Die ersten machen in der Regel geschäftsfreie Menschen aus, Hausfrauen, die entweder Geld genug haben, um die mühsamen Pflichten ihres Standes abzukaufen, oder die sie schlecht besorgen, unverheirathete gesetzte Damen, die nichts bestimmtes fesselt, und junge Mädchen, die ihre Blütenzeit genießen wollen. Zu diesen nach Zerstreuungen dürstenden Menschenarten gesellen sich denn Ehemänner, ihren Frauen und

Töchtern zu Gefallen, Junggesellen, die sich zu Hause nicht die Zeit zu vertreiben wissen, und, sich selbst überlassen, nur von Langerweile gefoltert werden, endlich Jünglinge, die entweder gern tanzen, in Parade gehen und sich zeigen wollen, oder auch Liebhaber vom Spiel sind, und sich sonst in ihren Jugendjahren vergnügen möchten. Alle diese Arten von Individuen arbeiten ohne Unterlaß darauf los, die schöne Welt ihrer Region in Bewegung zu setzen; ein verlorner Tag scheint ihnen ein Raub ihrer Glückseligkeit. Ein zweiter Haufen besteht aus beschäftigten Menschen, der nur, aus dem schönen Grundsatz der Geselligkeit, sich jenen beigesellt, und ein dritter begreift endlich solche Personen, die sich nicht entschließen können, dem Strome nachzufließen, und nur darum bisweilen heraustreten, um ihren Platz zu behaupten.

Wir haben gegenwärtig zu untersuchen, in wiefern Alles dies auf Szio paßt und bei unsern Szioten Platz finden könne. Unter den hiesigen Frauenzimmern dürfte man kein Individuum antreffen, das in Absicht auf die Lebensart mit unsern vornehmen Damen zu vergleichen wäre. Diese halten es oft unter ihrer Würde, auch nur die Hand an irgend eine Arbeit zu legen; die Sziotinnen hingegen sind fleißig und thätig, sie mögen

reich oder arm seyn. Auch kann man nicht sagen, daß die wohlhabendern viel länger bei der Toilette zubringen, als die weniger vermögenden. Es findet zwischen beiden in Absicht auf Kleidungsstücke und äußere Ausschmückung des Körpers kein so großer Unterschied statt, als in den Abendländern. So wie Alles unter den Menschen im Orient sich mehr der Gleichheit nähert, so auch in diesem Stücke. Die reiche Sziotin hat freilich kostbarere Gewänder als die ärmere; aber Form und Schnitt derselben sind bei beiden gleich: denn weder die eine noch die andere wird der allgemeinen Nationaltracht untreu. In Ansehung der gesellschaftlichen Vergnügungen oder anderer Lustbarkeiten kann sich ferner die reiche Dame hier nicht mehrere Genüsse verschaffen als ihre ärmere Mitbürgerin. Diese hat jene nicht darum zu beneiden; aber erstere hat auch nicht, was bei uns so häufig der Fall ist, ein größeres häusliches Glück vor der letztern zum voraus. Die Vornehme ist eine eben so gute treue Hausfrau, als die von niedrigerm Stande, und ungetrübt genießt die eine wie die andere die Freuden des Ehestandes.

Alle Gelegenheiten, wodurch es die Reichen den weniger bemittelten Einwohnern zuvorthun könnten, fehlen in Szio gänzlich. Hier giebt's keine

Theater, Konzerte, Assembleen, Redouten; keine Equipagen, Livreen, Wappen und Orden; keinen Adel- und Ritterstand; keine Titel und entweder wirkliche oder eingebildete Standesunterschiede. Die vielen religiösen Feste, so wie die Sonntage sind für alle Klassen der Bewohner ohne Unterschied Freudentage, und bei allen werden sie auf einerlei Weise gefeiert. Familienfèten, besonders Kindtaufen, Namenstage, Hochzeiten, Leichenbegängnisse werden überall auf die nämliche Art begangen. Daß der eine mehr dabei darauf gehen läßt und lassen kann als der andere — macht keine Verschiedenheit. Gastfrei ist jedermann, und wenn der Arme nicht das auf die Tafel bringen kann, was der Reiche in üppigem Ueberfluß giebt, so ist doch der gute Wille bei beiden gleich und im Grunde darum der eine nicht gastfreier als der andere.

Nirgends stehen die spanischen Reiter der Etikette und die Pallisaden der Ziererei im Wege; es bedarf darum keiner langen Belagerung, um überall Zutritt zu bekommen, und hat man eine Burg seiner Wünsche einzunehmen — leicht wird das von statten gehen. Man kann auch den reichern Sziotinnen weder Stolz noch Hochmuth vorwerfen; kein verächtlicher Blick fällt von ihnen auf die

Mit-

Mitbürgerinnen niedrigern Standes. Der ewige Wechsel, dem beständig Alles in der Türkei unterworfen ist, und nach welchem der Reiche morgen arm und der Arme oft morgen reich ist, hat sie vielleicht von der Nichtigkeit einer solchen Gesinnung überzeugt, und da alle Bewohner der Insel Unterthanen einer mächtigern Nation sind, so muß in Beziehung auf diese eine gewisse Gleichheit unter ihnen statt finden. In Szio fehlt es überhaupt an Veranlassungen, wodurch einer sich übermüthiger zeigen könnte als der andere; aber man hat schon mehrere Beispiele erlebt, daß hiesige Griechen Stellen außerhalb ihres Vaterlandes bekamen, durch die sie in den Stand gesetzt wurden zu imponiren. Dann haben sie alle die bösen Eigenschaften entwickelt, die man den Negersklaven in Westindien Schuld giebt, sobald man sie zu Befehlshabern über andere Schwarze macht.

Auf den öffentlichen Spazierplätzen sieht man Reiche und Unbemittelte bunt mit und neben einander. Gruppenweise sitzen, gehen, tanzen, singen sie da, ohne Unterschied des Vermögens und Herkommens. Reinlich und zierlich sind alle gekleidet, und keine giebt der andern an frohem Muthe etwas nach. Da sie alle ziemlich auf einerlei Stufe der Bildung stehen, aber dabei gleich lebhaft, lustig

und geistreich sind, so kann man auch in Ansehung der Unterhaltung keine große Verschiedenheit wahrnehmen. Bei uns geben eben die so sehr von einander abweichenden Grade der Kultur bei den verschiedenen Ständen einen vorzüglichen Grund zur Trennung derselben ab. Auch reden gemeiniglich die niedern Stände bei uns einen Provinzialdialekt oder Jargon, der sehr gegen die gebildetere Sprache der Vornehmern kontrastirt; schon dieser Umstand macht eine Absonderung beider fast nothwendig. Die neugriechische Sprache hingegen wird auf Szio von allen Klassen der Einwohner auf gleiche Weise geredet.

Geschäftsfreie Menschen giebt es nicht viele hier, und die es sind, leben auf keine Weise so wie die in Europa. Der Morgenländer schätzt über alles die Ruhe, und wenn er bequem und ungestört die Lebensfreuden genießen kann, so hält er's für Thorheit, sich abzumatten, um rauschenden Vergnügungen nachzujagen. Besonders ist das die Denkungsart bei den Männern in gesetztern Jahren; sie scheinen ganz mit des berüchtigten Bonneval's Maxime übereinzustimmen, der sie sich aus seinem Leben unter den Türken abstrahirte. Er, der nach den sonderbarsten Schicksalen endlich Pascha von Kairo wurde, pflegte zu sagen, seine

Erfahrung habe ihn überzeugt: „die höchste Glückseligkeit auf Erden bestehe darin, immer etwas zu lachen zu haben, und täglich offenes Leibes zu seyn." Diejenigen Griechen, welche hohe Ehrenstellen und Aemter bekleiden, zeigen zwar meistens eine unersättliche Begierde nach Ansehen und Reichthum; aber wie wenige sind in diesem Falle, und in Szio ist gar keiner von dieser Art.

An jenem Schwarm junger süßen Herren, die sich unablässig in den Kreisen der eleganten Welt bei uns herumtreiben, und deren vorzüglichstes Geschäft es zu seyn scheint, den Damen sich auf alle erdenkliche Weise gefällig zu beweisen, fehlt es gleichfalls hier. Ein Frauenzimmer bei der Toilette zu überraschen, demselben, da es mit Ankleiden noch beschäftigt ist, einen frühen Morgenbesuch abzustatten, dürfte, wo nicht für unanständig, doch für unerhört gelten. Die jungen Leute tanzen hier nicht in der Absicht, um den Mädchen zu gefallen, sondern zu ihrem eigenen Vergnügen, und diese würden lächeln, wenn man das nämliche von ihnen in Rücksicht der Mannspersonen denken wollte. Beide Geschlechter haben daher auch meistens abgesondert ihre Tanzbelustigungen. Die Griechinnen lassen ferner nicht darum ihre melodische Stimme in Gesängen verhallen, um von der

Jünglingswelt gehört und bewundert zu werden; sie lieben nicht darum die zahlreichen Gesellschaften, um in denselben zu glänzen oder sich desto früher an den Mann zu bringen; diese natürlichen Geschöpfe folgen nur ihrem Hange zur Fröhlichkeit ohne Nebenzwecke und interessirte Absichten. Unter ihnen finden sich keine solche, die ihre Freiheit zu sehr zu lieben scheinen, um während ihrer Rosenzeit der Eitelkeit eines Mannes zur Folie zu dienen, die sich das Ansehn geben, als liebten sie sich selbst zu sehr, um schon jetzt von einem Ehetyrannen, wär' es auch unter Schmeicheln und mit goldenen Ketten, sich fesseln zu lassen. Man sieht keine, die fortdauernd alle Künste der feinsten Koketterie aufbieten, um das ganze Männergeschlecht an ihren Triumphwagen zu ketten, aber dabei nichts weniger als grausam, nur desto vorsichtiger in der Wahl ihrer Begünstigten sind. Die sziotischen Mädchen wissen und die Natur sagt es ihnen, daß ihre Bestimmung ist, Mütter zu werden, und in froher Erwartung sehen sie darum der Ankunft des Bräutigams entgegen, der sie zu Hymen's Altare führen wird.

Bei unserer hohen eleganten Welt sind fast alle Tage dem Vergnügen geweiht, in Szio nur die festlichen; alle andere der Ruhe und der Arbeit,

An Feiertagen aber ist Alles lustig und fröhlich ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechts, und alle beinahe auf die nämliche Weise. Personen von gesetzten Jahren, welche die Ruhe lieben, sehen wenigstens mit Vergnügen den Lustbarkeiten zu, denen sich die junge Welt überläßt. Man wird also hier keine Frauen suchen, die, den Haushalt versäumend, nur ewigen Zerstreuungen nachjagen, und eben so wenig würden es die Sitten zulassen, daß die jungen Mädchen tagtäglich nur dem Genuß der schnell vorübergehenden Flitterjahre ihrer Jugend nachhaschten. Unverheirathete Damen von einem gewissen Alter sind ohne Vergleich wenigere als bei uns vorhanden, und die es sind — leben ganz nach der Frauen Weise. Indem der schöne Hang nach Geselligkeit alle Individuen belebt, und alle ihn auch ohne Scheu und Rückhalt befriedigen können, giebt es endlich auch keine Unterschiede im Genuß der Annehmlichkeiten derselben. Jeder kostet soviel davon als er kann, und Umstände oder Verhältnisse zulassen.

Doch tief in die Nacht hinein, wie bei den Lustbarkeiten unserer Vornehmen, dauern nie die gesellschaftlichen Zusammenkünfte: man eilt in den Morgenländern frühe zu Bett, um desto früher die milden Morgen genießen zu können. Nacht-

liche Schwärmereien und Bacchanalien sind hier ungewöhnlich, das Spiel zerstört nicht, wie bei uns, das Glück und den Wohlstand der Familien, und eben so wenig der nachmitternächtliche Tanz die Gesundheit der blühendsten Schönen. Wer sollt' es den lebhaften Neugriechen zutrauen, daß sie so mäßig seyn könnten! — Doch hierin tragen sie, so wie in so vielen andern Stücken, die Farbe des Orients, die der muselmännische Türk als Herrscher unter sie verpflanzte.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Fabriken und Manufakturen in Szio. — Die Kunst, die Seide zu färben. — Die verschiedenen Farbestoffe. — Handel mit den Frauenzimmer-Arbeiten. — Der Seidenbau bei den Szioten. — Wieder ein Beweis von der Macht des Vorurtheils. — Zu wünschende Verbesserungen. — Die Seidenstoffe und baumwollenen Zeuge aus Szio. — Vollkommenheit der morgenländischen Fabrikate bei aller Unvollkommenheit der Einrichtungen. — Ursachen, warum man nicht auf eine noch größere Vervollkommnung denkt.

Um uns von der Thätigkeit und Betriebsamkeit unserer Insulaner einen richtigen Begriff zu machen, müssen wir ihre Arbeiten und Fabrikartikel untersuchen. Wie billig wenden wir uns hier zu-

erst wieder zu Szio's Schönen, und sehen, was für schöne Werkchen ihre zarten Hände an den Tag bringen, wie sie sie verarbeiten, und welche Vorzüge sie ihnen ertheilen.

Ihre Kunst, der Seide die schönsten Farben mitzutheilen, verdient vor allen Dingen gerühmt zu werden. Die Frauenzimmer, welche sich mit Stickereien beschäftigen, wissen ihnen auch zugleich das erforderliche Kolorit zu geben, und es ist meistens so rein, so lebhaft, so dauerhaft, daß es die europäischen Damen bewundern, und die europäischen Fabriken umsonst versuchen dürften, es völlig nachzumachen oder zu erreichen. Was man in den Abendländern zu Färbereien der Art anwendet, ist den Szioten gleichfalls bekannt; aber sie kennen außerdem noch andere Stoffe, die sie mit Vortheil benutzen, und in dem Gebrauch von diesen und der Behandlungsart liegen die Vorzüge verborgen, die ihre Farben häufig vor den unsrigen haben.

Man bedient sich bei'm Färben der Seide, so wie bei uns, der Galläpfel, der Eicheln, der Färberröthewurzel; aber man weiß sich außerdem ein herrliches Goldgelb aus den Hennehblättern oder den Zweigen des Lotus zu verschaffen. Ein anderes helleres Gelb geben die Blüten von Geniste, die Stengel der Anemonen. Aus den Nußschalen,

wann sie noch grün sind, die man bei'm Einmachen der Früchte abnimmt, bereitet man ein mehr oder minder dunkles Grün; ein schönes Hellgrün aber aus den Zweigen des Pfirsichbaumes, dessen Blätter übrigens auch dazu dienen, eine andere Art von Dunkelgrün zu erhalten. Aus dem Holze des Quittenbaumes verarbeitet man ferner eine sehr helle Fleischfarbe, so wie aus den Wurzeln des Apfelbaumes ein zartes Rosenroth. Die holzigen Bestandtheile werden in kleine Stücke zerschnitten, dann zwei Tage lang mit einem Aufguß von kaltem Wasser bedeckt, und am dritten so lange gekocht, bis die Flüssigkeit sich halb verflüchtigt hat. Nachher läßt man das Uebriggebliebene durch Leinwand gehen, setzt ihm etwas Alaun zu, und bringt es dann wieder auf's Feuer. Sobald es nun von neuem kocht, tunkt man die Seide, längere oder kürzere Zeit hindurch, hinein, je nachdem man ein höheres oder tieferes Kolorit hervorzubringen willens ist. Die rothen Zwiebelschaalen schenken endlich ein sehr lebhaftes Orangengelb; vier oder fünf Tage lang werden sie vorher in Wasser aufbehalten, alsdann mit ein wenig Alaun gekocht. Um ein schönes Roth zu bekommen, fügen sie nur noch etwas Cochenille hinzu.

Da das Sticken eine fast allgemeine Beschäftigung der vornehmern Sziotinnen ist, so wissen auch alle mit der Zubereitung der Farbestoffe umzugehen, und man erblickt sie häufig bei diesem Geschäft. Aber nicht nur den Seidenfaden giebt man die verschiedenartigen Kolorite, sondern der Kunstfleiß erstreckt sich auch auf gleiche Weise auf das Färben der Tücher und ganzer entweder gestrickter oder gewebter Stücke. Auch versteht man's, den bereits gefärbten Zeugen eine andere Farbe zu ertheilen. Mehrere Personen, selbst aus den niedrigsten Ständen, haben mit solchen Arbeiten die Hände vollauf zu thun.

Der Handel mit sziotischen Frauenzimmerarbeiten, besonders Strümpfen, Taschentüchern, Shawls, Geldbeuteln, Mützen, gestrickten Zeugen ꝛc geht auch stark in's Ausland, und selbst in Konstantinopel ist der Absatz davon nicht gering. Manche der dasigen Handelsleute machen jährlich einen beträchtlichen Ankauf davon in der Stadt und führen diese ihre Waare nach den großen Städten der Levante, wo sie bisweilen funfzig Prozent gewonnen haben.

Szio und Tine sind auch fast die einzigen Inselm im Archipelagus, auf denen noch Fabriken und Manufakturen blühen, die sich noch aus den

Zeiten der Genueser erhalten, aber seit der Ankunft und Herrschaft der morgenländischen Muselmänner in diesen Gegenden mancherlei Veränderungen erlitten haben. Die Arten von Zeugen, welche gegenwärtig noch verfertigt und in großer Menge jährlich ausgeführt werden, sind mancherlei. Sie verdienen aber wohl, daß man sie näher beschreibe.

Seide ist überhaupt ein Hauptprodukt der Insel, und das Material zu allen seidenen Geweben und Stoffen der hiesigen Fabriken wird in Szio selbst erzeugt Asien ist das Vaterland dieses köstlichen Produkts, dessen schöne Kultur den phantasiereichen Morgenländer so oft zu dichterischen Ergüssen seiner eben so lebhaften als tiefen Gefühle reizte, und Szio gehört mehr zu diesem Welttheil, der reizenden Wiege des Menschengeschlechts, als zu dem unsrigen. Eine Menge Menschen haben ihre Nahrung in der Stadt und außerhalb derselben in den Dörfern der Insel vom Seidenbau, einer Beschäftigung, die mit dem milden, lieblichen Klima in einer so schönen Harmonie steht.

Die Seidengärten selbst befinden sich meistens auf dem Lande, und man pflegt bei ihrer Anlage besonders auf die Nähe eines fließenden Wassers Rücksicht zu nehmen. Die Seidenwürmerzucht ist

hier fast eine allgemeine Beschäftigung; insonderheit aber geben sich die Frauenspersonen damit ab. Die Raupen werden mit dem Laube des schwarzen Maulbeerbaums gefüttert; die Bäume aber, welche zu diesem Gebrauch bestimmt sind, läßt man in der Regel nicht hoch aufschießen, welches auch an andern Orten der Levante beobachtet wird. Desto höher sucht man dagegen diejenigen zu ziehen, deren Früchte man genießen will.

Es ist merkwürdig zu sehen, mit welcher Sorgfalt die Sziotinnen die nützlichen Thierchen hüten, die nachher mit ihrem Leben auch dafür bezahlen müssen. Sobald sich jemand ihrer Wohnung nähert, gleich eilen sie, die Thüren zu verschließen und die Fensterladen zuzuwerfen. Die Frauenzimmer dieser Insel sind so liebenswürdige, geistreiche Geschöpfe; aber könnten sie allen Aberglauben ablegen, so müßten sie aufhören, Griechinnen zu seyn. Man hegt in der ganzen Levante stark den thörichten Wahn, der schon aus der alten Römerwelt herübergeflossen ist: der Blick eines uns übelwollenden Menschen könne schädlich, und der eines unreinen verunreinigend wirken. Von neidischen Augen, bildet man sich ein, würden die kostbaren Thiere der Seidenplantagen vergiftet werden, und der Anblick Eines Uebelgesinnten dürfe hinreichen,

wo nicht alle umzubringen, doch ihrem Gedeihen und Spinnen Schaden zuzufügen. Gebildete, gereisete Szioten glauben dies freilich nicht mehr; aber der gemeine Mann läßt es sich nicht ausreden. Ich hab' es bisweilen umsonst versucht, die Griechen in diesem Stück auf andere Gedanken zu bringen; doch wer kennt nicht die Macht des Vorurtheils? Und daß die Frauenspersonen noch abergläubischer sind als die Männer — welchem Menschenkenner wird das auffallen?

In manchen Gegenden gleicht das Eiland einem wahren Seidenlande, und mit jedem Schritt wird man daran erinnert, daß man sich dem eigentlichen Vaterlande dieses eben so nützlichen als köstlichen Stoffes nahe befindet. Die vielen Maulbeerpflanzungen, die in den Gärten und Häusern überall aufgehäuften weißen und gelben Kokons, die aller Orten angebrachten Vorrichtungen zur Fütterung, Wartung und Wohnung der Raupen; das unaufhörliche Geräusch der Haspeln und Weberstühle; der Ueberfluß an seidenen Zeugen bei den Vornehmern, so wie bei den Geringern ..... Alles erweckt die Idee von dieser ächt morgenländischen Beschäftigung. Ueber fünfhundert Fabriken werden auf der Insel gezählt, die sich allein mit der Verfertigung von Seidenstoffen beschäftigen.

Man ärndtet hier im jährlichen Durchschnitt gegen sechzigtausend Maßen oder Bunde Seide, wovon jedes ein halbes Pfund in sich begreift. Ehemals konnte man das Pfund zu vier Timins oder sechs Groschen bekommen, und dabei mußte der Käufer nur noch den Zoll bezahlen, der sehr gering ist; doch gegenwärtig ist der Preis sehr gestiegen, manchmal bis zum doppelten in Vergleich mit vergangenen Zeiten. Roh wird indessen selten viel verführt: denn die vielen Webereien und Fabriken haben nicht einmal an der auf der Insel gezogenen Seide genug, sondern müssen selbst oft noch eine ansehnliche Quantität aus den benachbarten Ländern der Türkei, besonders aus Kleinasien, Mazedonien, Syrien und den andern Inseln des Archipels, kommen lassen.

So stark übrigens der Seidenbau auf Szio getrieben wird, und so günstig und reichlich auch die Aerndte jedes Jahr ist; so dürft' er doch noch großer Verbesserungen fähig seyn. Die Maulbeerplantagen würden ohne Zweifel sehr gewinnen, wenn man das Pfropfen überall einführen wollte, und die Raupen gewiß noch bessere Gespinnste liefern, gäbe man sich die Mühe, bei ihren Futterungen die Blätter besser auszuwählen. Wie sehr das Klima diesen Zweig der Industrie hier begün-

ſtigt, kann man ſchon daraus abnehmen, daß die Raupen häufig auf den Dächern der Häuſer unter freiem Himmel gehalten werden, und ſich auch nicht ſelten daſelbſt einſpinnen.

Die Seide, welche man auf Szio gewinnt, iſt vortrefflich; allein ſie würde von ganz ausgezeichneter Schönheit ſeyn, könnte man die Griechen bewegen, ihre alten Methoden bei der Zubereitung derſelben aufzugeben. Freilich ſind die, welche allgemein in der Levante eingeführt ſind, die leichteſten und einfachſten, vielleicht ſind ſie ſeit jeher im Orient die nämlichen geweſen, und ſo alſo die urſprünglichen und natürlichſten — aber man wird auch nie vollkommnere Stoffe und Fabrikate zu bereiten vermögen, ſo lange man in den erſten und wichtigſten Operazionen ſo weit zurückbleibt.

Meiſtens werden die einzelnen Seidenfäden gleich auf einer Spindel zuſammengehaſpelt, und nicht einmal gehörig von Faſern gereinigt und geglättet. In Frankreich und im obern Italien ſieht man hingegen ſehr ſorgfältig darauf, daß jeder vollendete Faden aus zwei Hauptfäden zuſammengeſetzt ſey, wovon jeder wieder aus drei bis vier einzelnen Kokonsfäden zuſammengedreht wird. Dieſe Hauptfäden werden alsdann nach der Vaucanſonſchen Methode durch vielfältig wiederholtes genaues Ab-

reiben und Zusammenschleifen auf's engste zu einem Ganzen verknüpft, das kein Auge in Theile zu zerlegen vermag. Man wird sich nun leicht erklären, warum die Seidenmanufakturen in Szio hinter den europäischen zurückbleiben müssen.

Daß es überdies hier, so wie in der ganzen Türkei, durchaus an jeder Art von Aufmunterung fehle, wird man schon von selbst vermuthen; aber es sind auch nicht selten den Fabriken so viele Hindernisse in den Weg gelegt und ihre Unternehmungen so sehr erschwert worden, daß man sich wundern muß, wie ihre Anzahl und ihr Ertrag, wenn auch beide in neuern Zeiten, bei dem allgemeinen Verfall des osmanischen Reichs, abgenommen haben, noch so groß sind. Es ist dies allein den Freiheiten, welche die Insel genießt und der unermüdeten Thätigkeit der Einwohner zuzuschreiben; aber das Unglück, das von Zeit zu Zeit die Fabrikanten betroffen hat, hat nur zu oft daran erinnern müssen, daß die Szioten, gleich den andern Griechen, dem Sultansszepter unterworfen sind. Indessen sind die hier verfertigten Zeuge denen doch gegenwärtig noch vorzuziehen, die man aus Haleb und Damaskus, diesen beiden ältesten Manufaktur-Städten des osmanischen Reiches, erhält.

Mit den Seidenmanufakturen haben die der Baumwolle immer gleiches Schicksal gehabt. Aber wenn man bei den erstern unter andern in der Methode des Zwirnens und Abhaspelns immer bei'm Alten geblieben ist, so kennt man bei der Verfertigung der baumwollenen und musselinenen Zeuge ebenfalls so viele der Vortheile nicht, die man in England, Frankreich, Italien, Deutschland und der Schweiz anwendet. Das ist auch ganz natürlich. Die Vertheilung der Arbeit ist überall hier noch in der Kindheit, und die Kunstgriffe und Werkzeuge sind so einfach als möglich. Um Maschinen zu Hülfe zu nehmen, fehlt es am gehörigen Kapital, und wer kennt sie auch hier? Es giebt indessen in Szio weit weniger Baumwollen- als Seiden-Fabriken.

Im Orient liebt man besonders solche leichte Zeuge, die ein Gemisch von Seide und Baumwolle sind, und ich glaube, nach mehrern Thatsachen zu urtheilen, daß dies seit jeher der herrschende Geschmack bei den Morgenländern gewesen ist. Auch die Muster haben sich schwerlich im Laufe der Zeiten verändert: alle Beschreibungen und Abbildungen alter Trachten aus diesen Gegenden stimmen mit dieser Meinung überein.

Unter den Fabrikzeugen aus Szio sind besonders folgende berühmt: Glatte oder gestreifte Taffente, die auf der Insel Sandales genannt werden, und häufig in allen Provinzen des Osmanenreichs, so wie in der Barbarei, Absätz finden. Die Hares, eine Art Tabins, die in der Levante vorzüglich zu langen Kleidern der Frauenzimmer dienen. Sammete, die den genuesischen nachgeahmt sind. Damaste und seidene broschirte Zeuge, die nach Konstantinopel, Asien, Aegypten und den Barbareiküsten verhandelt werden. Zu diesen Stoffen werden auch manchmal Gold und Silber genommen, je nachdem der Geschmack der Manufakturisten oder die Nachfrage und das Verlangen der Kaufleute ist. Diese reichen Brokate aus Szio sind bald matt, bald glänzend mit Gold und Silber durchwirkt, und scheinen den venezianischen reichen Zeugen dieser Art nachgemacht zu seyn. Ein Theil davon geht in das Serail zu Konstantinopel, ein anderer in die Harems der Großen am Bosporus und zu Kairo. Im Handel kommen die Zeuge der Art unter dem Namen Bellakosa vor. Eben so gesucht sind die hiesigen seidenen und goldenen Schnüre, die zum Besetzen der Knopflöcher bei den türkischen Kleidern dienen. Sie sind denen sehr vorzuziehen,

welche aus den Fabriken von Konstantinopel und Brussa kommen.

Nicht minder geschätzt sind die leichten Seiden- und Musselinstoffe zu Turbans, Gürteln, Binden und Shawls; die Dimiti's, baumwollene Zeuge mit Köper; die Eskamitte, baumwollene glatte atlasartige Zeuge; die schlichten und gestreiften Kattune für das Landvolk; die moirirten Artikel von aller Art und Güte. Viele dieser sziotischen Manufakturwaaren haben ein so originelles Ansehn, daß man gar wohl sieht, daß sie bloß für den Orient berechnet sind. Der Geschmack an ihnen unterscheidet sie von allen europäischen Produkten ähnlicher Art. Aber auch in den Farben, Geweben, Stickereien und Besetzungen bieten sie so viel Besonderes dar, daß man sie auf den ersten Blick für etwas fremdartiges erkennt und zugeben muß, daß bei ihrer Verfertigung anders zu Werke gegangen werden dürfte, als in unsern abendländischen Fabriken. Einige der dabei beobachteten Handgriffe und Methoden sind noch ein Geheimniß, und unsre Manufakturisten würden sich gewiß in nicht geringer Verlegenheit befinden, wenn sie manche dieser morgenländischen Zeuge genau nacharbeiten und eben so gut und dauerhaft liefern sollten. Es wäre allerdings der Mühe werth, daß Personen,

welche die gehörigen Kenntnisse in diesem Fache besäßen, in dieser Hinsicht Reisen im Orient unternähmen. Sie würden gewiß vieles mit nach Hause bringen, wovon sie vorher auch nicht einmal eine Ahnung hatten.

Bedenkt man die Grobheit der Werkzeuge, die Unvollkommenheit der Vorrichtungen, den Mangel an Maschinen, die Einfachheit der Verarbeitung, die geringe Zahl der Hände, wodurch jede Arbeit vom Anfang bis zum Ende geht — so kann man es kaum begreifen, wie man im Stande seyn könne, so vollkommene Werke zu liefern, die der geschickteste europäische Fabrikant unter diesen Umständen nicht ohne gerechte Bewunderung betrachten kann. Aber es scheint dieß zum Genius des Orients zu gehören, daß da manche Produkte menschlicher Industrie unter den ungünstigsten Verhältnissen in einer Vollendung gedeihen, die wir Nordländer auf dem höchsten Gipfel der Kunst kaum zu erreichen vermögen. Wem fallen dabei nicht die ostindischen Fabrikate ein, deren so viele immer vergeblich nachgeahmt, nie bei uns ganz nachgemacht werden konnten! —

Freilich würden Szlo's Manufakturzeuge noch einer großen Vervollkommnung fähig seyn, freilich könnten sie noch weit ausgezeichneter werden —

fänden nur Neuerungen statt, wäre man vom Alten etwas abzubringen. Aber man bleibt stets bei den einmal eingeführten Methoden, und will nichts von neuen Methoden hören. Warum? Aus ganz natürlichen Gründen. Bei der Wohlfeilheit des Arbeitslohns glaubt man nicht darauf bedacht seyn zu brauchen, Hände zu sparen; viele der Sachen werden in den Familien, nicht in eigentlichen Fabriken verarbeitet, und man findet, daß man so leichter und schneller das meiste zu liefern im Stande ist.

Ob die Fabrikate zu verbessern seyen? Ob sie in mancher Hinsicht den europäischen ausländischen nachstehen? Wer denkt daran, wer glaubt's und was kümmert's den Griechen? Ihre Waaren sind ja nicht für's Abendland bestimmt, nur mit den Morgenländern haben sie Verkehr; in der Türkei und Barbarei ist der Absatz groß genug, und die Orientalen sind einmal daran gewöhnt und zufrieden damit.

Hätten die hiesigen Fabriken große gemeinschaftliche Vereinigungspunkte, wo alle Vorkehrungen und Arbeiten nach einem gewissen System, unter sorgfältiger Aufsicht und mit der größten Genauigkeit geschähen — Alles würd' ein anderes Ansehen gewinnen. Allein in Szio ist fast alles getrennt,

wie in den meisten orientalischen Manufakturen, alles unter tausend zerstreute Hände vertheilt, und statt einiger großen Anstalten giebt's nur eine Menge kleinere. Wie will man, daß da die Produkte sehr vollkommen werden sollen?

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Ein Spazierritt nach dem Innern der Insel. — Sonderbarer Aufzug der Reisegesellschaft. — Art von Stumpfsinn bei den Türken. — Der griechische Bouffon. — Unterschied der Beredtsamkeit kälterer und wärmerer Länder. — Erfreulicher Anblick von Szio's Landschaften. — Starker Anbau des Eilands. — System der künstlichen Bewässerung. — Die Maulthiere des Orients und Occidents. — Charakter der morgenländischen Wälder. — Einige Beiträge zur Flora von Szio. — Etwas zur Naturgeschichte der Schildkröten. — Ankunft bei'm Kloster Neamoni.

Es wurden heute Maulesel in der Stadt gemiethet, um einige Gegenden des insularischen Binnenlandes zu durchstreifen. Unsere Gesellschaft bestand aus mehrern Personen, alle so heiter wie der uns umleuchtende Tag, und jene Thiere thaten uns vortreffliche Dienste auf dem ungleichen Boden und den unebenen Wegen. Daß es nämlich hier keine Chauf-

seen und gebahnte Wege giebt, so wenig, wie an irgend einem andern Orte der Türkei, versteht sich von selbst, und eben so wenig wird man nach Wagen fragen, um in denselben seine Fahrt mit Bequemlichkeit zu vollenden: denn in der Levante ist man nur beritten, und, wer nicht reiten will, mag zu Fuße gehen. Anders bleibt ihm nichts übrig.

Alles ländlich sittlich. Wollte man in dem Aufzuge, den wir dem Auge darboten mit unsern Habseligkeiten und Gepäcken, Deutschland durchwandern — ich glaube, in den Städten würde man vor den Gassenbuben und in den Dörfern vor den Bauerjungen nicht fortkommen. Aber käme man in einer europäischen Karosse oder auch nur in einem Kabriolet hier angefahren — die ganze Insel liefe zusammen, ein solches Wunderwerk zu beschauen. Du mußt nämlich wissen, freundlicher Leser, daß die Szioten so wenig eine Idee von einem abendländischen Wagen haben, als die Stockvenezianer in ihrer Inselstadt von einem Pferde.

Denken Sie sich immer zwei Personen und Ein Langohr. Die Kinder in geflochtenen Körben auf den Seiten und die Frauenzimmer oben auf den Thieren paarweise sitzend, in ihren komischen Ko-

stumen, gleich Theaterprinzessinnen und Maskera-denjungfern. Dazu noch der lustige Humor Aller, das schallende Gelächter des Vortrabs, der stets neckende Zuruf des Nachtrabs, nebst den launigen Wortwechseln des spaßenden Zentrums. Es war eine Kavallkade zum Todtlachen.

Ein Haufen Muselmänner saß am Ausgange der Stadt, auf weichen Rasenteppichen hinge-streckt, ernst den vorübereilenden Zug betrachtend. Sind diese Leute Stoiker, oder wie geht es sonst zu, daß sich ihre Mienen so schwer zusammenziehen und zum Lächeln öffnen? — Vielleicht gehören sie zu den griesgramigen Philosophen, die in den Fröh-lichkeiten der Menschen nur Thorheiten erblicken wollen, oder sie halten es unter ihrer Würde, der Ausgelassenheit der Ungläubigen einen Blick des Beifalls zu zollen. Von diesem allen mag manches wahr seyn; aber das Meiste kommt doch auf die Rechnung der Erziehung und der Gewohnheit. Eine Nation, der es von Eltern und Lehrern, von frühester Jugend an, unablässig eingeschärft wird, auf der schnell vorüberschwindenden Fahrt durch das unruhige, unbeständige Meer des Lebens mit Ruhe, Zuversicht und der vollendetesten Hingebung in die Wellen zu blicken, die uns mit Glück oder Unglück überschütten können — eine Nation, der

es als höchste Tugend des Mannes stets angepriesen wird, den Umständen zu gebieten, und über des Schicksals Tücken sich erhaben darzustellen, eine solche Nation muß, bei aller regen Lebendigkeit der Phantasie und des Geistes, mehr oder weniger in eine Art von Stumpfsinn verfallen, durch den Fröhlichkeit wie Traurigkeit gleich fern vom Gemüthe gehalten werden.

Man nenne darum die Türken nicht Herzlos; es schlägt auch in ihrer Brust fühlbar und mit morgenländischer Wärme; aber eine lange Angewöhnung hat, triumphirend selbst über die Natur, dem so rasch des Busens Adern durchrinnendem Blute die Wirkung auf den so erregbaren Organismus benommen. Man halte die türkische Gleichgültigkeit eben so wenig für Affektation. Nein, die sich verstellende Ziererei müssen wir den Europäern überlassen, der Morgenländer ist zu natürlich dazu, um etwas davon zu wissen; er kennt nur eine Verstellung anderer Art. Hat man eine Zeitlang unter Türken und Orientalen gelebt, so lernt man einer ganz andern Philosophie sich befleißigen, als die ist, welche man in unsern akademischen Hörsälen vom Katheder herab, predigt; aber zugleich wird man einige Systeme von Weltweisen des hehren Alterthums besser begreifen.

Ein griechischer Bouffon befand sich bei der Reisegesellschaft, der es einige Jahre lang in Konstantinopel versucht hatte, für Geld und Geldeswerth den ernsten Türken durch seines Spieles Kunst ein Lächeln abzuringen, und jetzt einen alten Bekannten, mit dem er in Szio auferzogen ward, aufzusuchen im Begriff stand. Er legte, um uns zu belustigen, einige Proben seiner Geschicklichkeit ab, und ich gestehe, die italiänischen Improvisatoren würden ihn nicht leicht weder in der Geistesgegenwart und Gedankenschnelligkeit, noch in der Lebhaftigkeit und Bilderfülle übertroffen haben, wenn gleich die hesperische Manier in diesem Stücke wieder ganz verschieden ist von der orientalischen.

Ein großer Unterschied wird zwischen der Beredtsamkeit kälterer und wärmerer Länder wahrgenommen. Der feurige Orientale mit seiner Gluth-Empfindung, blitzschnellen Fassungsgabe, Gefühlwärme, mit seinem regen Phantasieschwung und verschwenderischen Ideenreichthum drückt seine Anschauungen ganz anders aus als der Nordländer, den sein rauher Himmel auf den Boden festhält und in beständiger Besonnenheit erhält. Jener sieht sich stets vom Sinnendrange beherrscht, und kann darum nur vom Bilde zum Prinzip sich erheben, während dieser erst vom letztern zum erstern herab-

steigt, und bei dem minder durch seine Empfindungen zum kühnen Ideenflug Gereizten das Prinzip sich dem Geiste gegenwärtiger erhalten kann. Daher erblicken wir den Bewohner nordischer Himmelsstriche geneigter zur Erfindung wohlgeordneter, mühsam durchdachter Systeme in Wissenschaften und Künsten, indessen die Morgenländer seit jeher berühmt waren durch Schöpfungen phantastischer Theorieen.

Der Weg führte eine Zeitlang längs dem Meere hin. Die erhabene Natur stand hier mit der schönen im engsten Bund. An den Gestaden schlugen die Wogen, von Morgenlüften getrieben, mit zornigen Wellen hohe Felsen; auf der Landseite durchirrten silberne Ströme die fettesten Wiesengründe. Rund um uns schwammen anfangs noch Land und See in dünnem, feuchten Nachtnebel; aber bald zog hinter uns im Osten die Morgenröthe langsam am Firmamente herauf, und ihr auf dem Fuße nachfolgend trat aus Anatolien's nächtlichem Bade des Tages Königinn göttlichstralend hervor. Nun schwanden auf einmal die Nebel dahin, die bisher so stark waren, daß Homer's Götter selbst nicht in form- und körperlosern Räumen geschwebt haben können, als wir, dem Anscheine nach, thaten. Sie zogen sich schnell zurück, scheu vor der

allgewaltigen Himmelsbeherrscherin, damit uns die Herrlichkeit der Welt offenbar würde.

Welche Naturmalerei von Grün und Blumenbunt, Sonnenlicht und Schatten! Hier umgürtet ein Wäldchen, dessen majestätische Zedern die Vorwelt kannten, einen lieblichen Garten, und schließt sich zu beiden Seiten an ein Landhaus an, umgeben von Pomeranzen, Zitronen, Oliven, Myrthen, Feigen- und Granatenbäumen. Diese Baumarten, die immer so schön an dem lieblichen Süden erinnern, füllen in Szio ganze Gegenden an. Dort erschöpft ein Fluß seine besten Kräfte, um die üppigen Fluren zu erfrischen, und bringt dem Meere nur ärmliche Wellchen. Alles, was nur des Anbaues fähig ist, wird hier zu einem Garten.

An vielen Orten sind die angebaueten Ländereien mit zwei bis drei Fuß hohen steinernen Mauern eingefaßt; andere haben Erddämme, wie in Holland. Diese Vorrichtungen, deren Anlage und Erhaltung freilich einen ansehnlichen Kostenaufwand erfordert, sind an manchen Stellen, besonders an den Seiten und am Fuße der höhern Berge, vom größten Nutzen. Sie hindern, daß der Regen die Erde nicht in die Thäler hinwegschlemmt, und auf der andern Seite bringen sie den tiefer liegenden Ländereien den Vortheil, daß

sich die im Winter vorzüglich häufigen Regengüsse nicht in herabrollenden Strömen von den Höhen herab auf sie ergießen, und während der Zeit, worin die Kräfte der Sonne sich in Abnahme befinden, nicht stehende Sümpfe bilden. Vom Wasser selbst weiß man übrigens überall den möglichst größten Nutzen zu ziehen: das System der künstlichen Bewässerung wird unter den Griechen nirgends in der Vollkommenheit angetroffen, als bei den Szioten. Trockene Stellen sieht man aller Orten durch Räder bewässert, die freilich von Baumeistern ohne mathematische Kenntnisse aufgerichtet sind, aber doch, eben so gut wie bei den Chinesen, vortrefflich ihre Dienste thun. Da wo sich kein fließendes Wasser in der Nähe befindet, hat man Zisternen angelegt, in welche sich das Regenwasser sammelt und dann vertheilt wird. Die Bewässerungsräder sind mit Schöpfeimern versehen, und werden durch Esel oder Maulesel getrieben, welche zu diesem Dienst abgerichtet sind. Enge Röhren leiten dann das Wasser nach allen den Gegenden hin, wo es nöthig thut. Diese Einrichtungen sind freilich so einfach als möglich, aber ohne sie würde man doch die üppige Vegetation vermissen, die gegenwärtig Szio's Fluren erfüllt.

Der Sonne warme Blicke ergossen sich jetzt über die dampfenden Inselgefilde, und ihre Stralen küßten den Perlenthau der Nacht von Blüten und Blättern hinweg. Man sah bereits die Saatfelder mit kräuternden Mädchen, hier pflückend, dort mit vollen Körben hingehend, belebt, ehe des wachsenden Tages sengende Hitze die Feldarbeiten mit doppelten Beschwerlichkeiten verknüpfte. An den äußersten Zweigen der prächtigen, üppig befruchteten Maulbeerbäume hingen kleine Knaben, Albani's Amoretten gleich, die für sich wohlschmeckende Beeren und für die Seidenwürmer Blätter brachen. Die Weiden waren mit grasendem Vieh bestreut, und unter diesem erhob der Büffel herrisch sein Gebrüll, Alles von sich verscheuchend. In größerer Ferne waren überall griechische Landhäuser zu schauen, aus Baumgärten heller und dunkler hervorblickend, und Wege und Felder wie mit weißen Bändern zusammenschlingend, und weiterhin sahen die vielen Kirchen und Klosterthürme der Stadt noch freundlich zu uns herüber. Die von den zahlreichen Wasserrädern emporgehobenen Schaumstralen glänzten alle herrlich im Sonnengolde, während die lichten Morgengewölke in Flocken und Streifen ruhig am azurnen Dunstkreise schwebten. O Leben der

Natur, Erde und Himmel umfangend und füllend, wie faßt dich die menschliche Brust so enge und doch so weit in ihrem Gefühl und Verlangen!

Nicht ohne Regung von innigstem Wohlgefallen konnt' ich die schlummernde Schönheit des Thales betrachten, in welches wir jetzt herabstiegen. Es wechselte mit Wäldchen, blühenden Grasplätzen und kleinen Weinhügeln, und wurde auf zwei Seiten von einem Amphitheater größerer Höhen umschlossen, deren Umrisse sich im Horizont hie und da in schönen Formen brachen. Das unfruchtbarste, steinigste Terrain verbessert sich in kurzem unter der Hand des fleißigen Szioten; keine Mühe und Arbeit läßt sich der freie Grieche hier verdrießen, es zur Aufnahme der Sämereien, zur Bepflanzung nützlicher Bäume geschickt zu machen. Freilich hindert der bergige, rauhe Boden an vielen Stellen die völlige Belaubung, freilich legen die so häufigen Felsen der Kultur unübersteigliche Hindernisse an manchen Orten in den Weg; aber selten findet man doch eine Strecke von einigem Umfang, die nicht auf irgend eine Art von den emsigen Insulanern benutzt worden wäre.

Ungeachtet es immer bergauf und bergab ging, trabten unsere Maulesel doch unermüdet fort.

Diese Geschöpfe scheinen von der Natur ganz für solche Gegenden bestimmt zu seyn, wie die Kameele und Dromedare für sandige Ebenen und trockene Wüsten. Sie scheinen mir aber in der Türkei, so wie in Italien und Spanien, noch Vorzüge vor den unsrigen zu haben. Oft ist der Maulesel hier so groß, wie ein gewöhnliches Pferd; aber er hat weit mehr Kraft als dieses, erträgt in Berggegenden größere Strapatzen, ist wohlfeiler zu unterhalten und Krankheiten weniger ausgesetzt. Die asiatischen Pferde legen zwar in den unermeßlichen Steppen Arabien's und der Tartarei mit bewundernswürdiger in Europa unerhörten Ausdauer ungeheure Strecken mit ihren Reitern zurück; aber diese Gegenden sind auch nur weit ausgedehnte Ebenen: in Bergländern würden sie, zumal wenn sie zugleich schwere Lasten tragen sollten, den Maulthieren nachstehen.

Wenn aber der Maulesel in wärmern Klimaten auch feuriger und munterer ist als der im kälteren, so scheint er doch von diesem an Stärke übertroffen zu werden; auch erreicht er gemeiniglich kein so hohes Alter wie letzterer. So finden wir ja auch, daß die Pferde aus der Normandie, aus Holstein, Meklenburg und Böhmen größer und stärker sind als die arabischen, ägyptischen, syrischen,

neapolitanischen und spanischen, wenn sie gleich von diesen an Muth, Geschmeidigkeit und Feuer weit übertroffen werden.

Man läßt gewöhnlich, um gute Maulesel zu bekommen, Stuten von Eseln bespringen: denn die Füllen arten immer mehr auf die Mütter als auf die Väter. So erhalten sie alle gute Eigenschaften der Esel, ohne deren Fehler zu haben. Aber gegen diese sage man mir auch nur nicht zuviel. Man kann es sich kaum vorstellen, wie behend sie in der Levante häufig sind. Manche schienen mir eben so schnell zu gehen als Pferde im Trabe. Ein Franzose hat ein Werk geschrieben, um zu beweisen, daß der Esel unter allen Thieren das für den Menschen nützlichste sey, indem er so viele Dienste leistet, und doch in Ansehung seiner Nahrung und seines Unterhalts so wenig Kosten verursacht. Wirklich man komme nach der Türkei, und man wird jenen Schriftsteller Recht geben müssen.

Wir kamen bei mehreren Wäldchen und Gehölzen vorbei. Sie bestehen in Szio, so wie überhaupt im Orient, nicht, gleich den unsrigen, aus einer und derselben Art von Bäumen und Gesträuchen: die Vegetation ist hier in der buntesten Mischung. Längs den Gewässern haben Eichen, Steineichen und Pappeln ihr Gebiet, und näher

dem Boden zu bedecken wilder Thymian, Lavendel und Rosmarin die Räume, ihrer würzigen Düfte weit und breit sich entladend. Auf den malerischen Höhen prangt der Kastanienbaum mit seinen reichen Blüten, die immergrünende Tanne mit ihren himmelanragenden Spitzen; auch der Korkbaum gedeihet hier. In den Thälern und Ebenen erhebt sich die hohe Fichte stolz mit ihrem Blätterdunkel, einer Wolke gleich über alle andere Bäume emporragend, und mit ihrem leichten Sonnenschirm auch die Gipfel der höchsten beschattend. Unter ihr stehen im üppigen Wuchse der türkische Bund (lilium martagon) und die gelbe Lilie, beide gleich merkwürdig durch ihrer Blumen Schönheit. Die schattigen und feuchten Thäler liebend, sproßt der Meerkirschbaum (arbutus) hoch empor, und bedeckt auch die mit Holz bewachsenen Berge, während die beerentragende Zeder (juniperus major bacca rufescente) hier sich an jedes Erdreich zu gewöhnen scheint.

Die Ulme mit ihrer runden Krone steht dem schönen Palmbaum zur Seite, der unter diesem Himmel nicht selten reife Früchte blicken läßt. Eine kleinere, nur die Höhe von drei bis vier Fuß erreichende Art dieser Baumgattung zeigt sich hier ebenfalls wild. Aus ihren Blättern verfertigt man

Besen, Körbchen und andere Geräthschaften. Die sehr starken Wurzeln haben verschiedene aus einer Art von gelbem Gewebe zusammengesetzte Schalen. Unter denselben befindet sich ein mit mehrern weißlichen und festen Rinden versehener Stengel, und dieser kann auch zur Nahrung dienen. Ein süßer Saft läßt sich ihm entpressen, und mit etwas Bitterem vermischt oder auch mit Oliven genossen hat er einen überaus lieblichen Geschmack.

In wasserreichen Gegenden erblickt man die Thränenweide mit ihrem traurig herabhängendem Laube neben der nimmer sich entblätternden schlanken Zypresse. Beide scheint die Natur selbst als das Symbol melancholischer Schwermuth bezeichnet zu haben. Unter ihnen grünt und blüht die Seerose (nymphaea) im Wasser, mit ihren bis zu dessen Oberfläche sich erstreckenden Blättern und mit ihren weißen und gelben Blumen.

Schön kontrastirt das grauliche Grün des Oelbaums mit dem dunkelfarbigen Laube der grünen Eiche, mit der reichen rothen Saat von Blüten des in diesem Klima zu einer beträchtlichen Stärke heranwachsenden Vogelbeerenbaums, mit dem Glanze des wohlriechenden Lorbeers und den mit goldenen Früchten wie besäeten andern Bäumen des Morgenlandes. Auch der Nußbaum, die

Esche, der Dornkirschenbaum (ziziphus) sind hier keine Seltenheiten.

Zwischen den Baumgruppen befinden sich häufig fette Wiesenplätze voll wilder Pflanzen und Blumen. Das Pfriemenkraut (genista juncea), in mannigfaltigen Gattungen, und unter diesen auch diejenige, welche zum Gelbfärben dienen kann, kommt hier im Schatten sehr gut fort. Neben ihm blühen Veilchen und Stiefmütterchen, die auf dieser Insel auch unter dem Getreide auf den Feldern wild wachsen. Der Kapernstrauch (caparis) wächst sogar zwischen den Felsen, und der Wachholderbaum (juniperus) gehört zu den gemeinsten Gattungen.

Unter den übrigen Gewächsen, die in's Auge fallen, zeichne ich nur folgende aus: die Bitterwurzel (gentiana) mit ihren bald blauen, bald gelben, violetten und purpurfarbigen Blumen. Der Saffran (crocus) besonders an Hügeln und in den dürresten Gegenden. Schon gegen des Winters Ende beginnt seine Blüte, und in Gärten kultivirt gedeiht er vortrefflich. Die Narzissen und Jonquillen sind sehr häufig mitten im Grase. Der Wermuth (absinthium) ist in allen Distrikten der Insel nichts seltenes, und die Skorzonierwurzel (scorzonera) kommt ebenfalls wild fort.

Endlich noch die Wasserschwerdtlilie (iris), deren Wurzeln mit Wasser gefüllt sind, die unter dem Namen der tulipa narbonensis den Botanikern bekannte gelbe wilde Tulpe, der schmarotzirende Hypozist (hypocistis) an den vielen Zistenrosen, die wilde Spargel (asparagus). Um diesen kleinen Beitrag zur sziotischen Flora mit einigen Kryptogamen zu beschließen, nenne ich die pteris aquilina, die tremella nostoc, die ulva intestinalis sowohl als pavonia, das polypodium vulgare, den Lichen pulmonarius und pyxidatus, das Asplenium scolopendrium. Alle diese Pflanzenarten sind hier sehr häufig.

Der Weg wand sich längs dem Fuße der Berge, deren Busen schöne grüne Höhlen schmückten, durch die Thäler hin. Ueberall belebten Quellen die Vegetation, theils zu Flüssen heranschwellend, theils in Bächen dem Meere zueilend. Die mannigfaltigen Baumarten warfen ihr Laub oft über die steilen Klüfte, wo der dürftige Boden kaum ihre Wurzeln verbarg, und wo ihre leichten Zweige in jedes Lüftchen flatterten, das von den Höhen herabwehte. Unter ihnen prangte dagegen Alles in den reichen Farben des Sommers, und die Gefilde erschienen mit aller Fülle des Fleißes geschmückt. Harmonisch schmolzen die vielfachen Schattirun-

gen im Sonnenglanz, und die vielen Weinhügel versprachen die befriedigendste Erndte. Wie schön muß es seyn, während des lieblichen Wettstreites zwischen Licht und Schatten, um die Zeit, wenn die Sonne sich zum Untertauchen neigt, hier zu verweilen, und alsdann die wunderbare Magie der Schlaglichter zu betrachten.

Wir sahen eine Menge Schildkröten in dieser Gegend, manchmal fünf auf einem Raume von ein paar Quadratschuhen; jedoch schienen sie in keiner geselligen Verbindung zu leben. Vieles ist über die Oekonomie dieser seltsamen auch zur Speise dienenden Thiere noch unerforscht. Alle hatten dunkelgebe und schwarze Marmorirungen auf den Schildern; ihr Gang war schneckenartig, und man sah es ihnen an, wie viel sie an ihrer sie schützenden Bürde zu tragen hatten. Sie sollen von Früchten, Kräutern, Schnecken, Würmern und kleinen Insekten leben, und auch hier in Szio, obgleich die winterliche Jahreszeit nie ganz ihre Milde verliert, sich bei ihrem Eintritt in selbst gemachten Höhlen verbergen, ohne alle Nahrung, in einer Art von Erstarrung das kommende Frühjahr erwartend. Die Eier werden, wie die der Krokodille und anderer Amphybien, durch die Sonne ausgebrütet, und die Jungen bedürfen,

ihre Hülse durchbrechend, der mütterlichen Pflege und Obhut nicht: denn ob sie gleich anfangs kaum eine Nuß dick sind, wissen sie doch schon, vom Instinkt geleitet, von freien Stücken ihrem Unterhalte nachzugehen und ihn zu finden.

Die Wege wurden nun so schlecht, daß wir mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen hatten; aber endlich erreichten wir doch das berühmte Kloster Neamoni (Νεαμονι, d. i. die neue Einsamkeit), eine der größten religiösen Stiftungen vom griechischen Ritus im ganzen Orient. Wir hatten ungefähr drei Stunden auf unsern Ritt von der Stadt dahin zugebracht.

Dreißigstes Kapitel.

Gegend und örtliche Verhältnisse bei Neamoni. — Abgeschnittene Lage und Einsamkeit dieses Klosters. — Fleiß und Arbeitsamkeit der Kaluger — Anbau der Umgebungen. — Reichthum und Einkünfte des Instituts. — Das Leben der Mönche hier. — Ihre Anzahl und die Vortheile, die sie genießen. — Die Zisterne. — Die Klosterkirche. — Merkwürdigkeiten in und an derselben. — Die sehenswürdigen Mosaikgemälde. — Die Reliquieen der Heiligen.

Unsere Reisegesellschaft hatte sich unterwegs ziemlich zersplittert: ich befand mich nur noch in Begleitung von zwei Griechen, als ich die Klostermauern begrüßte. Es war sehr gut, daß die Frauenzimmer sich alle entfernt hatten; denn auf diesem heiligen Boden sind sie Kontrebande. Keine Eva'stochter darf es wagen, sich auch nur von ferne blicken zu lassen; selbst der Junonen und Aphroditen Zauberreize würden in dieser Gegend Szio's umsonst ihre Bewunderer suchen. Hier nämlich lebt ein zahlreicher Haufe von Mönchen, Zwittergeschöpfe, die ohne aufgehört zu haben, Männer zu seyn, doch den Weibern nicht huldigen dürfen, sondern es für ihre erste Pflicht halten,

ihre Lockungen zu fliehen, sie, gleich giftigen Schlangen, zu meiden, die, wiewol nicht wie Eunuchen verstümmelt, dennoch eine Ehre darin suchen, mit diesen in der Kälte gegen jene privilegirte Wesen zu wetteifern, womit die Natur in der Fülle ihrer Güte die Erde beglückte.

„Wie ist es möglich, bei so viel Schönheiten, wie Griechenland dem Beschauer darbeut, den Frostigen zu spielen, und die sanftesten und lieblichsten Regungen der Natur widernatürlich zu unterdrücken?" fragte sich schon mancher Reisende, der Szio's blühende Fluren betrat, und der Kaluger zu Kloster Neamont Lebensweise kennen lernte. Als wenn es in Italien, in Spanien, in Portugal, wo es von Laienbrüdern und Klosterpfaffen wimmelt, nicht auch reizende Schönen in Menge gäbe, als wenn da nicht auch so viele Männer bei lebendigem Leibe aufhören müßten, Männer zu seyn! Aber die europäischen Mönche, wird man sagen, wissen sich häufig für das, was ihnen öffentlich zu treiben das Gelübde verbietet, in's geheim zu entschädigen; wenigstens fehlt es ihnen dazu nicht an Gelegenheit, wenn Lust und Begierde vorhanden ist. Die morgenländischen hingegen sollen, mit höchst seltenen Ausnahmen, immer ihrem Schwur treu bleiben, und wenn sie es auch

nicht wollten, so müssen sie's doch: denn hier zu Lande huldigen die Schönen den Freuden der Liebe und ihren Genüssen nur in der Ehe, hier sind die Frauenzimmer so keusch, wie Mönche und Nonnen seyn sollten, und, der Mehrzahl nach, auch im Abendlande sind. Die einfache Lebensweise, die einfachen Sitten des Orients verstatten, antwort' ich, keine Befriedigung unerlaubter Lüste; sie thun noch mehr: sie verscheuchen auch jede Gelegenheit dazu. Der griechische Mönch hat die Berührungspunkte mit den Frauenzimmern nicht, die dem römisch-katholischen zu Gebote stehen; seine Begierden finden keine unlautere Nahrung im häufigen Genuß ihrer Gegenwart, ihrer Gesellschaft, eines frommen Tête-à-Tête. Die Morgenländerinnen halten sich, herkömmlichen und durch die Erziehung von frühester Jugend an ihnen eingeprägten Gewohnheiten gemäß, in steter Abgezogenheit und Verborgenheit vor den Männern; ob diese das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben oder nicht, das ist gleichviel: genug daß sie Männer sind und keine Verschnittene. Im Gegentheil wirkt eine Art von gegenseitiger Zurückstoßung hier im Zusammentreffen von Kalugern und Frauenzimmern: denn wenn diese jenen auch mit frommer Ehrerbietung die Hand küssen, so begegnet doch ihr Auge keinem

Blicke jener. Die Sziotinnen sind freilich nun wohl weit weniger scheu als andere Griechinnen; aber mit Geistlichen haben auch sie doch nicht gern etwas zu schaffen.

Die Mönche zu Neamoni scheinen mir noch strengere Grundsätze in Absicht auf das weibliche Geschlecht zu hegen, als andere, und das mag wohl auf die Rechnung ihrer isolirten Lage geschrieben werden müssen. Die Bewohner von Klöstern in Städten müssen nothwendig mit andern Menschen, mit Laien weit mannigfaltigere Verbindungen haben als solche, deren abgeschiedene Mauern selten von einer fremden Menschenseele begrüßt werden; indem sich diese gleichsam außerhalb der Gesellschaft befinden, gewöhnen sie sich auch eher an die Entbehrung der Genüsse, welche sie darbietet. Auch kann ein Kloster im Orient sich in einem weit mehr abgesonderten Zustande erhalten, als ein ähnliches Institut in Europa und besonders in den Nordländern. Der abendländische Luxus, der, besonders was die Tafel betrifft, den katholischen Mönchen manchmal vorgeworfen wird, findet da nicht statt, und es werden unter einem milden Himmel so viele Entbehrungen möglich, die in kältern Himmelsstrichen nicht Platz haben können. Darum sucht der griechische Kaluger seine irdische Glückseligkeit nicht

im Essen und Trinken: er lebt mehr als ein Kind der Natur, und oft hat er mit eigener Hand gepflanzt und gezogen, was er genießt. Aber indem er so mehr, den Zwecken seines Standes und seiner Bestimmung gemäß, einfach und isolirt sein Leben fristet, bleibt er auch unwissender, vorurtheilsvoller und abergläubischer als sein abendländischer Klosterbruder.

Eine rauhe wilde Gegend ist es, in welcher das Kloster Neamoni mit allen seinen Gebäuden und Umgebungen, an Umfang einem Dorfe gleich, sich hinstreckt. Berge von erstaunlicher Höhe sind seine Nachbaren, diesen eben so großen als berühmten Mönchssitz schon in weiter Ferne dem Auge verkündigend. Furchtbare Felsenklüfte, der Natur wundersame gewaltige Kraftäußerungen dem staunenden Wanderer aller Orten mit Fülle offenbarend, wechseln ab mit enormen über einander gehäuften Steinmassen, die bald in wohlgeformten Spitzen zum Himmelsgewölbe hinanzustreben scheinen, bald in den regellosesten Gestalten Figuren bilden, deren Namen kein Geometer zu bezeichnen weiß. Kahl und nackt sind die Anhöhen ringsum, und selbst im schönsten Klima will keine Pflanze hier an manchen Orten gedeihen, kein Gras entkeimen dem Gestein, kein Strauch entwachsen den

tiefen Höhlungen. Nur altes und junges Moos umkleidet die Steinklippen, nur sparsam bedecken Schwämme die Felsenadern; kaum hier und da gelingt es einem Lichen sich festzusetzen und einem Farrenkraut emporzuranken. Alles animalische Leben scheint hier in diesem Bezirk oft noch mehr verschwunden zu seyn als die Blüte der Vegetation; in den Ritzen der Steine, in den Tiefen der Felsenketten regt und rührt sich nichts, und kaum prangt hier und da ein Schmetterling mit seinem bunten Gefieder auf der harten Oberfläche, nach weitem Flug ermüdet sich sonnend an den Gipfeln.

Grabesstille waltet überall, wohin ich blicken mag, für Katakomben und Mausoleen wäre hier der Ort. Ich vergesse auf einen Augenblick das Leben mit allem seinen Wirrwarr, das fröhliche Szio mit allen seinen Freuden; nur Gedanken an den Tod füllen die Seele, und die schauerliche Einsamkeit ringsumher nährt und unterhält sie. Der Platz hätte nicht besser für ein Mönchskloster ausersehen werden können, in welchem die Bewohner schon mit einem Fuß in der andern Welt stehen sollen, und sich zum Eingang in des Tartarus noch unbekannte Länder durch Beten, Singen, Fasten und Kasteien vorbereiten. An ein Fegefeuer glauben sie freilich nicht, wohl aber an ein strenges Ge-

richt in Pluton's schwarzem Feuerreiche, und wehe dann dem, der sich nicht das Zeugniß zu geben vermag, brav Litaneien abgesungen, seinen Körper während der irdischen Wallfahrt recht oft gekreuzigt zu haben.

Die Einsamkeit, in der das Kloster begraben liegt, mag manchem unangenehm erscheinen; aber die Gegend ist doch für andere nicht ohne natürliche Reize. Näher zu den Gebäuden hin sind die Felsenflächen mit Tannen bewachsen, deren Grün anmuthig mit den grauen und weißen Steinen kontrastirt. Die Wohnungen der Mönche selbst liegen auf einem wohl angebauten Hügel, und die unten befindlichen Thäler bestehen in Getreidefeldern und Weinbergen, die, so dürftig und unfruchtbar auch der Boden ist, dennoch nicht selten reichhaltige Erndten gewähren. Man sieht, was ausdauernde Arbeit und Anstrengung vermag, um auch das dürreste Erdreich zur Kultur zu zwingen; die Kaluger dürfen hier gewiß nicht allein an Gott und die Heiligen denken: denn wären sie nicht so thätig, so hätten sie auch nichts zu leben. Es ist, als wenn dieser Erdfleck auch ganz besonders dazu auserseheu wäre, ihnen stets in's Gedächtniß zurückzurufen, daß sie noch nicht des Himmels jenseitige Gefilde erreicht haben, daß sie sich noch auf der Erde befin-

den, wo nur Mühe und Thätigkeit mit wohlberechneter Sparsamkeit Wohlstand bringt.

Man muß gestehen, Neamoni's Kaluger sind keine träge, faule Dickwänste, die mit feistem Wohlbehagen und träger Selbstgenügsamkeit zusehen, wie die Laien sich anstrengen, damit sie in bequemer Ruhe und theurer Unthätigkeit ihre Tage unnütz verprassen können. Sie leben nicht wie die behaglichen Mönche in so manchen reich bepfründeten Klöstern der katholischen Christenheit, die, da sie zur Ehre Gottes allein hier auf Erden seyn wollen, es unter ihrer Würde halten, irdischen Beschäftigungen obzuliegen. Der emsige Geist der Szioten scheint auch auf sie übergegangen zu seyn: jeder strebt durch unverdrossene Thätigkeit seinen Zustand zu verbessern, jeder sinnt darüber nach, sich neue Erwerbsquellen zu verschaffen. Freilich sorgen alle nur für sich und das Kloster; aber das hindert nicht, daß alle sich einer, nur durch gottesdienstliche Religionsübungen unterbrochenen Regsamkeit überlassen.

Gelangt man zu größerer Nähe von Neamoni, betrachtet man dessen Umgebungen, in denen überall beharrlicher Fleiß sichtbar ist, so sollte man fast, an das Mönchsleben in andern Ländern gewöhnt, sich kaum einbilden, daß diese Gegend

lediglich der Aufenthalt von Kalugern sey. Schöne südliche Gemüßarten füllen die Gärten an, auf den steinigen Grund hat man Erde gebracht und ihn fähig gemacht zum Anbau, von Felsen selbst erheben sich hin und wieder Terrassen mit Blumen und Früchten. Die Aecker ringsum sieht man voll emsiger Geistlichen, die in ihren Kalugermützen und dunkeln Gewändern pflanzen, säen und graben, mit dem Landmann um die Wette. Reihen von ungeheuer ergiebigen Feigenbäumen wechseln ab mit Pflanzungen von Oliven, Mandeln, Lorbeeren, Granaten, während die Aepfel an den hohen Stämmen golden schimmern oder sich im Sonnenschein rothen. Die wilden und doch so saftigen süßen Aprikosen und Pfirsichen erinnern an den orientalischen Breitengrad, und die Maulbeerplantagen, deren es so viele hier giebt, zeigen, daß auch der Seidenbau zu den Beschäftigungen der hiesigen Geistlichkeit gehört, daß dieser liebliche Zweig südlicher Industrie zu Neamoni mit Eifer getrieben wird. In der That ist auch die Menge der Seide, die hier gezogen wird, nicht gering: die Seidenraupe muß als eine reiche Quelle von Einkünften für die hiesigen Mönche angesehen werden.

Der Kaiser Konstantin Monomachus soll der Stifter dieses merkwürdigen klösterlichen Insti-

tuts gewesen seyn; wenigstens geben ihn die Mönche dafür an, und manche Umstände scheinen ihre Behauptung auch wahrscheinlich zu machen. Dies mag indessen seyn wie ihm wolle, Nea-moni muß noch gegenwärtig als eins der reichsten und größten Klöster im ganzen Orient betrachtet werden, daher man auch die griechischen Geistlichen oft mit Stolz davon reden hört. Vielleicht ist es selbst reicher als die auf dem heiligen Berge Athos gelegenen, mit denen es übrigens in manchen Stücken, insonderheit was die innere Einrichtung des Mönchslebens und die Verfassung, so wie die Polizei und Regierung der vielen zu einem Ganzen hier vereinten Kaluger betrifft, übereinstimmt.

Es ist sehr auffallend, daß die Türken, die doch sonst wenig geneigt sind, der griechischen Geistlichkeit ansehnliche Pfründen zu lassen, sondern lieber selbst Alles ziehen, hier den Mönchen so viel Einkünfte zu besitzen erlauben. Offenbar ist es eine besondere Begünstigung der Insel, und die Szioten bilden sich auch nicht wenig darauf ein. Dem neugriechischen Pöbel ist es wichtiger, ein solches großes religiöses Institut in seiner Nähe zu haben, als sich in einer politischen Wichtigkeit zu erblicken. Auf der andern Seite aber ist nicht zu läugnen, daß die Menge der hier aus allen Gegenden Griechenlands

chenlands zusammengedrängten Geistlichen sehr viel zur Vermehrung des Aberglaubens, der Unwissenheit, Bigotterie und Religionsvorurtheile beiträgt, und der Aufklärung dadurch viele Hindernisse in den Weg gelegt werden. Der Aufenthalt auf Szio würde dem Fremden noch weit mehr Annehmlichkeiten darbieten, die Szioten würden sicher noch mehr Freiheit des Geistes offenbaren, wären sie nicht von diesen Schwärmen fanatischer Mönche umgeben.

Einige wollen behaupten, Neamoni besitze die Hälfte der besten Ländereien des ganzen Eilandes. Ist dieses richtig, so ist Szio ein wahres Mönchsland, und das Kloster die Residenz eines nicht unansehnlichen geistlichen Staates auf der Insel, der freilich wohl auf keine Souverainität Anspruch machen kann, aber doch, als Lehnsvasall der hohen Pforte, sich im Besitz von Einkünften befindet, die mancher gefürstete Bischof weiland im heiligen römischen deutschen Reiche nicht aufzuweisen im Stande war. War dieses Kloster aber schon damals so sehr im Ansehen wie jetzt, als noch die blühenden Zeiten des Katholizismus in Szio herrschten, so muß man zugeben, daß hier eine außerordentliche Menge von christlichen Geistlichen sich beisammen befand. Vielleicht war außer dem Kirchen-

staat und Athos kein Erdfleck in Europa, auf welchem verhältnißmäßig so viele versammelt waren. Aber hat das Kloster Neamoni schon unter den Genuesen seine jetzigen Einkünfte besessen, und waren damals die römisch-katholischen Pfaffen ebenfalls Herren von Gütern auf der Insel, so weiß ich nicht, was den Laien an Ländereien hier übrig bleiben konnte.

Ich suchte an Ort und Stelle bei den Geistlichen Erkundigungen über die Geschichte, so wie über die ehemaligen und jetzigen Verhältnisse des Klosters einzuziehen; aber meine Mühe war umsonst. Niemand konnte oder wollte mir Auskunft über alle meine Fragen geben. Ich glaube indessen mit Grunde, daß wohl das erstere der Fall seyn mochte: denn hier herrscht eine Unwissenheit, wovon man sich kaum einen Begriff machen kann. In dumpfer Selbstgenügsamkeit fristet man hier nur sein Leben mit fanatischem Eifer für die Gegenwart, und läßt die Vergangenheit seyn, wie sie will; selbst in die Zukunft richtet man kaum seine Blicke, es müßte denn seyn, daß man in derselben hofft, das Reich Gottes, d. i. die allein seligmachende neugriechische Kirche, mit mehrerem Glanz auferstehen zu sehen. Die Mönche sind, der Mehrzahl nach, Fremde, die keinen Beruf in sich füh-

len, sich um das Historische ihres dermaligen neuen Vaterlandes und des Instituts, dessen Mitglieder sie jetzt sind, zu bekümmern. Selbst die einheimischen haben keinen Sinn dafür, und da sie meistens von niedriger Herkunft sind, so haben sie in der Jugend durchaus keine Gelegenheit gehabt, sich Unterricht zu verschaffen. Archive und Urkundensammlungen endlich sind in der Türkei nicht gewöhnlich. Was sollen auch alte Dokumente und Aktenstücke in einem Reiche helfen, wo die Gewalt dem Rechte vorherrscht, der Despotismus wenig Achtung für Verträge und Privilegien hat, alles der Uebermacht und dem tyrannischen Willen der Mächtigen weichen muß, wo nichts Bleibendes, alles veränderlich ist.

Wenn es aber auch übertrieben ist, daß fast die Hälfte der ganzen Insel von diesem Kloster abhängig sey, so ist doch so viel gewiß, daß es einen ansehnlichen Theil aller Güter besitzt. Funfzigtausend Piaster reine Einkünfte hat es zuverläßig, und wenn auch der Patriarch zu Konstantinopel von Zeit zu Zeit Eingriffe in die Rechte des Instituts gethan, und sich auf seine Kosten zu bereichern gestrebt hat, so ist ihm doch noch immer genug übrig geblieben. Das Kloster aber müßte gegenwärtig einen außerordentlichen Reichthum besitzen, wäre

unter den Türken überhaupt an einen Besitzstand von Dauer zu denken. Die Anlegung der Kapitalien ist hier zu unsicher, es giebt keine Hypothekenbücher, keine Obligationen und Schuldwechsel mit Verschreibungen von Gütern, auf deren Besitz man ohne Widerrede Anspruch machen könnte, im Fall der Schuldner sein Wort nicht hielt oder saumselig im Bezahlen wäre; und auf den schleunigen, unbedingten Verkauf hypothezirter Grundstücke ist um so weniger Rechnung zu machen, da bei der Ausübung der Justiz so viel auf die individuelle Gemüthsbeschaffenheit der Richter ankommt, und die Gerechtigkeit so vielen Schikanen und Kabalen unterworfen ist. Darum häuft man lieber das Geld unnütz in Kasten auf, um sich desselben in erforderlichen Fällen zu bedienen, als daß man es ausleihet, um es ganz zu verlieren. Der Klosterschatz soll darum manchmal sehr ansehnlich gewesen seyn, aber man hütet sich sorgfältig, etwas davon zur Kunde des Publikums kommen zu lassen, um nicht die Habsucht der Muselmänner zu reizen. Man pflegt vielmehr, auf Nachfragen in dieser Hinsicht, immer sehr politisch zu antworten: gegenwärtig sey man sehr arm.

Da Neamoni in der ganzen Levante, gleich den Athosklöstern, so berühmt ist, und in

einem besondern Ruf der Heiligkeit steht, so werden ihm häufig fromme Vermächtnisse zu Theil. Gar mancher Grieche, dessen verwickelter Lebensfaden nur eine bunte Gallerie von Treulosigkeiten, Betrügereien, Hinterlisten und Schandthaten gewesen ist, glaubt sich die ewige Seligkeit dessen ungeachtet erkaufen zu können, wenn er das Kloster in seinem Leben reich dotirt oder im Testamente zum Erben einsetzt. Gar mancher fanatische Frömmling wähnt, das Erworbene nicht besser anzuwenden, als es zum Heil seiner Seele zu benutzen, und mit freigebiger Hand vermacht er es den Mönchen, während er es seinen vielleicht dürftigen Verwandten und Freunden entzieht. Auch mancher Große und Reiche unter den Griechen denkt sich ein besonderes Ansehen bei den Gläubigen zu erwerben, den Ruf der ausgezeichneten Frömmigkeit zu erhalten, indem er von seinem Ueberfluß etwas Beträchtliches dem Klosterschatz zufließen läßt.

Sogar jeder Kaluger trägt etwas zur Bereicherung der Stiftung bei. Jeder nämlich, der hier aufgenommen werden will, muß gegen hundert Piaster Eintrittsgebühren erlegen, sonst wird er entweder überhaupt nicht aufgenommen, oder er kann wenigstens an den Vortheilen der übrigen Klo-

sterbrüder keinen Antheil nehmen. Stirbt einer derselben, so fällt auch seine ganze Verlassenschaft, er mag sie nun entweder selbst erworben oder ererbt haben, dem Institut anheim. Einer seiner Verwandten kann davon nur den dritten Theil an sich bringen, und auch das lediglich unter der Bedingung, daß er sich selbst in's Kloster aufnehmen läßt. Verheirathete Personen oder Frauenzimmer können hier gar keine Ansprüche auf Erbtheile bei dem Tode eines ihnen verwandten Mönchs machen.

Den Kalugern, welche sich in dies Kloster aufnehmen lassen, werden von demselben Ländereien angewiesen, und diese bebauen sie nun ganz nach Willkühr und dergestalt, wie sie glauben, daß sie sich ihnen am vortheilhaftesten interessiren. Der Gewinn ihres Fleißes kommt ihnen nämlich selbst zu gut, und je fleißiger sie sind, desto mehr können sie verdienen; daher legen sie sich denn auch mit so vieler Betriebsamkeit auf die Kultur der Felder und der Fruchtbäume. Jeder muß dagegen für sich selbst sorgen und seine Küche so gut bestellen, wie er kann; nur an Sonn- und Festtagen speisen die Geistlichen auf Kosten des Klosters beisammen in Gemeinschaft, die übrigen Tage in der Woche aber wird ihnen nur Brod, Wein, Milch und Käse gereicht. Die Lebensart der Mönche kommt auf

diese Weise so ziemlich mit denen auf dem Athosgebirge überein; auch essen sie, so wenig wie diese, Fleischspeisen: denn sie sollen sich eines beständigen Fastens, zur Ehre Gottes, befleißigen.

Der Geist der Sparsamkeit herrscht im höchsten Grade bei diesen Mönchen; einige offenbaren, ihrer Armuth ungeachtet, sogar einen wirklich schmutzigen Geiz. Es scheint allgemeines Prinzip unter ihnen zu seyn, so viel Geld als möglich aufzuhäufen, und es sich selbst abzuziehen, um nur etwas zur Aufbewahrung entübrigen zu können. Da das Kloster der allgemeine Erbe Aller ist, so sieht man gar keinen Grund von dieser ängstlichen Knauserei ein, man müßte sich's denn für ein Verdienst anrechnen, etwas zur Bereicherung des Klosterschatzes beizutragen. Alle leben darum äußerst schlecht, und keiner weiß sich bei seinem Fasten, wie die Pfaffen des Katholozismus, durch wohlschmeckende Gerichte und den Gaumen nur etwas kitzelnde Leckerbissen zu entschädigen. Der Wein und die Früchte scheinen mir bei ihnen das einzige zu seyn, was einem Europäer gefallen könnte.

Klöster sind sonst der Sitz der Hospitalität, und wirklich findet auch bei diesem der Gebrauch statt, allen Reisenden drei Tage lang Wohnung und Unterhalt zu verleihen. Nach morgenländischer Weise

bekümmert man sich dabei weder um Religion noch Glauben der Individuen, gegen die man die Gastfreundschaft ausübt; alle werden auf gleiche Weise bewirthet. Aber nur Unbemittelte fast machen von dieser Wohlthat Gebrauch: wer es kann, verlangt hier, wo alles so ein eigennütziges Ansehen hat, nichts umsonst, und man sträubt sich auch gar nicht, Bezahlung anzunehmen. Indessen darf man nicht erwarten, in diesen Mauern vorzüglich aufgehoben zu seyn; die Tafel römisch-katholischer Mönchsklöster vermißt man hier durchaus. Theils müssen sich die Kaluger einbilden, daß, da sie selbst so wenig bedürfen, auch andere vorlieb nehmen können mit ihrer magern Kost; theils verstehen sie auch nicht die Zubereitung guter Gerichte, und wissen überhaupt von nichts besserem. Dazu kommt vielleicht noch der Argwohn, daß man sie für reich halten möchte, wenn sie anders verführen, und daß das dem Kloster Schaden bringen könnte.

In der Regel zahlt Neamoni an die Pforte ungefähr 500 Piaster oder Einen Beutel Kopfsteuer; aber die Türken wissen schon von Zeit zu Zeit Gelegenheiten genug zu finden, um hier außerordentliche Abgaben zu erpressen. Die Zahl der Mönche beläuft sich auf weit mehr als vierhundert, sie nimmt bald ab bald zu; aber wenn sie auch bis

auf Tausend stiege, so würde sie das Kloster doch alle mit Ländereien versehen können. Gegen vierzig Priester lesen die Messe, und verrichten andere Geschäfte ihres heiligen Berufs. Die Popen tragen zum Unterschied von den übrigen ein weißes Band um den Rand der schwarzen Filzkappe. Eine nicht geringe Anzahl von Kalugern — sie soll sich gegenwärtig auf mehr als funfzig belaufen — führen, wegen ihrer besondern verdienstlichen Büßungen und heiligen Lebenswandels, den Namen Stawroferi (Kreuzträger), und stehen bei'm Volke in einem besonders großen Ansehen. Man betrachtet sie wie heilige Männer, und fleht sie häufig um ihren Segen an.

Die Klostergebäude selbst sind nur ihrer weiten Ausdehnung wegen merkwürdig; aber man hat von ihnen aus, da sie sich auf einer Höhe befinden, eine für manchen Liebhaber von Naturschönheiten gewiß interessante Aussicht, so abgeschieden und abgeschnitten gleichsam die Lage auch sonst ist. Innerhalb den Mauern versäume man indessen nicht, eine schöne Zisterne voll vortrefflichen Wassers in Augenschein zu nehmen, das man theils beim Regen, theils aus einer Quelle sammelt, die sich in ihrem untern Theile befindet. Man bedient sich des hier aufgehäuften Wassers sowohl zum

Trinken und Kochen, als auch zum Begießen und Bewässern der Gärten, daher man an diesem Orte fast immer eine Menge Klosterbrüder versammelt findet. Die Zisterne ist funfzig Fuß lang und dreißig breit, mit Treppen versehen und einer Decke umwölbt, welche eine Art von Terrasse bildet, wodurch der Regen beim Herabfallen aufgefangen wird, und auf zwei Säulenreihen ruht. Der Styl, worin das Werk aufgeführt ist, zeugt von dem architektonischen Geschmack des Baumeisters, aber niemand wußte mir seinen Namen zu nennen.

Die Klosterkirche ist eine der schönsten und merkwürdigsten in der Levante. Ihr Bau sowohl wie ihre innere Einrichtung muß viel Geld gekostet haben. Die Thüren und Fenster sind zwar schlecht, wie bei den meisten Gebäuden der Art im Morgenlande; aber das Ganze verfehlt doch nicht, beim Eintritt eine große Wirkung hervorzubringen. Der Styl ist durchaus gothisch, man müßte denn die Wölbungen des Doms ausnehmen wollen, die sich schon einem neuern Geschmack nähern. Alles ist an dem Gebäude so erstaunlich massiv, daß es jedem Zeitalter zu trotzen scheint.

Das Innere des Tempels ist mit einer ungeheuren Menge schöner und äußerst künstlicher Musivarbeiten verziert. Sie bilden sehr sehenswürdige

Marmor- und Mosaikgemälde, und bei jedem derselben muß man die ausdauernde Geduld des Künstlers bewundern, der keine Mühe und Arbeit gescheuet hat, seinen Werken in ihrer Art die höchste Vollendung zu geben. Sie zeigen zugleich Proben von den mannigfaltigen Marmorarten, die auf der Insel gebrochen werden, deren verschiedene Nüanzirungen und Farben mit großer Geschicklichkeit hier angewandt worden sind.

Den Marmorstücken fehlt es weder an Politur noch sorgsamer Schleifung; sie sind so künstlich neben- und aneinander gelegt, daß sie von der Natur selbst aneinander gepaßt zu seyn scheinen, und an Geschmack in der Verarbeitung fehlt es ihnen nicht. Auch Jaspis und verde antico ist in Ueberfluß an den Wänden angebracht. Aber alles an künstlicher Zusammensetzung übertreffen die Arbeiten am innern Gewölbe: dort wechseln die mannigfaltig geformten und kolorirten Marmortäfelchen und Plättchen mit Stücken bunten Glases und vergoldeten Steinen ab, die eine herrliche Wirkung machen. Jedes Stückchen beträgt kaum einen Viertelzoll im Quadrat, und jedes ist mit einer Art von Kitt besonders an der Decke befestigt.

Diese zahllosen Mosaikgemälde, welche gewiß zu den besten Werken ihres Zeitalters gehören, stel-

len eine Menge Gegenstände und Abbildungen aus der heiligen Schrift und der biblischen Geschichte vor. Desto gröber hiergegen erscheinen die übrigen Malereien in dieser Kirche, obgleich die Vergoldungen nicht gespart sind. Man sieht da eine ganze Gallerie von Heiligenportraiten, und unter jedem derselben steht der Name dessen, den es vorstellen soll, um die Verwechselung der verschiedenen Heiligen zu verhüten.

Die drei Thüren, welche im Hintergrunde das Schiff von dem Allerheiligsten trennen, sind besonders reich verziert und vergoldet. Die Säulen und Knäufe sind von einem Landjaspis ausgeführt, und haben, da sie auch ein schlechtes Profil zeigen, nichts vorzügliches. Aber es werden hier auch Reliquieen von Aposteln und Heiligen der ersten Kirche aufbewahrt, die bei den Griechen in großer Verehrung stehen; darum geschehen häufige Wallfahrten von den Gläubigen nach dem Kloster Neamoni, wobei auch oft Geschenke dargebracht werden. Von dem angeblichen Stifter des ganzen Instituts, dem Kaiser Konstantin Monomachus, sieht man ebenfalls ein Gemälde in der Kirche, unter welchem sein Name angemerkt ist.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Menge der Vögel beim Kloster Neamoni. — Epochen der Ankunft der Zugvögel. — Ornithologische Fragmente von Szio. — Die Raubvögel. Die Adler- und Geierarten. — Anekdoten von der Furchtbarkeit dieser Raubthiere. — Die Falken. — Die Sperber. — Ihr Nutzen bei den Heuschreckenplagen. — Der Bußar. — Die Wannenweihe. — Der Hühnergeier. — Die Habichte. — Die Sumpfweihe. — Die Neuntödter.

Sehr auffallend war mir in der Gegend des Klosters Neamoni die außerordentliche Menge von Vögeln aller Art, die in Schwärmen von vielen Hunderten herumflogen, die Atmosphäre, die Gärten, Haine und Felder bevölkerten, und selbst von Zeit zu Zeit Leben in die sonst so öden Gebirgsumgebungen brachten. Diese zahlreichen Haufen von gefiederten Bewohnern der höhern Regionen sind allerdings etwas Charakteristisches des Orients, und zeugen nicht minder von der großen Produktionskraft, Fruchtbarkeit und klimatischen Milde dieses Himmelstrichs, als der üppige Flor der Bäume, Stauden und Gewächse, welche den Boden bedecken. Höchst merkwürdig aber ist und bleibt immer die Naturerscheinung der periodischen Züge

den, wo nur Mühe und Thätigkeit mit wohlberechneter Sparsamkeit Wohlstand bringt.

Man muß gestehen, Neamoni's Kaluger sind keine träge, faule Dickwänste, die mit feistem Wohlbehagen und träger Selbstgenügsamkeit zusehen, wie die Laien sich anstrengen, damit sie in bequemer Ruhe und theurer Unthätigkeit ihre Tage unnütz verprassen können. Sie leben nicht wie die behaglichen Mönche in so manchen reich bepfründeten Klöstern der katholischen Christenheit, die, da sie zur Ehre Gottes allein hier auf Erden seyn wollen, es unter ihrer Würde halten, irdischen Beschäftigungen obzuliegen. Der emsige Geist der Szloten scheint auch auf sie übergegangen zu seyn: jeder strebt durch unverdrossene Thätigkeit seinen Zustand zu verbessern, jeder sinnt darüber nach, sich neue Erwerbsquellen zu verschaffen. Freilich sorgen alle nur für sich und das Kloster; aber das hindert nicht, daß alle sich einer, nur durch gottesdienstliche Religionsübungen unterbrochenen Regsamkeit überlassen.

Gelangt man zu größerer Nähe von Neamoni, betrachtet man dessen Umgebungen, in denen überall beharrlicher Fleiß sichtbar ist, so sollte man fast, an das Mönchsleben in andern Ländern gewöhnt, sich kaum einbilden, daß diese Gegend

lediglich der Aufenthalt von Kalugern sey. Schöne südliche Gemüßarten füllen die Gärten an, auf den steinigen Grund hat man Erde gebracht und ihn fähig gemacht zum Anbau, von Felsen selbst erheben sich hin und wieder Terrassen mit Blumen und Früchten. Die Aecker ringsum sieht man voll emsiger Geistlichen, die in ihren Kalugermützen und dunkeln Gewändern pflanzen, säen und graben, mit dem Landmann um die Wette. Reihen von ungeheuer ergiebigen Feigenbäumen wechseln ab mit Pflanzungen von Oliven, Mandeln, Lorbeeren, Granaten, während die Aepfel an den hohen Stämmen golden schimmern oder sich im Sonnenschein rothen. Die wilden und doch so saftigen süßen Aprikosen und Pfirsichen erinnern an den orientalischen Breitengrad, und die Maulbeerplantagen, deren es so viele hier giebt, zeigen, daß auch der Seidenbau zu den Beschäftigungen der hiesigen Geistlichkeit gehört, daß dieser liebliche Zweig südlicher Industrie zu Neamoni mit Eifer getrieben wird. In der That ist auch die Menge der Seide, die hier gezogen wird, nicht gering: die Seidenraupe muß als eine reiche Quelle von Einkünften für die hiesigen Mönche angesehen werden.

Der Kaiser Konstantin Monomachus soll der Stifter dieses merkwürdigen klösterlichen Insti-

und Wanderungen der verschiedenen Vögelarten. Man ist hierüber noch lange nicht ganz im Reinen, und es werden noch viele Reihen von Jahren hingehen, ehe man darüber eine nur etwas vollkommene Befriedigung zu geben im Stande seyn dürfte. Es gehören dazu, um völlig darüber aufgeklärt zu werden, eine große Menge von Beobachtungen in den verschiedenartigsten Erdstrichen, und jeder auch noch so kleine Beitrag in dieser Hinsicht muß dem Naturforscher willkommen seyn. Die folgenden Blätter sagen vielleicht manches Neue über diesen Gegenstand.

Ihren naturhistorischen Merkwürdigkeiten nach sind die Archipelsinseln in vieler Hinsicht noch eine terra incognita: denn unter den Griechen giebt es weder Physiker noch Naturbeschreiber, und was einzelne Reisende darüber mittheilen, je nachdem sie mehr oder weniger Gelegenheit hatten, Nachforschungen in dieser Rücksicht anzustellen, sind immer nur unvollkommene Bruchstücke. Die wenigsten Fremden, welche Griechenland besuchen, möchten auch wohl die gehörigen Kenntnisse dazu haben. Was indessen die Ornithologie von Szio betrifft, so hat mir ein italiänischer Arzt, Signor Marko, der sich lange in dieser Insel aufgehalten hat, seine vieljährigen Bemerkungen darüber mit-

getheilt; die Naturforscher werden sie gehörig zu würdigen verstehen.

Die Epoche der Ankunft der Vögel auf den griechischen Inseln richtet sich nach den herrschenden Winden. Während des Sommers wehen gemeiniglich Nordwinde, und sie werden von den Zugvögeln zu ihrer Reise nach den Südländern benutzt; dagegen dienen ihnen die Südwinde zur Begünstigung der Rückkehr nach dem Norden. Je nachdem sich nun diese Winde in den verschiedenen Jahreszeiten früher oder später einstellen, erfolgt auch ein kürzerer oder längerer Aufenthalt der Vögel an diesem oder jenem Orte. Manche bleiben indessen auch Jahr aus Jahr ein auf den Inseln, während andere einheimisch und Zugvögel zugleich sind.

Die großen Raubvögel, nämlich Adler und Geier, sind nirgends in der Welt sehr zahlreich; auch im Archipelagus sieht man sie selten, doch mehr noch in Szio als auf andern Inseln; sie kommen aus dem so nahe gelegenen Klein-Asien hierher. Als eine Seltenheit wurde ein Meeradler angesehen, den man vor nicht gar langer Zeit erlegt, und welchen der Archimandrit zu Neamoni an einen Baum angenagelt hatte, um dadurch andere Raubvögel zu verscheuchen. Es ist derselbe, der bei den

Alten unter dem Namen Ossifraga vorkommt, weil er mit seinem furchtbaren Schnabel die Knochen der Thiere zerbricht, die er als Beute erhascht. Er hat im Fluge sieben Fuß Flügelweite; aber seine Länge beträgt vom Ende des Schnabels bis an die Spitze des Schwanzes drei und einen halben Fuß. Seine Schnelligkeit, seine Kühnheit ist oft bewundernswürdig.

Man erzählte eine traurige Geschichte, die sich vor einiger Zeit in der Gegend von Smyrna ereignet hatte. Eine Griechinn legt ihr einjähriges Kind im Schatten eines Gebüsches nieder, und entfernt sich auf kurze Zeit, um etwas zu suchen, was sie unterweges verloren hat. Wieder zurückkehrend werden ihre Schritte durch das Geschrei des Kindes beflügelt; aber als sie näher kommt, fliegt ein großer Adler auf, und das Kind ist todt. Das Raubthier hatte ihm seinen scharfen Schnabel in's Herz gestoßen, und würde seine Beute sicher mit sich fortgeführt haben, wäre es nicht durch die herbeieilende Mutter zur Flucht ermahnt worden. Es muß ein schrecklicher Tod seyn, unter den Klauen eines solchen reißenden Ungeheuers erblutend zu erliegen: hier hatte das arme Kind zum Glück wenig vorher gelitten, aber gemeiniglich hackt der Raubvogel sonst zuerst nach dem Kopf,

nach

nach Augen, Nase und Mund, weil ihm diese Theile am wenigsten zu schaffen machen, und grausam wird der Körper so vorher zerfleischt und zerrissen, ehe das Leben, allmählig ersterbend, ihm entflieht.

Der Meeradler wagt sich an Alles, was seinen gewaltigen Kräften nicht widerstehen zu können scheint. Er erhascht Vögel im Fluge, Hasen im Laufe, große Fische im Schwimmen, selbst Lämmer und Ziegen erdrosselt er, und der erwachsene Mensch würde unbewaffnet kaum dem Angriff widerstehen können, wenn mehrere solcher Vögel zugleich ihn anfielen. Gegen Raubthiere auf der Erde wird die Vertheidigung leichter als gegen die in der Luft, und schon das Ungewöhnliche des Anfalls von oben herab muß den weniger Beherzten außer Fassung bringen. Weder Arme noch Füße können einem da etwas helfen, und ohne im Stande zu seyn, von seinen natürlichen Vertheidigungsmitteln Gebrauch zu machen, würde der Mensch auf freiem Felde seinem Schicksal nicht entfliehen können. Man kann darum der erhabenen Mutter Natur nicht genug danken, daß sie Geselligkeit nicht zum Instinkt dieser furchtbaren Thiere erschuf, daß sie nicht noch weit größere dieser Art hervorzubringen für gut fand. Denn man

denke sich geflügelte Löwen und Tieger in den Lüften: wer würde seines Lebens sicher seyn?

Die Farbe der Krallen ist beim Meeradler glänzend schwarz, ihre Gestalt ein Halbzirkel, unten sehr spitz und fast mit der Schärfe einer geschliffenen Messerklinge zulaufend. Der Schnabel ist so stark, daß er bei rohen Völkern die Stelle von Instrumenten vertreten könnte. Unter dem Haupte hat er einen herabhängenden Bart von Federn, aber die Beine sind am Untertheile unbefiedert, und die Haut dafür mit kleinen hellgelben Schuppen bedeckt.

Manchmal hat man auch den Goldadler hier gesehen, mit seinem glänzenden Gefieder, diesen König der Vögel, der jedoch weit davon entfernt ist, von der Großmuth des Königs der Säugthiere etwas an sich zu haben: denn er würgt unbarmherzig alles nieder, was ihm in den Wurf kommt, und verschont kleine Geschöpfe, die er mit einem Krallendruck hinzurichten vermag, eben so wenig als größere, die seinem Angriff Widerstand entgegensetzen. Man glaubt, daß er von Zeit zu Zeit vom Olymp herabsteigt, dessen himmelanstrebende Höhen er umschwebt, und, von Gewittern verscheucht, in der Ferne Schutz sucht.

Weniger selten ist der kleine Adler zu erblicken, der schon minder furchtbar ist. Seine Länge beträgt ungefähr drittehalb Fuß, von der Schnabelspitze bis an das Schwanzende gerechnet, und selbst mit ausgespannten Flügeln mißt er nur vier Fuß. Er hat ein dunkelbraunes, an den Beinen und Flügeln mit mehrern weißen Flecken besprenkeltes Gefieder; auf der Brust einen großen weißlichen Gürtel. Der blitzende Augapfel ist schwarz, der Augenzirkel gelb, die Klauen sind gelblich, und die scharfen Krallen schwarz. Es ist ohne Zweifel der Morphuos der alten Griechen, von dem Aristoteles (im 9ten Buche 32. Kap. seiner Thiergeschichte) eine ziemlich ausführliche Schilderung mittheilt. In Szio hört man sein Geschrei besonders in den Gebirgsgenden um Neamoni herum; doch ist er zuweilen auch an andern hohen Orten gesehen worden.

Auch des Aristoteles Pygargue, wegen seines weißen Schwanzes so genannt, Linne's falco cera flava, rectricibus albis verumque apices nigris, findet sich zuweilen auf der Insel. Er scheint die Ebenen nicht, gleich andern Adlern, zu fliehen, und ist kühn genug, sich selbst der Stadt zu nähern.

Von Geiern entdeckt man am häufigsten noch

eine weiße Gattung, wahrscheinlich der kleine weiße Geier der Alten. Von der Schnabelspitze an bis an das Ende des Schwanzes zählt man etwas über drei Fuß, und seine Flügel haben sechs Fuß Weite. Die Farbe des Gefieders ist ein in's Aschgrau fallendes Weiß, nur die großen Schwungfedern der Flügel sind schwarz, während die andern schon kienrußfarbig sind. Unter dem Halse zeigt sich ein Band von kleinen weißen Federn, und auf dem Haupte ein dünner weißer Flaum.

Seltener findet sich hier der Perenopteres des Aristoteles, der ebenfalls wohl sechs Fuß Flügelweite hat. Er hat erhabene Augen mit großen beweglichen Augenliedern, die viel Furchtbares haben, und hält sich in den Berggegenden, doch immer nur kurze Zeit, auf. Einer derselben war einst von einem Jäger verwundet worden, fiel herab, und rettete sich in eine Felsenhöhle. Man hetzte zwei Hunde auf ihn; aber die Stärke und Gewandtheit des Thieres war so groß, daß er den einen der Hunde sogleich erwürgte, den andern aber verwundet davon jagte. Da der Jäger gerade keinen Schuß mehr hatte, so wagte er es nicht, sich näher zu ihm in die Höhlung heranzuwagen.

Die Falken leben das ganze Jahr hindurch auf Szio. Ihr Kopf ist mit kleinen bläulichen

Federn besetzt, und an den Seiten der Kinnbacken sieht man schwarze Flecken. Die Beine und Füße sind gelb, die spitzen großen Klauen aber schwarz. Der Unterleib ist weiß mit braunen Querstreifen, die Brust hat einige schwarzbraune, einzeln stehende, sehr dünne Striche in der Richtung der Federn. Die Kehle und der Vorderhals sind weiß, und die Flügeldecken und der obere Rücken bräunlich-grau mit dunklern Queerstreifen am Ende. Bei den morgenländischen Großen ist der Falk zum Gebrauch bei der Jagd sehr gesucht, und man hat hier manchmal einen abgerichteten für mehrere hundert Piaster nach Aegypten verkauft.

Die Sperber verlassen ebenfalls das Eiland nicht. Ihre Legezeit ist im April und Anfang Mai's; in den ersten Tagen des Junius schlüpfen die Jungen aus. Die zusammengefalteten Flügel reichen beim Männchen und Weibchen beinahe bis über zwei Drittheile des Schwanzes, bei jenem in dessen noch etwas weiter als bei diesem. Die Basis des Schnabels ist beim Weibchen bläulich, sein Haken aber schwärzlich; sehr dunkelschwarz ist hingegen der Schnabel des Männchens, und die denselben an der Wurzel bedeckende Haut grüngelb. Der Hintertheil des Kopfes und Halses, so wie der Obertheil des Körpers, ist mit braunen Federn be-

deckt. Beim Weibchen ist jede dieser Federn mit einem braunrothen Streifen eingefaßt; beim Männchen dagegen nur am Ende mit einem braunrothen Fleckchen geziert. Die Brust, der Bauch und die Seiten sind voll brauner Streifen auf weißem Grunde; die Flügel und der Schwanz aber braun, und inwendig allein schwarz gestreift. Die Füße sind schmal und sehr lang, so wie die Klauen; die Krallen haben ein schwarzes Kolorit.

Man weiß, welch eine Plage für die Länder der Levante die Heere von Heuschrecken sind, welche oft ganze Gegenden überschwemmen, und in Asien sich in so unbeschreiblicher Menge erzeugen, daß sie nicht selten den Tag in Dämmerung verwandeln, und die Sonne, gleich dicken Wolken, verdunkeln. Wehe den Feldern, auf die sie sich niederlassen: ihr ganzer Flor ist in einem halben Tag dahin. Szio ist, bei seiner geringen Entfernung vom festen Lande, nicht selten von diesen eben so ungebetenen als verderblichen Gästen heimgesucht worden. Wenn sie in Smyrna's nachbarlichen Gegenden wüthen, bedarf es nur eines etwas starken Ostwindes oder eines Nordost's, und Millionen dieser geflügelten Insekten fallen auf die Inselgestade nieder. Darum sollen die Sperber hier leben: denn sie sind die gefährlichsten, ärgsten Feinde der Heuschrecken und

Grillen. In Aegypten würde man sie weiland göttlich verehrt haben, dem Ibis und Ichneumon gleich, so wesentliche Dienste leisten sie dem Ackerbau und den Gärten.

Da sie dem Menschen nur nützlich sind, so kann es ihrer nicht genug geben, und die Natur hat auch dafür gesorgt, daß ihrer keine geringe Anzahl überall auf der Insel vorhanden ist. Mehrmals ist darum auch das Verbot gegeben worden, sie nicht zu tödten. In den bergigen Gegenden halten sie sich des Nachts in Felslöchern auf, in den Ebenen in dem Gemäuer der einzeln stehenden Häuser und Windmühlen. Den Tag über schwärmen sie haufenweise unermüdet auf den Mord der Insekten herum.

Der unter dem Namen Bußar bei Büffon vorkommende Raubvogel, Linné's falco aeruginosus, wird auch hier angetroffen. Er liebt besonders die Gewässer; denn in ihnen findet er seine beste Nahrung. Fische, Frösche, Insekten, Würmer, alle haben an ihm ihren natürlichen Feind. Seine Länge beträgt fast zwei Fuß; aber die zusammengeschlagenen Flügel bedecken bei ihm kaum die Hälfte des Schwanzes. Die Füße sind ziemlich lang und gelb, der Schnabel und die Krallen schwarz, die den Schnabel bedeckende Haut grüngelb. Den Obertheil des Kopfs zieren weiße Fe-

dern, wovon jede mit einem kleinen eisenbraunen Strich gezeichnet ist. Der ganze übrige Theil des Körpers, die Flügel und der Schwanz sind eisenbraun, der Obertheil des Halses heller und mit etwas rothbraun vermischt. Der Augenzirkel ist safrangelb und der Augapfel selbst, wie bei den meisten Raubvögeln, voll Feuer. Man giebt ihm den italiänischen Namen bozzagro.

Die Wannenweihe ist häufig vorhanden. Die Szioten fangen diesen Vogel bisweilen jung, geben sich die Mühe ihn aufzuziehen und kirre zu machen. Dann verläßt er seinen Herrn nicht leicht, treibt in den Häusern allerlei Kurzweil, und zeigt sich auch manchmal recht gelehrig. Mit einem hatte es ein Grieche so weit gebracht, daß er ihn zur Jagd gebrauchen konnte.

Der ganze Obertheil seines Körpers ist röthlich, mit schwarzen Flecken am Ende jeder Feder. Die Flügel sind braun und am äußern Theile weiß eingefaßt. Der Schwanz hat ein aschfarbiges Kolorit, aber das Ende der Schwungfedern ist schwärzlich mit weißer Einfassung. Die Kehle ist weiß mit röthlichen Flecken und einigen weißen Streifen, der Unterleib ganz ohne Flecken. Die Iris seiner sehr lebhaften Augen ist glänzend gelb, der Schnabel aschgrau, die Füße und Krallen sind schwarz.

Selbst bewohnten Gegenden kommt die Wannenweihe sehr nahe, in den Stadtgärten haus't sie oft, und in den Mauerlöchern von Klöstern, Kirchen, in dem Gemäuer der Zitadelle übernachtet sie. Gewöhnlich macht sie auf kleine Vögel Jagd; aber ehe sie solche verzehrt, mordet sie selbige und reißt ihnen die Federn aus. Wie wundersam es doch mit dem Dinge ist, das wir als Instinkt bei den Thieren zu bezeichnen pflegen. Jedes handelt nach einer Form, die von der Natur selbst in ihn gesetzt ist, und kann schlechterdings nicht anders handeln, ohne daß man sagen kann: warum? Aber erscheint nicht auch des Menschen Thätigkeit auf dem höchsten Standpunkte von der Natur bedingt, ist seine gerühmte Freiheit etwas anders als die Kraft, sich in einer gewissen festgesetzten Sphäre nach Willkühr hin und her zu bewegen? Warum haben wir diese und keine andere Triebe, Neigungen, Begierden; warum sind Zeit und Raum die Formen, in die sich bei unserm Denken alles fügen muß; warum stehen uns bei unsern Anschauungen nur diese und keine andere Sinne zu Gebot? —

Unter die Vögel, welche das ganze Jahr hindurch auf der Insel leben, gehören auch die Hühnergeier. Man sieht sie in großer Anzahl. Ihr Schnabel ist wie bei allen Raubvögeln gebildet,

die Füße sind gelb und die Krallen schwarz. Die gewöhnliche Farbe des ganzen Körpers ist röthlichgrau mit länglichen braunen Flecken. Die fünf ersten Schwungfedern der Flügel sind völlig schwarz, die andern aber braun, die des Schwanzes röthlich mit weißer Spitze. Die Länge ist zwei, die Flügelweite beinahe fünf Fuß.

Die Habichte in Szio sind mit den unsrigen gleich; sie halten sich oft nur einige Monate hier auf, und setzen dann ihre Reise nach Süden fort. Das Weibchen ist immer um ein Drittheil größer als das Männchen. Die zusammengeschlagenen Flügel reichen nur bis zwei Drittheile des Schwanzes. Der Obertheil des Körpers, so wie die Flügeldecken und der Untertheil des Schwanzes sind braun, so auch die Flügelfedern, welche indessen auch einige weiße Flecken haben. Die Kehle, die Brust, der Bauch und die Seiten sind weiß mit braunen Querstreifen, die Beine und Füße gelb. Da sie häufig sehr hungrig hier ankommen, so nehmen sie mit Allem vorlieb, was ihnen in den Wurf kommt, und die Noth macht sie bisweilen außerordentlich verwegen.

Man hat sie zu Zeiten eine erhaschte Beute, die zu groß und schwer war, um sie fortzubringen, gegen Hunde vertheidigen gesehen; sie haben sich

alsdann auch wohl gar an indianische Hähne gewagt. Die Einwohner legen ihnen, ihrer Mordgier wegen, verhaßte Namen bei. Wie egoistisch doch der Mensch denkt und handelt. Er hält es für sich selbst erlaubt, zu morden so oft und so viel er Lust hat, und sogar lediglich zu seinem Vergnügen; aber er verabscheuet ein anderes Geschöpf, welches das nämliche thut, um nicht Hungers zu sterben. Allein der Mensch thut noch mehr: Tausende seines Geschlechts ziehen aus mit wildem Kriegstumult, Tausende ihres Gleichen zu würgen — das thun die Habichte nicht.

Als eine kleinere Art von Habichten kann die Sumpfweihe angesehen werden, die hier einheimisch ist. In der Farbe des Gefieders weichen die Individuen dergestalt von einander ab, daß man fast behaupten kann, es sey kein einziges, das dem andern vollkommen gliche. Das Auffinden von vollkommenen Gleichheiten in der Natur ist freilich sehr relativ, und findet im strengsten Sinn in dieser Welt, deren Charakter Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit ist, überhaupt gar nicht statt. Denn so wie keine zwei Wolken am Himmel schweben, die quantitativ und qualitativ durchaus gleich genannt werden könnten, so findet sich auch kein Thierexemplar, das, in mathematischem und physi-

schem Sinne, dem andern als völlig gleich zu setzen ist. Es kann aber hier lediglich von einer Gleichheit die Rede seyn, die mehr oder weniger auf eine bloße Aehnlichkeit hinauskömmt, und sich als solche der Anschauung offenbart. Da bleibt es nun immer merkwürdig, daß so viele Vögel einer Art sich als völlig gleich gezeichnet darstellen, während die einer andern immer sich als verschieden zeigen. Warum dies so und nicht anders sey, können wir wiederum nicht sagen: denn auf der niedern Stufe, worauf wir bei der Naturbetrachtung stehen, geziemt es uns nicht, überhaupt Zwecke ausmitteln zu wollen.

Gelbe Füße und schwarze Krallen haben alle; aber außerdem sind einige ganz weiß, andere braun, manche haben nur einen weißen Kopf, manche nur Federn von einer Mischung aus Weiß und Braun. Daß die Weibchen anders gefiedert sind als die Männchen, ist eine sehr häufige Erscheinung in der Ornithologie; aber bei den Sumpfweihen scheint auch das Alter eine Verschiedenheit der Farben zu bewirken.

Die Neuntödter scheinen den Aufenthalt auf Szio so lieblich zu finden, daß sie es nie verlassen mögen. In der schönen Jahrszeit schweifen sie in den Gebirgen und Wäldern herum; sobald

es aber rauher zu werden beginnt, nähern sie sich mehr bewohnten Gegenden. Es ist wirklich zum Erstaunen, wie ein so kleiner, so zart gebauter Vogel so viel Muth besitzen könne, auf den Fang von Thieren auszuziehen, die ihn sowohl an Größe als an Stärke überlegen zu seyn scheinen; aber die Natur hat ihm einen starken, breiten und krummen Schnabel verliehen und große Krallen, und da das die einzigen Angriffs- und Vertheidigungswaffen der Vögel sind, so müssen ihm freilich solche unterliegen, bei denen diese beiden Dinge in keiner so großen Vollkommenheit vorhanden sind. An andere Raubvögel wagt er sich darum nicht leicht: denn diese können ihm gleiche Waffen entgegensetzen, und da möcht' er bald verloren seyn.

Die Männchen und Weibchen sind in Ansehung der Farbe ihrer Federn so sehr von einander verschieden, daß sie zwei Gattungen zu bilden scheinen. Bei'm letztern sind der Kopf so wie der übrige Körper oben röthlich mit braunen Querstreifen, die Flügel hingegen zwar auch oben röthlich, aber mit braunen Streifen besetzt. Die Schwungfedern der Flügel sind braun mit roth besetzt, die des Schwanzes aber dunkelroth mit hellrother Spitze. Die Brust, der Bauch und die Kehle haben Federn von

einer schmutzig röthlichweißen Farbe mit einer braunen Besetzung.

Bei den Neuntödtermännchen ist der Obertheil des Rückens schwarz, der Untertheil und Schwanz aschgrau. Die Federn über diesem und den Schultern sind weiß, die auf den Flügeln aber schwärzlich. Der Hintertheil des Kopfs und Halses ist kastanienbraun mit röthlichen Strichen, die Stirn und die Seiten des Halses sind schwarz. Der mit röthlichen Federn umgebene Schnabel ist schwarz, die Füße und Krallen haben eine braune Farbe.

Es ist eine Lust anzusehen, mit welcher Behendigkeit diese Thierchen auf ihren Raub losfliegen, wie blitzschnell sie ihn erhaschen, wie selten er ihnen enteilt. Ich möchte bei dieser Gelegenheit wohl einige Vögelanekdoten auftischen; aber — „wir sind der Raubvögel längst überdrüßig" — höre ich die Leserinnen sagen: darum Punktum hier.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Fortsetzung der sziotischen Vögelgallerie. — Die Rothspechte. — Der Schwarzspecht. — Der Kukkuk oder Turteltaubenführer. — Mythe von ihm. — Redensarten und Gewohnheiten, wozu dieser Vogel Veranlassung gegeben hat. — Verschiedenartige Lebensart der Kukkuke im Okzident und im Orient. — Ihre Wanderungen in Gesellschaft anderer Vögel. — Natürliche Erklarung dieses Phänomens. — Der Drehhals, und mythologische Dichtungen von ihm. — Der Immenwolf oder Melisorphi. — Die Wiedehopfe ohne widrigen Geruch in Griechenland.

Die Rothspechte kommen im Monat August auf der Insel Szio an, um sich da etwas auszuruhen und dann ihre weite Reise nach dem fernen Süden anzutreten. Sie scheinen im wärmsten Himmelsstrich am liebsten zu verweilen. Unmittelbar von hier ziehen sie nach Aegypten und nach der Barbarei; aber sie halten sich nicht lange im Delta und in Nordafrika auf, sondern eilen nach Oberägypten, Arabien, und vielleicht auch nach dem innern Afrika. Es sind allerliebste Vögelchen mit rothem Schnabel und langen rothen Füßen, die in ganzen Schwärmen anlangen und davonfliegen.

Ueberall treffen sie auf ihrer Reise in den Sommermonaten eine Menge Insekten an, die ihre vorzüglichste Nahrung ausmachen; darum sind sie, ungeachtet der vielen Strapazen auf dem erstaunlich weitem Wege, den sie zurückzulegen haben, dennoch sehr fett, wenn sie Szio erreichen. Sie geben daher eine gute, wohlschmeckende Speise ab, und die Griechen fangen sie jährlich in großer Menge. In den wärmern Gegenden stoßen sie gemeiniglich auf jene ungeheure Menge Heuschrecken, die ihre Lieblingsnahrung ausmachen, und dann mästen sie sich recht. Wenn sie in der Hälfte Septembers in Niederägypten ankommen, sind sie von der zurückgelegten Reise über das mittelländische Meer dergestalt ermüdet, daß sie durchaus die Kraft nicht haben, den zahllosen von den Arabern ausgestellten Schlingen zu entgehen. Hat man sie im Garne gefangen, so bindet man ihnen den Schnabel mit einer von den großen Schwanzfedern zusammen, um nicht von ihnen gebissen zu werden, und trägt sie so im Orient lebendig auf den Basar, so wie bei uns die Tauben.

Manchmal findet sich auch der Schwarzspecht ein, dessen langer Schnabel hornfarbig ist. Die Grundfarbe seiner Federn ist auf dem Obertheile des Körpers schwarz und weiß geflammt, der

Kopf

Kopf und Bauch sind roth, die Kehle und Brust weißlich. Auch er wird auf die Tafel gebracht.

Den Kukkuk nennen die Neugriechen in ihrer Sprache den Turteltaubenführer: denn er kommt zugleich mit diesen Vögeln auf den Inseln der Levante an. Er war von jeher, theils seiner seltsamen Gewohnheiten, theils der unterhaltenden Fabeln wegen, womit seine Naturgeschichte angefüllt ist, den Naturforschern interessant, und noch merkwürdiger wird er unsern Lesern werden, wenn wir ihnen seine verschiedenartigen Lebensformen in den verschiedenen Klimaten erzählen werden.

Der alten Mythe nach erregte Jupiter, als er seine Schwester Juno einsam auf des Dikzyons Höhen erblickte, ein schreckliches Donnerwetter, und ließ sich in einer Kukkuksgestalt auf dem Schooße der Göttinn nieder. Diese hatte Mitleid mit dem durchnäßten, furchtsam scheinenden, und vom Blitzstrahl getroffenen Vogel, und wärmte ihn unter ihren Gewändern. Aber urplötzlich nahm der Gott seine natürliche Gestalt wieder an, und wurde nun der Liebhaber der göttlichen Schwester. Von diesem Augenblick an hieß der Berg Dikzyon Kokygien (Kukkuksberg), und auch Jupiter bekam den Beinamen Kukulus.

Der Gesang dieses Vogels, oder vielmehr die

öftere eintönige Wiederholung des Worts Kukkuk, die er in vielen Ländern hören läßt, hat ihm in einer Menge Sprachen den nämlichen Namen, und der Phantasie zu mancherlei Erdichtungen und Sprüchwörtern Anlaß gegeben. Die Nachtigall und der Kukkuk, erzählt man, stritten einst in Gegenwart des Esels um den Preis des Gesangs; dieser sprach ihn dem Kukkuk zu. Die Nachtigall appellirte hierauf an den Menschen, welcher sogleich zu ihrem Vortheil den Ausspruch that. Seit dieser Zeit fängt die Nachtigall zu singen an, sobald sie den Menschen erblickt, gleichsam als wolle sie ihrem Richter danken oder seinen Ausspruch rechtfertigen.

Man macht von dem Namen Kukkuk in den Abendländern Gebrauch, um einen seiner Gattin untreuen Ehemann zu bezeichnen, weil derselbe da seine Eier in die Nester anderer Vögel legt. Der Ausdruck ist mit dem gleichbedeutend, welcher im Ehestande Hörner aufsetzen heißt. Selbst zu Plinius Zeiten wurden die Winzer in Hesperien, die, ehe der Kukkuk durch seinen Ruf seine Ankunft verkündigte, die Beschneidung der Weinstöcke noch nicht vollendet hatten, als faul betrachtet und ein Gegenstand des öffentlichen Spotts. Die Landleute, welche ihre Verspätung bemerkten, warfen

ihnen nämlich ihre Trägheit vor, indem sie das gewöhnliche Geschrei dieses Vogels als Sinnbild derselben betrachteten, weil der Kukkuk, mit Hintansetzung seiner natürlichen Pflichten, durch andere Vögel seine Eier ausbrüten läßt.

So allgemein bekannt aber auch der Kukkuk durch ganz besondere, ihm allein eigenthümliche Eigenschaften in allen Ländern des Okzidents ist, so wenig ist er's durch dieselben im Orient. Hier scheint er auf einmal seine ganze Natur verändert zu haben, und gar nicht mehr der nämliche Vogel zu seyn. Die verschiedenen Verhältnisse, unter denen er sich in den verschiedenen Himmelsstrichen befindet, veranlassen ohne Zweifel die verschiedenen Rollen, die er spielt.

Er findet in den Morgenländern die hohen und dicken Wälder nicht, in denen er sich gewöhnlich bei uns aufhält; hier kann er sich darum auch nicht so verbergen, sondern, wenn er Nahrung bedarf, ist er genöthigt, sie im Freien zu suchen. So muß er also sich zu einer Lebensform bequemen, die von der anderer Vögelarten nicht verschieden ist. Die Inseln des Archipelagus besucht er nur auf seinem Zuge, um sich daselbst auszuruhen und dann seine Reise mit erneuerter Kraft weiter fortzusetzen. Hier folgt er, bei seinem schnell vorübergehenden

Aufenthalte, nur dem Triebe, seinen Magen zu befriedigen; alle andere schlafen in ihm, oder er verspart sie auf die Ankunft in den Ländern, worin er längere Zeit zu verweilen pflegt. Das Männchen sucht hier das Weibchen nicht, und umgekehrt; darum hört man auch sein widriges Geschrei in Szio's Thälern nicht, und das einförmige Getön: Kukkuk, Kukkuk! erschallt nimmer in den Gärten. Auch Eifersucht bleibt aus diesem Grunde bei den Geschlechtern entfernt, und kein Individuum haßt und meidet das andere, in der Einsamkeit Stille sich zurückziehend.

Die Kukkuks in Szio gleichen auf der Reise begriffenen Menschen. Neigungen und Leidenschaften durchkreuzen sich stets im bunten Gewirre des Lebens; aber Merkur's Wanderstab söhnt alle mit einander aus, versammelt alle unter die Fahne der geselligen Einigkeit. Darum sieht man hier diese seltsamen Vögel fast alle natürliche Eigenschaften ablegen, die sie bei uns so ausgezeichnet besitzen. Darum auf griechischem Boden nichts von dem einsamen Leben, das sie bei uns führen. Man erblickt sie vielmehr häufig zusammen, und während bei uns jeder in abgeschiedener Einsamkeit sein Kukkuk durch die Lüfte ruft, fliegen sie hier in Gesellschaft aus, um Futter zu suchen.

Der Kukkuk hält sich aber in Szio nicht allein zu andern Vögeln seiner Art: er begiebt sich auch, wenn die Reise begonnen werden soll, in die Gesellschaft ganz fremder Vögelarten, und vollbringt seine lange Wanderschaft in steter Gemeinschaft mit zahlreichen Schwärmen von diesen, jede Gefahr, jede Mühseligkeit brüderlich mit ihnen theilend. Besonders können die Turteltauben sich auf das Vergnügen Rechnung machen, auf ihren Zügen ein oder ein paar Kukkuks zu Gesellschaftern zu erhalten.

Haufen von mehrern, ihrer Natur, Beschaffenheit und Lebensart nach, durchaus verschiedenen Vögelarten treten so gemeinschaftlich, nur ihrem Instinkt folgend und mit dem Ortssinn begabt, die weite Reise nach Hunderte von Meilen entfernten Gegenden an. Was sonst nicht zusammen paßt, vereinigt hier ein gemeinschaftlicher Zweck, einerlei Tendenz. Aber wer sagt es dem Kukkuk, daß die Turteltauben jetzt im Begriff sind abzureisen, daß sie nach dem nämlichen Himmelsstrich ziehen wollen, nach welchem in ihm die Natur einen unwiderstehlichen Drang legte?

Ich glaube, man kann die Sache ganz natürlich erklären, und so den Schleier des Wunderbaren fallen lassen, das sie bei'm ersten Anschein zu

haben scheinen dürfte. In den Körperhüllen der Thiere lebt ein geistiges Wesen wie in denen der Menschen, nur mangeln jenen verschiedene Organe, deren Thätigkeit und Zusammenwirken das hervorbringt, was wir durch das Wort Vernunft zu bezeichnen pflegen. Daß sie Erfahrungen in der Schatzkammer des Gedächtnisses niederlegen, Schlüsse aus Anschauungen sich bilden können, lehrt der tägliche Augenschein. Zwar reden sie keine artikulirte Sprache; aber viele lassen doch Laute und Töne hören, wodurch sie die verschiedenen Nüanzen ihres Gemüthszustandes zu erkennen geben, und die Vögel haben ganz vorzüglich diese ausgezeichnete Eigenschaft vor zahllosen andern Thiergattungen. So wie die Vögel einer Art sich durch ihre Stimme untereinander verständlich machen, so können sich auch gar wohl verschiedene Arten verstehen lernen. Die Jungen lernen immer von den Alten, und so geht es immer von Geschlecht zu Geschlecht fort. Die Turteltauben versammeln sich am Meeresgestade, im Begriff, ihre Wanderung zu beginnen; die Kukkuks thun das nämliche in gleicher Absicht, und gerade zu einerlei Zeit. Die erstern fliegen fort, die andern auch. Wo diese ermüdet ausruhen, thun jene fast ein Gleiches, und beide setzen so, da die Bestimmung

ihrer Reise die nämliche ist, immer nach einer Himmelsgegend ihren Weg fort. Beide thun sich einander nichts zu Leide, beide haben einerlei Zwecke. Wie kann es da fehlen, daß nicht beide Vögelarten mit einander zusammentreffen, und endlich an einander gewöhnt, den Flug gemeinschaftlich fortsetzen! — Ist das nun einmal geschehen, und haben sich beide Theile wohl dabei befunden, so wird es öfter erfolgen und endlich zur Gewohnheit werden. Das starke Gedächtniß, das man den Vögeln beilegen muß, trägt gewiß viel dazu bei.

Die Kukkuks sind indessen weit seltenere Vögel als die Turteltauben, daher kommt es, daß man bei einem großen Schwarm solcher Zugvögel häufig nur einen einzigen Kukkuk bemerkt, der gewissermaßen den Anführer der übrigen zu machen scheint. Falsch ist es aber, daß dies immer so sey: denn manchmal sieht man ihrer auch mehrere. Vielleicht ließe sich wohl annehmen, daß der Kukkuk, so sehr daran gewöhnt, mit fremden Vögelarten in Gemeinschaft zu leben, eben darum auch kein Bedenken fände, seine Eier in ihre Nester zu legen, und die Jungen ihrer Sorge und Pflege anzuvertrauen. Durch diese Erklärung verlöre dieses Phänomen vieles von der Widernatürlichkeit, die es zu haben scheint.

Bei ihrer Ankunft auf Szio im Frühjahr sind die Kukkuks außerordentlich mager, weil sie eine weite Reise zurückzulegen hatten, auf der sie viele Mühseligkeiten, aber wenig Nahrung finden. In den Ländern, worin sie sich während des Sommers aufhalten, aber müssen sie sich recht mästen: denn wenn sie im Herbst auf ihrem Rückwege wieder in Szio anlangen, sind sie gerade eben so fett, als sie ein halb Jahr früher mager ankamen. Im Frühling pflegen darum auch die Szioten keine Jagd auf diese Vögel zu machen, desto mehr aber im Spätjahr. Man hält sie dann für eine sehr gute und wohlschmeckende Speise.

Der Kopf und der obere Theil des Rückens sind beim Kukkuk sehr glänzend aschgrau, die Kehle, die Brust und der Bauch schmutzig-weiß mit einigen braunen Wellen. Der Schwanz ist schwärzlich, mit einigen weißen Flecken am Ende, die Augenzirkel nußbraun, der Schnabel schwarz, die Füße und Krallen, so wie auch die Enden der Kinnbacken gelb, die Flügel weiß mit grauen Flecken und gegen die Spitze röthlich, zusammengeschlagen bedecken sie drei Viertheile von der Länge des Schwanzes. Man sieht aus dieser Beschreibung, daß der sziotische Kukkuk ganz der unsrige ist. Er hat die Größe einer Taube.

Seltener als diesen, und nur in den Sommermonaten, sieht man auf der Insel den Drehhals (torcicollo), der seinen Namen der Gewohnheit verdankt, den Hals nach allen Richtungen, seitwärts und rückwärts, gleich den wellenförmigen Krümmungen einer Schlange, wie Aristoteles sich ausdrückt, zu wenden. Wegen dieser seiner seltsamen Stellungen und Halsverdrehungen setzten ihn wahrscheinlich die Alten unter dem Namen Jÿnx in die Klasse der Zaubervögel.

Den Mythen nach war Jÿnx ehemals eine Nymphe, Tochter der Echo. Durch ihre Zauberkraft brannte Zeus vor Liebe für Aurora; Juno, darüber entrüstet, verwandelte sie in einen Vogel. Nicht selten kommt er beim Heliodor, Lykophron, Pindar, Aeschylus und Sophokles vor. Der Aberglaube wollt' es, daß man sich seiner als des wirksamsten Zaubermittels der Liebe bediente.

Er erscheint hier nicht anders gezeichnet als im Norden. Die Federn sind insgesammt grau, schwarz und fahlbraun geflammt und gestreift; der Bauch und die Beine sind schmutzig-weiß mit roth gemischt und schwarz gefleckt. Der Augenzirkel ist gelblich, der Schnabel hellschwarz, die Füße und Krallen sind röthlich-grau, die Beine bis an die

Fersen mit Federn bedeckt, der Schnabel gerade und spitz, die Zunge sehr lang und einem Regenwurme ähnlich.

Der Immenwolf (merops apiaster. Lin.) ist vielleicht der schönste Vogel, den Europa aufzuweisen hat; aber sein Besitz ist ein Vorzug des Südens unsers Welttheils. Selten verfliegt sich einer nach Deutschland, und wohl nie sieht man einen in Rußland, Schweden und Norwegen. Aber in Griechenland, Italien, Frankreich, Spanien — da ist er zu Hause.

Die alten Griechen nannten ihn Melissophago (Honigfresser), die neuern bezeichnen ihn durch Melissorphi. Aelian schrieb diesem Vogel die seltsame Gewohnheit zu, rückwärts zu fliegen, und auch Aldrovandi erzählte dies ohne weitere Untersuchung in seiner Ornithologie nach. Die neuern Naturforscher haben die Unrichtigkeit dieser Behauptung außer allen Zweifel gesetzt.

Er nährt sich von Heuschrecken, Mücken, Fliegen und andern Insekten; aber am liebsten stellt er den Wespen und Bienen nach. Da wo man viel Honig ziehen will, muß er durchaus verjagt werden. Auf eine ganz besondere Art bauet er sein Nest: er gräbt sehr tiefe Löcher in weichen

und sandigen Boden, und zwar immer in gerader Richtung. Die griechischen Knaben sieht man darum ganze Strecken des Bodens in den Wäldern und Gärten durchmustern, um die Jungen auszuheben, ehe sie flott werden.

Der Körper dieses niedlichen Vogels ist von der Schnabelspitze bis an das Ende des Schwanzes zehn Zoll lang; seine Flügelweite beträgt Ein Fuß vier Zoll. Der Schnabel ist zweimal länger als der Kopf, bogenförmig, schwarz wie Elfenbein, und am Obertheile mit kleinen weißgrauen Federn besetzt. Die Beine sind sehr kurz und schmal, die Füße röthlich und die Krallen schwarz.

Die Farben der Federn sind äußerst mannigfaltig, und dabei sehr lebhaft und schön gemischt. Die Kopfspitze ist aquamarinblau mit einem dunkelgrünen Endstreifen, der Obertheil des Halses und des Rückens hat eine prächtige helle Kastanienfarbe, die zuletzt in ein lichtes Grün übergeht, die Schwanzbedeckung ist grün und gelb, die Flügeldecke gelblich, roth und grün gemischt, die Schwungfedern, die sich meistens schwarz endigen, sind ebenfalls aquamarinblau und röthlich. Die Kehle ist gelb und der Augenzirkel rubinroth. Von unten zeigt sich der Körper schön blau, wird aber nach dem Schwanz zu blässer.

Gegen das Ende des Monats März oder im Anfang Aprils ist die Epoche, worin der Wiedehopf auf der Insel Szio anlangt. Ausgezeichnet ist er besonders vor andern Vögeln durch seinen Hauptschmuck. Die seinen Kopf, in Gestalt eines Federbusches, krönenden Federn sind nämlich glänzend roth, jedoch an den Spitzen etwas heller, und haben an ihrem äußersten Ende einen schwarzen, rund herum weiß ausgezackten Flecken. Dieser Busch besteht aus einer doppelten Reihe von dritthalb Zoll langen hohen Federn, die, so lange der Vogel ruhig bleibt, niedergesenkt oder rückwärts gebogen sind; sobald er aber auf irgend eine Weise gereizt wird, sich nach Willkühr aufrichten.

Sein dritthalb Zoll langer Schnabel ist dünn und etwas bogenförmig, an der Wurzel fleischfarbig, am übrigen Theile aber schwärzlich; die Füße und Krallen sind braun. Der Kopf, die Kehle, der Hals und die Brust sind grau mit röthlichen Flecken; der Oberrücken und die kleinen Flügeldecken ganz grau, der Unterrücken, die Federn ganz oben am Rücken, die mittlern und großen Flügeldecken sind abwechselnd braun, weiß und röthlich gestreift, die Schwungfedern der Flügel und des Schwanzes sind hingegen schwarz mit weißen Querstreifen. Man sieht aus dieser Schil-

derung, daß der Vogel gewiß sehr artig gezeichnet ist.

Seine Nahrung besteht hier, so wie bei uns, aus Insekten. Aber hat er auch in dem schönen Griechenland den so widerlichen Geruch, wodurch er in unsern nördlichen Gegenden zum Sprüchwort geworden ist? — Es ist wirklich merkwürdig, daß er ihn hier in der That nicht hat. Darum hat man auch keinen Ekel gegen ihn, und in der ganzen Levante ißt man sein Fleisch mit nichts weniger als Widerwillen.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Außerordentliche Menge der Rebhühner in diesen Gegenden. — Data zum Beweis des Reichthums von Szio an diesem Wild. — Zahme Rebhühner in ganzen Heerden. — Ihre Gelehrigkeit, ihr Gehorsam, ihre Anhänglichkeit an ihre Herren. Schwierigkeit ihrer Jagd. — Mythologische Sage. — Die gemeinen Lerchen. Die Kalandra-Lerche. — Die Wachteln. — Die Amseln. — Die Grünfinken. — Die Buchfinken. — Die Distelfinken. — Die Drosseln. — Die Misteldrosseln. — Die Krammetsvögel. — Die Feigendrosseln. — Die Troglodyten. — Die Meisen. — Die Weißschwänze. — Die Schnepfen.

Die **Rebhühner** werden in der ganzen Levante, insonderheit aber im Archipelagus, äußerst häufig gefunden; sie vermehren sich in diesem Klima ganz

außerordentlich. Athenäus schon erzählt, daß ein einziges auf die kleine Insel Anaphe (dem jetzigen Nansio) gebrachtes Paar derselben eine so zahllose Nachkommenschaft hervorbrachte, daß die Einwohner fast im Begriff standen, ihnen das Eiland abzutreten. Tournefort bestätigt diese Thatsache und bemerkt zugleich: der dortige Aufenthalt sey ihnen so günstig, daß man noch gegenwärtig zur Osterzeit sich genöthigt sieht, die Eier bei Tausenden zu zerstören, aus Furcht, dieses Wild möchte die Erndte völlig zu Grunde richten. Die Rebhühnereier sind zu dieser Zeit die allgemeine Speise der Insulaner, und indem sie sie zu mancherlei Brühen und Kuchen verbrauchen, nähren sie sich alle viele Tage lang davon. Auch in Szio würde man sich kaum vor der Menge dieser Vögel bergen können und alle Früchte preis geben, wenn man sich ihrer Fortpflanzung nicht mit Gewalt widersetzte.

Man kennt indessen hier eigentlich nur die rothen Rebhühner und Bartavellen oder griechische Rebhühner; die grauen sind im Orient unbekannt, und noch in unsern Tagen könnte sich ein Grieche, wie einst Athenäus, wundern, daß in Italien nicht alle Rebhühner, wie in seinem Vaterlande, einen rothen Schnabel

haben. Erst in den nördlichern Provinzen des türkischen Reichs, besonders in den Gegenden von Konstantinopel und Salonichi, wird nebst den rothen Rebhühnern auch die graue Art gefunden, welche immer in den Ebenen lebt, während jene sich nur in den Gebirgen aufzuhalten pflegen.

Da man die Rebhühner in Szio in so erstaunlicher Menge fängt, so werden sie auch, selbst in der Stadt, auf dem Basar, um ein Spottgeld verkauft. Dabei sind sie ganz vortrefflich und eins der wohlschmeckendsten Gerichte auf den griechischen Tafeln. Von der Wohlfeilheit der Waare, deren Preis immer nur durch die Konkurrenz bestimmt wird, läßt sich darum nicht auf ihre Güte schließen, und Martials Ausspruch: Carior est perdix, sic sapit illa magis, muß wenigstens für die Archipelsinseln als durchaus unrichtig gelten.

Von dem Reichthum der Insel an diesem Wild nur einige Data als Beweise: drei Griechen schossen in der Gegend von Neamoni an einem einzigen Tage hundert und zehn Stück. Stellt man Netze aus, so kann man ihrer zu mehrern Zeiten einige Hundert in vier und zwanzig Stunden fangen. Auf dem Viktualienmarkt oder Vögelkasar findet man bisweilen mehr als fünfhundert Stück zum Verkauf ausgeboten. Wenn man die Stärke der

Bevölkerung bei Szio in Erwägung zieht, so muß man es als ganz außerordentlich finden, daß sich das Wild auf der Insel dergestalt vermehren könne.

Hier nähren sich diese Vögel besonders von den Früchten des Wachholderstrauchs oder des so genannten Kedros, von türkischem Weizen, den Mastixbäumen und mancherlei Feld- und Gartengewächsen. Auf den Küsten von Vessa und Elata zieht man sie auch zahm. Es ist ein ganz neuer Anblick für einen Europäer, Rebhühner da heerdenweise, gleich Gänsen und Schafen, von Hirten vor sich her treiben zu sehen. Jede Familie übergiebt die ihrigen dem gemeinen Hirten, und dieser führt sie des Morgens auf's Feld, um sie ihre Nahrung suchen zu lassen, und des Abends wieder nach Hause. Sie sind so gelehrig und lassen sich so gut abrichten, daß man hundert Späße mit ihnen hat; aufmerksam auf jeden Wink ihres Herrn, wetteifern sie mit den Hunden, ihm pünktlichen Gehorsam zu leisten. Wenn sie der Hirte lockt, versammeln sich alle flugs um ihn her, und kommt die Heerde von den Feldern zurück, so weiß jedes Rebhuhn, dem Pfiffe seines Eigenthümers, der seine Vögel erwartet, folgend, sein Haus wieder zu finden. Selbst wenn sie sich auf dem Felde befinden, und einer will die seinigen unter Tag zu

Hause

Hause haben, so braucht er nur das nämliche Zeichen zu geben, und seine Vögel kommen schnell und ohne Verwirrung zurück. Manche, die man immer bei sich im Hause hält, lernen auch verschiedene Kunststückchen zur Belustigung ihrer Herren.

Die Jagd dieser Vögel ist übrigens hier, so wie die der Hasen, so leicht nicht, und es gehört die ganze Gewandtheit der Griechen dazu, um viel Glück auf ihr zu haben. Bei der mindesten Gefahr verlassen jene nehmlich sogleich die Thäler und ziehen sich in die steilsten Gebirge zurück, wo man vor Felsen, Höhlen, Abgründen und dicht verwachsenen Gesträuchen und Bäumen die größte Mühe hat, ihnen beizukommen. Aber die Griechen klettern wie die Gemsenjäger, und trotzen allen Mühseligkeiten bei solchen Jagdpartheieen.

Die Rebhühner, von denen wir bisher redeten, verlassen die Insel nicht; die diese Vögel von andern unterscheidenden Charaktere sind übrigens zu bekannt, um ihrer hier noch zu erwähnen. Ich will nur das anführen, daß sich die Männchen durch einen stumpfen Sporn am Fuße vor den Weibchen auszeichnen. Auch ist ihre Stimme stärker und gedehnter, mithin auch heller. Da sie dem Tone einer Säge etwas ähnelt, so sagt eine alte Mythe, der Erfinder dieses dem Gehör so unange-

nehmen Werkzeuges sey in ein Rebhuhn verwandelt worden.

Hunc miseri tumulo ponentem corpora nati
Garrula ramosa prospexit ab ilice perdix:
. . . . . . Ferroque incidit acuto
Perpetuos dentes; et serrae reperit usum,
Primus, etc.
Ovid. Metamorph. Lib. VIII. 3.

Außerdem giebt's hier aber noch eine andere wandernde besondere Art von Rebhühnern, die kleiner ist als die gewöhnliche, und das kleine graue oder das Rebhuhn von Damaskus (Tetrao Damascenus Lin.) genannt wird. In der Lebensart, Gestalt und dem Charakter findet bei ihm kein großer Unterschied statt. Doch soll diese Art nicht leicht zu zähmen seyn.

Die gemeinen Lerchen werden in großen Zügen auf allen griechischen Inseln erblickt; in Szio findet man auch zugleich mehrere besondere Arten. Dahin gehört vor allen andern die große oder Kalandra-Lerche, die zu den Zugvögeln gehört. Drei Kennzeichen unterscheiden sie vorzüglich von andern Lerchen: nämlich der Umfang ihres Körpers, die Größe des Schnabels, und ein schwarzes Halsband. Die Verschiedenheit des Klima's bringt wahrscheinlich auch eine Verschiedenheit der

Farben hervor; die hiesige unterscheidet sich von der Linneischen durch einen weißen Unterleib, wo diese gelb ist. Man hat auch eine kleinere Spielart der Kalandra im Archipelagus bemerkt, die mit der großen in der Figur und in den Gewohnheiten durchaus übereinkommt. Eine andere Lerchenart ist diejenige, welche durch das ihr eigenthümliche Kennzeichen merkwürdig ist, sich überall, wo sie sich auch befinden mag, bei dem geringsten Geräusch niederzusetzen. Sie hat einen etwas gabelförmigen Schwanz, der aus zwölf Schwungfedern zusammengesetzt ist, und unter den Flügeln etwas hervorsteht; dabei einen Gesang, der dem der Nachtigall ziemlich ähnlich ist. Diese und noch mehrere andere Arten von Lerchen kommen regelmäßig zweimal im Jahr nach der Insel.

Die Wachteln kommen Ende August's in Szio an, bleiben hier fast den ganzen September, und kommen in der Mitte Aprils zum zweitenmale, um nach den Abendländern wieder zurückzukehren. Sie unterscheiden sich hier durch nichts von denen, die man bei uns sieht, und es würde darum unnöthig seyn, mehr von ihnen an diesem Orte zu sagen. Die Griechen wissen diese Vögel, die sie in großer Menge fangen, auf mancherlei Art zuzubereiten, und zum Genuß der Tafel geschickt zu machen. Be-

trächtliche Vorräthe davon werden in Essig eingemacht, andere eingesalzen und so verkauft; selbst nach Konstantinopel geht dieser Handel.

Die Amseln sind ebenfalls nicht selten in Szio. Die Gestalt, der Gesang, das Gefieder und die andern Eigenschaften dieses Vogels sind allgemein bekannt. Auch hier verändert er in den verschiedenen Jahreszeiten das Kolorit seiner Federn, wie schon Plinius beobachtet hatte: noch ehe der Winter beginnt, bekommt er ein schwarzrothes Kleid, und ehe der Sommer sich wieder einstellt, hat er sein dunkles Schwarz schon wieder erhalten.

Weiße Amseln galten bei den Alten für große Seltenheiten, und auch jetzt noch werden sie im Orient als solche betrachtet. Bei den Römern wurden sie Helden und verdienten Männern zum Zeichen der Dankbarkeit überreicht, und der Preis, der bisweilen in Konstantinopel für einen solchen Vogel bezahlt wird, ist sehr ansehnlich. Aristoteles bildete sich ein, dieser in Arkadien geborne Vogel sey ein ganz besonderes Wunder des Berges Zillenus; aber die neuern Naturforscher sind wohl darin mit einander einig, daß die weiße Amsel nur durch die Ausartung der schwarzen Farbe der gewöhnlichen Amsel hervorgebracht wird.

Auch die sogenannte Einsiedler-Amsel wird zuweilen hier gefangen. Ihr Gesang ist rein und lieblich; aber noch größere Vollkommenheiten erlangt er, wenn der Vogel dem Zustande der Wildheit entrissen wird. Sehr leicht gewöhnt er sich an ein zahmes Leben, und da er sehr unterweisungsfähig ist, nimmt er bald einen künstlichen Unterricht an. Sein so biegsames Organ schmiegt sich sowol Melodieen als Worten, die er rein aussprechen lernt, an, und sogar während der Nacht singt er, sobald des Mondes Silberstralen ihn umleuchten.

Er ist etwas weniger dick als die gewöhnliche Amsel; allein sein Schnabel ist stärker und am Ende krümmer; seine Füße sind nach Verhältniß kürzer. Die zurückgebogenen Fittige strecken sich etwas über die Hälfte des Schwanzes aus. Das Gefieder ist dunkelbraun und hat einige kleine weiße Flecken. Der untere Theil des Halses und der Brust sind gelblich gesprenkelt. Der Augenzirkel ist orangegelb; die Ränder des Schnabels sind nahe an der Spitze ausgeschweift; das Innere des Mauls ist gelb. Seines angenehmen Gesanges, seiner Gelehrigkeit und Zahmheit wegen wird der Vogel in der Levante so sehr geschätzt, daß man ihn zu Konstantinopel, Smyrna und Kairo, so wie an den Höfen von Algier, Tunis und Tripo-

ils bisweilen zu funfzig bis hundert Piastern verkauft hat.

In seinem Naturstande lebt er gewöhnlich zwar in den Wäldern und Gebüschen; aber häufig nähert er sich doch auch furchtlos bewohnten Orten, jedoch stets einzeln, nie truppweise, wie so viele andere Vögel. Man stellt da Netze auf, und er fängt sich leicht, da er so wenig scheu ist.

Die Grünfinken werden von der Menge der Orangen, Pomeranzen und Zitronenbäume herbeigelockt. Auf diesen Bäumen leben und nisten sie. Da sie so erziehungsfähig sind, und den Gesang der Kanarienvögel leicht nachahmen, so fängt man sie häufig, um sie zahm zu machen und an die Türken zu verhandeln. Oben ist der Leib bei ihnen olivengrün, mit etwas aschgrau vermischt; unter dem Bauche sind sie weiß-gelblich. Der untere Theil des Halses und der Brust ist grün mit gelb vermischt. Der Schwanz ist ein wenig gespalten, der Schnabel, seinem obern Theile nach braun, dem untern nach weißlich. Die Füße sind fleischfarbig, die Nägel braun. Die Griechen verkaufen diese Vögel zu Dutzenden nach Konstantinopel.

Die Buchfinken, welche man in Szio sieht, sind mit den unsrigen einerlei; nur haben sie im Orient eine andere Nahrung als in Europa. Auf

den morgenländischen Bäumen gefallen sie sich sehr, und die Olivenhaine scheinen sie am liebsten zu ihren Nestern zu wählen. In der Naturgeschichte kennt man verschiedene Arten von Buchfinken; aber die gemeinen sind auch hier am häufigsten.

Die Distelfinken oder Stieglitze halten sich das ganze Jahr hindurch auf der Insel auf. Wer kennt nicht ihr schönes Gefieder, ihren anmuthigen Gesang? Ueberall wo es Schatten giebt, finden sie sich hier. Mehrere andere Arten von Finken, z. B. die Ortolanen, kommen Ende Oktobers in Menge an; sie sind dann so fett, daß sie zu einer vortrefflichen Speise dienen.

Drosseln zeigen sich in großer Menge in Szio. Sie sind theils Zugvögel, theils Jahr aus Jahr ein vorhanden. Sie thun in den Gärten vielen Schaden: denn den edlen Baumfrüchten stellen sie sehr nach; aber die Jäger lauern ihnen auch stark auf, und schießen sie, wo sie ihnen nur beikommen können. In den warmen Monaten dienen ihnen besonders die bergigen Gegenden zum Aufenthalt, und man sieht sie da in den Gebirgswegen häufig, jedoch immer nur einzeln, herumfliegen. Bei dem mindesten Geräusch aber entschwinden sie schnell den Blicken, und ehe sich der Jäger völlig nähern kann, um seinen Schuß anzu-

bringen, haben sie sich bereits in die dickſten Gesträuche verborgen. Sehr schwierig wird dann die weitere Verfolgung: denn man kann ihnen schlechterdings nicht beikommen, und alle Mühe ist häufig vergeblich, sie aufzujagen oder aus ihren verborgenen Schlupfwinkeln wieder herauszubringen. Aber nur in der schönen Jahreszeit sind sie so wild; zahmer werden sie durch die Strenge der Witterung. Im Winter erblickt man sie, wie sie, den Menschen sich mehr nähernd, die Wohnungen umfliegen, und hält die Kälte etwas an, wird der Frost empfindlich, wehen die unfreundlichen Nordwinde heftig: so wagen sie sich sogar auch in die Häuser, Obhut und Nahrung da zu suchen. Nun von einigen Arten von Drosseln insonderheit.

Die Misteldrosseln wurden schon vom Aristoteles für Zugvögel gehalten; die Erfahrung hat indessen gelehrt, daß viele auch hier überwintern. Da die Inseln des Archipelagus einander so nahe liegen, und auf beiden Seiten das feste Land von Europa und Asien nirgends sehr fern ist, so mögen sie auch wohl oft ab- und zufliegen, und es wäre am Ende noch eine Frage, ob sie überhaupt jemals die ganze Gegend durchaus verlassen.

Die Krammetsvögel werden im Anfange des Herbstes in Netzen gefangen. Kaum sind sie an-

gelangt, so haben sie sich auch schon gemästet. Die Myrthen, Wachholderbeeren, Oliven, Pomeranzen, Mastixkörner, Lorbeeren, und andere Früchte und wilde Beeren, wovon hier die Gehölze wimmeln, sind eine treffliche Nahrung für sie. Sowol durch das Gefieder, als durch den vorwärts stehenden schwarzen Bart um den Schnabel herum, unterscheiden sie sich von den Misteldrosseln.

Die Feigendrosseln haben, wie man sieht, den Namen von ihrer Lieblingsnahrung, und da Szio das wahre Vaterland der Feigen ist, so kann man denken, daß sie hier nicht selten sind. Diese süße Frucht ist übrigens auch zugleich die Speise zahlloser anderer Vögel, und nicht weniger als von den Feigendrosseln wird sie von den Misteldrosseln, Krammetsvögeln, Goldammern, Grasmücken, Amseln ꝛc. gesucht. Die erstern bepicken auch die Weintrauben eben so hastig wie die Feigen, und man könnte darum mit Martial die Frage aufwerfen, warum sie nicht eben so gut Weindrosseln genannt zu werden verdienten.

Cum me ficus alat, cum pascar dulcibus uvis,
Cur potius nomen non dedit uva mihi?

Der Obertheil des Leibes bei den Feigendrosseln ist graubraun, die Kehle und Brust grau und weiß, der Bauch, der Untertheil des Schwanzes und der

Flügel weiß und rothgelb, die Flügelfedern sind braun, am Ende weiß, die Schwanzfedern schwärzlich und am Ende graubraun. Der Augenkreis ist weiß und rothgelb, der Schnabel, die Füße und die Nägel sind schwärzlich. Es sind also in der That sehr niedliche Vögelchen.

Die Troglodyten haben ihren Namen schon aus Aristoteles Zeiten, weil sie Höhlen und Löcher am liebsten zu ihrem Aufenthalt erwählen. Von den Dächern der Häuser und den Kirchen herab lassen sie ihren lieblichen Gesang ertönen; aber schnell verbergen sie sich in ihren Schlupfwinkeln wieder, sobald nur die mindeste Gefahr zu drohen scheint. Sie sind nicht vier Zoll lang, und das ganze Gefieder am Obertheile des Leibes ist mit querüber laufenden Streifen bemalt, die dunkelbraun und schwarz geflammt sind; der Untertheil hingegen ist vermischt, weißlich und grau. Schwärzlich sind der Schnabel, die Füße und die Nägel.

Die Meisen zeigen auch hier die Fruchtbarkeit ihres Geschlechts: oft zwölf Eier findet man bei ihnen in Einem Neste. Es sind verschiedene Arten derselben im Archipelagus zu sehen; fast alle sind schön gezeichnet und niedlich geformt. In den Büschen, Gärten und Baumpflanzungen klettern und hüpfen sie von Zweig zu Zweig, lassen ohne Unter-

laß ihr Gezwitscher hören, und sind neugierig wie die Nachtigallen. Die reiche Nahrung, die sie in Szio antreffen, giebt ihnen fettes Fleisch; sie sind ein sehr schmackhaftes Gericht bei den Griechen.

Die Weißschwänze mögen wohl immer in Szio oder wenigstens in dessen Umgebungen hausen. Den Namen haben sie von dem weißen Hintertheil des Leibes. Die weichen Schwanzfedern sind an ihrer Basis weiß, und an der Spitze schwarz. Die Flügelfedern sind schwärzlich, der Obertheil des Körpers ist grau und rothfahl gesprenkelt, der Hals und die Brust rothgelb. Schnabel, Füße und Nägel sind weiß. Die ganze Länge mag fünf Zoll und sechs Linien betragen. Diese Vögel haben auch hier die Gewohnheit, bei frisch umgearbeiteten Ländereien sich auf die Erdschollen zu setzen, um die ihnen zur Nahrung dienenden Würmchen zu suchen.

Im Winter giebt es in Szio häufig eine außerordentliche Menge Schnepfen; sie tragen nicht wenig dazu bei, den Ueberfluß an trefflichem Wildpret hier noch zu vermehren. Mögen sie übrigens auch in andern Ländern als stetige Vögel betrachtet werden können, deren Reisen, nach der Meinung einiger Naturforscher, sich darauf beschränken, daß sie den Sommer auf den hohen Gebirgen zubringen,

und bei Annäherung der kältern Jahreszeit von da herabkommen — in Szio wenigstens sind sie Zugvögel im ganzen Umfange des Worts. Im Sommer sieht man auf der ganzen Insel keine einzige, weder in den Thälern noch auf den Bergen; aber sobald die Witterung rauher zu werden beginnt, wimmelt's hier an manchen Orten von ihnen, und mit den beginnenden Frühlingstagen sind alle auf einmal wieder verschwunden. Auch hat man sie häufig in ganzen Zügen kommen und abfliegen sehen. Man will wissen, daß sie sich in den warmen Monaten auf den Bergen Morea's aufhalten, und diese nur dann zu verlassen sich genöthigt sehen, wenn die Kälte, wegen der Menge Schnee, da sehr beträchtlich zu werden anfängt. Wahr aber bliebe es in diesem Falle, daß sie wenigstens auf griechischem Grund und Boden immer verblieben.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Die Nachtigallen. — Unterschied ihrer Lebensart bei uns und im Archipelagus. — Geschichte ihrer Wanderungen. — Mangel an Nachtigallengesängen in Szio. — Die Gra mükken. — Der Mönch. — Die Potamida. — Die Rothkehlchen oder Vanni. — Die graue Ammer. — Die Goldammer oder der Sykophagos. — Die Bachstelzen. — Die Kibitze. — Die Zaunkönige. — Der chevalier aux pieds rouges. — Die Schwalben. — Die Kraniche. — Die Reiher. — Die Störche. — Die Hänflinge. — Die Sperlinge. —

Auch den Nachtigallen müssen wir in unserer sziotischen Vögelgallerie einige Zeilen weihen — diesen reizenden Koryphäen unsers Frühlings, die durch ihrer lieblichen Stimme zarte Melodie, durch ihrer Zaubergesänge Schönheiten, jedes Aufmerksamkeit fesseln, jeden zur Bewunderung hinreißen. Aber mancher dürfte sich gewiß dabei auch des bizarresten Einfalls erinnern, den vielleicht jemals des Menschen eitele Luxusgier ersann — ich meine den des Kaisers Heliogabal: Nachtigallenzungen unter den Leckerbissen der Tafel zum Lieblingsgericht zu erwählen.

So wie überall in Europa, so auch hier sind die Nachtigallen bloß Zugvögel; aber in Szio können

sie nur als seltene Erscheinungen angesehen werden, und da sind sie auch eher Verkündiger der schlechtern als der bessern Jahrszeit. Erst gegen Ende des Sommers erblickt man sie nehmlich.

In Ansehung der Bestimmung der Gegenden, wo sich die Nachtigallen in den verschiedenen Jahrszeiten aufhalten, ist man lange in Ungewißheit gewesen. Wenn sie, sagte man, im Herbste unsere Gegenden verließen, um sich in die wärmern Länder zu begeben, so müßten dies Italien, Spanien und die Küstenländer von Afrika seyn; aber wir wissen, daß sie sich spätestens vom Ende des Septembers an bis zum Anfange Aprils weder in Italien, noch in Spanien, noch viel weniger in Frankreich finden, und von Afrika haben die Reisenden uns immer erzählt, daß es in diesem Erdtheil ganz und gar keine giebt. Man glaubte also hieraus schließen zu müssen, daß sie sich in den Monaten, worin sie bei uns nicht erscheinen, entweder in unsern Ländern selbst verborgen halten müßten, oder, was indessen keinesweges wahrscheinlich schien, in die kältern Regionen nach Norden zögen.

Neuere Beobachtungen haben auch diesen Gegenstand in's Reine gebracht. Die Nachtigallen können nur in einer milden Atmosphäre leben und gedeihen; unsere Frühlinge und Sommer sind ganz

so, wie sie es lieben. Darum langen sie im Frühjahr in den Abendländern an, um als Sänger der Natur in unsern Gärten und Wäldern die Wiedergeburt desselben zu feiern, und so lange bei uns zu verweilen, als die Sonne erwärmende Stralen herabgießt. Allein sobald der Herbst im Okzident im Beginnen ist, wandern sie nach dem Orient aus, wo die Winter so gemäßigt sind, und die Stralen des Alles belebenden Sonnenkörpers nie ganz ihre Kraft verlieren.

Mit Anfange des Herbstes erscheinen sie darum auf ihrem allgemeinen Zuge nach Osten im Archipelagus, wo sie sich indessen nur kurze Zeit aufhalten, weil sie sich daselbst nur ausruhen wollen, um ihren Flug weiter fortzusetzen. Das sind indessen wahrscheinlich nur diejenigen, welche nicht ausdauernde Kraft genug haben, um ohne Unterbrechung die weite Reise zu vollenden, und den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen. Die meisten mögen wohl, ohne ein Land zu berühren, das griechische Inselmeer überfliegen.

Gegen die Mitte des Herbstes haben sie endlich alle diejenigen Gegenden erreicht, wo sie überwintern wollen. Die Küsten der Barbarei betreten sie freilich eben nicht, weil sie sich überhaupt nicht südlich, sondern östlich wenden; aber in den lachen-

den Ebenen Nieder-Aegyptens hausen sie schon in der strengen Jahrszeit und auf den Küsten Syriens, in Palästina und Mesopotamien, wo sie sich besonders unter den Weiden, Feigen- und Oelbäumen aufhalten, sieht man ihrer im ganzen Winter eine große Menge. Sie scheinen da besonders wasserreiche, fruchtbare Thäler zu suchen, und neben Quellen und Bächen im Schatten solcher Bäume, deren laubige Aeste ein angenehmes Düster verbreiten, ihre Lebensfreuden zu genießen.

Wen ergreift nicht Staunen bei dem Gedanken, daß diese so lieblichen Vögel, die uns im Sommer durch ihr melodisches Gezwitscher so viele anmuthige Stunden gewähren, jährlich, um zu uns zu gelangen und indem sie uns wieder verlassen, eine Reise von fast tausend Meilen zu machen haben! Wir dünken uns viel, wenn wir in unserm ganzen Leben manchmal Strecken von ein paar hundert Meilen zurücklegten; aber was ist das gegen die unermeßlichen Wanderungen so kleiner Zugvögel? Nur mit Hülfe vollkommen eingerichteter Luftballone könnte der Mensch eine Art Nachtigallenleben führen.

Aber wer sollt' es denken, und doch ist es wahr: in den schönen Thälern Szio's füllen unserer Nachtigallen

tigallen Sirenenstimmen die Lüfte nicht mit ihren Zaubergesängen, in des griechischen Eilands blühenden Gefilden horcht der Wanderer vergebens auf ihre harmonischen Lieder. Hat die Natur, indem sie diese Gegenden mit so Vielem vorzugsweise beglückte, sie vielleicht mit weiser Vorsicht eines Zaubers berauben wollen, den sie dem Norden verlieh, damit sie nicht Alles hätten, und anderen Himmelsstrichen etwas übrig bliebe, dessen sie sich vor jenen rühmen könnten? — Doch wer wollte sich in die trügerischen Irrgänge, in die einer gesunden Vernunft widerstrebenden Labyrinthe teleologischer Phantasieen vertiefen, besonders da, wo die Gründe klar vor uns liegen. Da, wo die Nachtigall nicht von Liebe singen kann, singt sie lieber gar nicht, und auf den Inseln des Archipelagus hält sie nur Rasttag auf einer weiten — weiten Reise. Im Begriff, den Pilgerflug nächstens fortzusetzen, kann sie sich nur als fremd hier betrachten, und ermüdet von der langen Wanderschaft, in welcher sie, mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und allem Ungemach trotzend, ungemessene Räume durcheilte, denkt sie hier und während ihres Pilgerlebens nicht an das Geschäft ihrer Fortpflanzung, und erwartet schweigend den kommenden Tag der Abreise.

Allein wir brauchen von Szio's Blumengestaden uns nicht weit zu entfernen, um das wahre Vaterland des Königs der Singvögel oder wenigstens ihres Meisters zu erspähen, wenn anders eines Vogels heimischer Boden derjenige ist, auf welchem er Jahr aus Jahr ein sein Leben feiert. Blicke nach Osten hin und schaue jene immergrünenden Haine und Gebüsche Natolien's an: hier werden die Nachtigallen geboren, und hier hausen sie im Sommer wie im Winter. Hier sind sie keine Zugvögel; aber was sollen sie auch in weiter Ferne suchen, was sie hier in Fülle bereits beisammen haben? —

Horch', wie da die größte Künstlerinn unter den den Sängern der Lüfte ihre silberhellen Töne erschallen läßt! wie Philomele da unablässig mit zärtlichem Verlangen bald im langgedehnten, schmachtenden, leisen Gesang das Weibchen lockt, bald mit mächtigen Trillern es herbeizieht! Man hat von daher mehrmals Nachtigallenpaare nach Szio gebracht; aber sobald sie ihre Freiheit hatten, entflogen sie der Insel wieder.

Die verschiedenen Arten der Grasmücken kommen im September im Archipelagus an. Die Insel Malta dient ihnen, so wie den Wachteln und vielen andern Zugvögeln, zum Ruhepunkt auf der weiten Reise von Westen nach Osten. Sie

nähren sich von Früchten und Insekten, und da bei ihrer Ankunft auf Szio gerade die wahre Feigenzeit ist, so werfen sie sich begierig auf diese.

Diejenige Grasmückenart, welche unter dem Namen Mönch bekannt ist, wird von den Griechen häufig kirre gemacht; sie gewährt ihnen einen allerliebsten Zeitvertreib. Ihr geschmeidiges Organ lernt mit seltener Gelehrigkeit die Gesänge fast aller Vögel nachahmen, und ihre Stimme ist anhaltender, als selbst die der Nachtigall. Dabei wird sie so zahm, und hat so viel Mimik, so viel Anneigung zum Menschen. Mit einem Worte: sie ist es ja, von der des großen Deskartes Nichte zu sagen pflegte: n'en deplaise à mon Oncle, elle a du sentiment.

Auch in Gestalt und Farbe ist diese Grasmücke hier von der unsrigen nicht verschieden. Ein schwarzes Käppchen bedeckt bei dem Männchen den Hintertheil des Kopfs und den Wirbel bis auf zwei Linien von den Augen entfernt; bei'm Weibchen hingegen hat der Obertheil des Kopfs eine helle kastanienbraune Farbe. Der Hintertheil des Halses und der Obertheil des Leibes sind braun mit einer dunkeln Olivenfarbe vermischt. Die Backen, die Kehle, der Vorderhals und der Unterleib haben ein graues Kolorit, das von dem untern Theile der

Brust an bis unter den Schwanz weißlich wird. Der Schnabel ist braun, die Füße sind bleifarben und die Nägel schwärzlich. Die Decken über den Flügeln, so wie die Flügel- und Schwanzfedern endlich sind graubraun, und nach der äußern Seite zu von einer braunen Olivenfarbe.

Eine zweite Grasmückenart, die hier häufig im Herbste gesehen wird, hat dieselbe Gestalt und schwärzliche Farbe, wie die vorhergehende; allein sie unterscheidet sich von derselben dadurch, daß sie kleiner ist, und einen rothen Zirkel um die Augen hat. Im Gesang ist sie indessen mit dem der vorigen nicht zu vergleichen.

Die braune Grasmücke, von den Griechen wegen ihrer Lebensart Potamida genannt, hält sich meistens an kleinen Bächen auf, und nährt sich da von lebenden Würmern.

Im Oktober kommen die Rothkehlchen in der Levante an, diese so leicht zu zähmenden Thierchen, die, durch die Lockpfeife verführt, sich in allen Netzen fangen, die man andern Vögeln ausstellt. Im Herbste sieht man darum von den Griechen eine Menge Schlingen für sie bereiten. Sie mästen sich auf den Inseln bald, und geben dann eine wohlschmeckende Speise. Diejenigen, welche lebendig gefangen werden, macht man oft kirre und läßt sie

in den Stuben herumfliegen. Singend erscheinen sie alsdann bei der Tafel, an der gespeis't wird, und manchmal empfangen sie den Lohn dafür auf ihres Herrn Teller.

Der ganze Obertheil des Leibes ist graubraun, der Vordertheil, die Stirn, die Kehle, der Vordertheil des Halses ist rothgelb, fast orangenfarbig bis hoch an die Brust, deren Untertheil auf den Seiten aschgrau, und in der Mitte, so wie der Bauch, weiß ist. Die Flügelfedern sind an der äußern Seite graubraun und olivenfarbig; die Mittelfedern hingegen haben am Ende einen kleinen fuchsrothen Flecken. Die Schwanzfedern sind ebenfalls graubraun; allein die beiden Mittelfedern haben eine Olivenfarbe. Der Schnabel ist schwarz, die Füße und die Nägel sind braun.

Auf den nackten Inseln, die wenig Bäume und Gesträuche haben, sieht man die Rothkehlchen selten; desto häufiger aber zu ihrer Zeit auf denen, wo viel Schatten ist. In Szio wimmeln die Gehölze manches Jahr von ihnen; die vielen Mastixbäume, Rosmarinsträuche und wilden Myrthen, die den Boden dieses Eilandes bedecken, scheinen eben so viele Lieblingsorte für sie zu seyn. Die Griechen nennen diese Vögel in ihrer Sprache Yanni, und eine gleiche Benennung führen bei

ihnen auch die Rothschwänzchen, welche zu gleicher Zeit mit den Rothkehlchen hier ankommen.

Die graue Ammer geräth, gleich den Rothkehlchen, leicht in die Schlingen, da sie sorglos und ohne Argwohn von einem Baumzweig zum andern hüpft, und die ihr drohende Gefahr nicht eher zu ahnen scheint, bis sie in ihr verstrickt ist. Der obere Theil ihres Kopfs und Leibes ist abwechselnd braun und roth, die Kehle und der Kreis um die Augen hellroth, die Brust und der ganze übrige Theil des Leibes weißgelblich, auf der Brust und den Seiten mit hellbraun gefleckt. Schnabel und Füße sind graubraun. Dieser Vogel wird in den Sommermonaten am häufigsten gefangen.

Die Goldammer ist bei uns hinlänglich bekannt, und als Vertilger der Raupen von großem Nutzen. Hier scheinen ihr indessen die saftigen Früchte noch mehr zu behagen. Schon zu der Zeit, worin die Feigen reif werden, d. i. im August, kommt sie in Szio an. Ueber diese Früchte fällt sie hier am begierigsten her, und darum befindet sie sich auch in diesem reichen Feigenlande so wohl. Durch den häufigen Genuß der süßen Feigen erhält das Fleisch dieser Vögel einen Wohlgeschmack, den es in andern Ländern, wo sie diese Nahrung nicht vorfinden, niemals hat. Die Griechen nennen

darum die Goldammer Sykophagos (Feigen-fresser.)

Mit herankommendem Herbst entfernen sich die Goldammern wieder von Szio, und Ende Septembers sind sie alle verschwunden. Vom Archipelagus begeben sie sich nach den Ufern des Nils in Nieder-Aegypten, wo sie von neuem nicht nur Feigen im Ueberfluß, sondern auch so viele andere Früchte finden, die ihre Leckerbissen ausmachen, insonderheit Maulbeeren. Doch auch hier bleiben sie nicht über vierzehn Tage — so veränderlich ist dieser Vogel. Die Länder weiter nach Osten hin bieten ihnen ein noch zuträglicheres Klima und eine reichlichere Nahrung dar. In Mesopotamien und Süd-Arabien scheinen sie im Winter zu hausen.

Auf allen griechischen Inseln giebt's eine Menge Bachstelzen, und Szio kann diese muntern, niedlichen Vögel ebenfalls in großem Ueberfluß aufweisen. In den europäischen Abendländern sind sie Zugvögel, die einen Theil der Wintermonate allezeit an den afrikanischen Küstenländern zubringen. Hier hingegen scheinen sie ganz einheimisch zu seyn: denn man sieht sie zu jeder Jahrszeit. Die Männchen haben eine schwarze Brust; die Weibchen hingegen sind an Brust und Bauch gelb. In Aegypten, wo sie ebenfalls beständig zu blei-

ben scheinen, sind alle blendend weiß. In den öden, wenig bewohnten und angebaueten Inseln Griechenlands tragen sie wesentlich dazu bei, die einsamen Gegenden lebendig zu machen.

Die Kibitze machen ihre Wanderungen in den Wintermonaten gleich den Schnepfen. Sobald die Fröste anfangen sich einzustellen, erscheinen sie hier in Schwärmen von Hunderten, und treiben sich auf den bearbeiteten Ländereien und in wasserreichen Gegenden herum, um Würmer und Insekten zu erhaschen. Vor den Jägern sind sie in Szio in Ruhe: denn man ißt ihr Fleisch nicht. Auch sind sie in diesen Gegenden nur Zugvögel, die sich nie länger als zwei Wochen an einem und demselben Orte aufhalten.

Die Zaunkönige verlassen Szio's Gefilde niemals: sie finden hier ein mildes Klima und alle Jahrszeiten hindurch einen Ueberfluß an Nahrung; was wollen sie also mehr? Sie nisten in alten Mauern, in Windmühlen und einsamen Steinhäusern, und suchen auch hier immer hoch gelegene Orte, wie die Spitzen der Dächer, Thürme und Häuser. Es sind allerliebste Vögelchen, mit einem lebhaften aber leisen Gesang, und einer orangefarbenen Krone. Hier, so wie fast aller Orten, stellt man diesen niedlichen Thierchen nicht nach.

Im Winter stößt man bisweilen in der Insel auf einen Vogel, dessen Gestalt und Eigenschaften vermuthen lassen, daß es Büffon's chevalier aux pieds rouges seyn mag. Der ganze Obertheil seines Leibes ist mit braunen Federn bedeckt, die mit grau eingefaßt sind, der Schwanz ist durchaus weiß. Der Untertheil des Leibes hat einen weißen Grund mit graubraunen Flecken, die Flügelfedern sind schwärzlich und weiß eingefaßt. Seine ganze Länge beträgt eilf Zoll. Dabei hat er einen gelbgrünlichen Augenzirkel, einen halb rothen, halb schwärzlichen Schnabel, lange Beine, runde Füße und schwarze Nägel.

Die Schwalben verlassen zum Theil die Abendländer, wenn die Zeit kommt, worin die Insekten sich verlieren, die ihnen zur Nahrung dienen; sie ziehen dann, gleich andern Zugvögeln, nach wärmern Himmelsstrichen, wo das Leben der kleinern Thierwelt sich in fast ununterbrochenen Kreisen herumtreibt. In der Levante sieht man sie bald mehr bald weniger häufig.

Die Kraniche entfliehen im Herbste den entferntesten Nordländern des Okzidents, und suchen dann die wärmern Gegenden des Orients und Südens zu erreichen. So kommen sie auch nach Szio's Gestaden. Das Klima dieser Insel ist so

schön, daß sie auf ihr häufig bis zum kommenden Frühling verweilen können.

Wer kennt die alte Fabel von den Kranichen bei den griechischen Dichtern nicht, die auch Aristoteles erzählt? Sie kamen jährlich in regelmäßigen Haufen an die Quellen des Nils an, um die Pygmäen zu bekämpfen, eine Art Zwerge, die auf kleinen Pferden ritten und Höhlen bewohnten. Plinius schildert dieselben Menschen mit Pfeilen bewaffnet, auf Widdern reitend, und läßt sie im Frühjahr von den indischen Gebirgen, auf denen sie wohnten, herabsteigen, um nach dem orientalischen Meer zu kommen, drei Monate lang den Krieg gegen diese Vögel zu führen, ihre Eier zu zerbrechen, und ihre Kleinen wegzunehmen. Sonst könnten sie, setzt er hinzu, den immer zahlreichern Schwärmen der Kraniche, die die Pygmäen endlich sogar unterdrücken würden, nicht widerstehen. Die Deutungen, die man dieser Mythe in den neuern Zeiten gegeben hat, sind nicht minder bekannt.

Von Reihern giebt es verschiedene Arten hier, am meisten doch die gemeinen, die beständig in diesen Gegenden zu verbleiben scheinen. Sie haben im Orient ihre Natur nicht verändert; auch hier stellen sie, wie Büffon sagt, das Bild dieses Lebens voll Leiden, Angst und Dürftigkeit dar. Ganze

Stunden bringen sie nämlich, ja ganze Tage auf einer und derselben Stelle zu, und zwar so unbeweglich, daß man zweifeln sollte, ob sie belebte Wesen seyen. Sie scheinen gleichsam eingeschlafen zu seyn, stehen mit einem Fuß auf einem Steine, halten den Leib beinahe aufrecht. Der Hals ist längs der Brust und dem Bauche gebogen, der Kopf und der Schnabel liegen zwischen den Schultern, und wenn sie ihre Stellung verändern, so thun sie dies, um eine noch unnatürlichere anzunehmen, indem sie sich in Bewegung setzen. Der Hinterhalt ist ihr einziges Erwerbsmittel.

Die Störche gehören zur Charakteristik einer Landschaft im Orient; man findet sie da überall. Es sind heilige Thiere, die jeder Muselmann achtet, und an die sich darum auch niemand zu vergreifen untersteht. Glück und Segen bringen sie, wie der Pöbel glaubt, über die Familieen, und mancherlei Gefahren wendet ihre Gegenwart von den Häusern ab. Alles dies macht sie auch im Zustande der Freiheit zahmer und sorgloser als andere wilde Vögel. In der Levante zieht man sie aber außerdem noch häufig als nützliche Hausthiere auf, und da begegnen sie einem nicht selten auf den Höfen und Hausfluren mitten unter Hühnern, Enten, Katzen und Hunden.

Die Hänflinge sind Zugvögel im Archipel. Sie kommen in zahlreichen Schaaren zur Obstzeit an, und stürzen gierig auf die Gärten und Weinberge. Man kann sie in braune und rothe eintheilen. Die erstern haben einen, mit einem aschgrauen und schwarzen Gefieder bedeckten Kopf, schwarzen mit roth gemischten Rücken, eine weiße Brust, einen gelblichen Schwanz. Der obere Theil der Kehle und der Rand der Fittige sind röthlich, die Füße braun. Die andern, welche etwas kleiner sind, sind am Obertheile des Kopfs und an der Brust lieblich roth gefärbt, die Federn auf dem Rükken und am Schwanze sind aschgrau, am Ende weiß, die Füße schwarz, der Schnabel kurz mit konischen Rändern und einem spitzigen Ende. Eine künstliche Kehle und reine Stimme sind diesen besonders eigen.

Die Sperlinge, diese so fruchtbaren kühnen Schmarotzer, sind im Orient, so wie überhaupt überall, wo Fruchtbarkeit herrscht, zu Hause, wie bei uns. In Szio wimmelt's selbst in der Stadt von ihnen; aber wenn sie auch vielen Schaden thun, sind sie hier doch auch doppelt nützlich: denn der milde Himmel trägt außerordentlich zur Vermehrung der Insekten bei.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Der Häher. — Die Staare. — Die Dohlen. — Die Nebelkrähen. — Die Mantelkrähen. - Die Raben. — Der Phönikopteros. — Anekdoten von diesem Vogel. — Schwäne. — Mangel an zahmen Gänsen. — Ursachen der Vernachläßigung der Gänsezucht in Szio. — Wilde Gänse und Enten. — Tauben. Die Holztaube. Die Turteltaube. — Fasane und Auerhähne. — Zughühner. —

Ende August's kommt, wie die meisten andern Zugvögel, auch der Häher in Szio an; ein seiner Schönheit wegen so merkwürdiger Vogel. Sein Gefieder hat eine prächtige blaue Schattirung an den Flügeln, und über der Stirn prangt bei ihm ein aus kleinen schwarzen, blauen und weißen, sehr weichen und seidenartigen Federn gebildeter Busch, den er nach Willkühr aufrichten und niederlassen kann. Seine Füße haben eine ins Fleischfarbige fallende braungraue Farbe. Er lebt besonders von Baumfrüchten; aber zahm gemacht, gewöhnt er sich leicht an alle Arten von Nahrungsmitteln. Allezeit aber erscheint er als sehr gefräßig, und auch hier bemerkt man zuweilen die seltsame Gewohnheit, das, was er gesammelt hat, und nicht aufzuzehren vermag, in die Erde einzuscharren. Sein

Fleisch ist außerordentlich fett; aber wegen des sonderbaren Geschmacks, den es hat, für den Gaumen um nichts besser, als seine Gänsestimme für's Ohr.

Die Staare sind von einem Ende der Erde bis zum andern verbreitet; sie fehlen darum auch hier nicht. Man sieht sie besonders während des Winters. Die Farbe der Federn ist bei ihnen verschieden: einige sind z. B. durchaus schwarz, mit einigen kleinen Punkten um den Hals und den untern Theil der Brust; andere sind weiß-röthlich punktirt, auf einem braunen, in's Dunkelgrüne spielenden Grunde, mit einem Gemisch von Purpur und hellern Farben. In Szio pflegt man ihr Fleisch häufig zu essen, und doch ist es wenig wohlschmeckend, dabei hart, mager und schwarz. Dafür genießt man wieder andere Thiere nicht, die in den katholischen Abendländern für die Tafel geschätzt werden. Alles, wie es die Gewohnheit mit sich bringt. Indessen sollen die Staare, wenn sie sich von Feigen und Datteln genährt haben, noch einen ziemlich guten Geschmack bekommen.

Die Dohlen verlassen die Insel niemals; sie wohnen besonders in dem Gemäuer der Zitadelle und in verlassenen Gebäuden. Auch hier macht man sie bisweilen zahm, und zieht sie in den Häu-

fern, Höfen und Gärten auf. Sie lassen sich zum Sprechen und andern Spielwerken abrichten, und dienen zu vielen Späßen. Gall würd' es aus der Konstruktion ihres Seh-Organs deduziren, war- um sie eine so besondere Tendenz zu glänzenden Sa- chen offenbaren. Man weiß, daß man blendende Gold- und Silberarbeiten, Geldstücke, Edelsteine, Glaswaaren vor ihnen verbergen muß, wenn sie nicht von ihnen weggetragen und versteckt werden sollen. Das ganze Gefieder ist bei diesen Vögeln schön glän- zend-schwarz, und schillert in mannigfaltigen Far- ben. Der Schnabel ist ganz roth, und bildet ei- nen länglichen, gegen das Ende etwas gekrümmten Kegel, die Füße sind röthlich, die Krallen schwarz.

Die Nebelkrähen sind ebenfalls hier einhei- misch; aber die Mantelkrähen sind in Szio Zugvögel, die kommen und wiederkommen. Kopf, Flügel und Schwanz sind bei diesen mit einer schö- nen schwarzen Farbe bedeckt, die, an hellen Tagen betrachtet, bläuliche Stralen zurückwirft, und auf diesem schönen Schwarz macht ein weißgrauer Streif, der sich vorn und hinten von den Schul- tern bis an's Ende des Körpers erstreckt, einen an- genehmen Abstich.

Daß die Raben in Szio nicht fehlen, wird man leicht denken; aber wer erinnert sich nicht hier

an die wichtige Rolle, die sie im Alterthum spielten! Ihr trauriges Gefieder, ihr noch traurigeres Geschrei, ihr wilder Blick — ist es ein Wunder, daß man in ihnen weiland nur Unglücksverkündiger zu erblicken glaubte? Alle Umstände bei ihrem Flug, alle Verschiedenheiten ihrer Stimme — man zählte ihrer ganzer vier und sechzig — wurden genau erwogen, genau studirt, und was die Unglückspropheten geweißagt, dem Volke durch die Auguren offenbart.

Sie leben auf den griechischen Inseln von Würmern, Insekten, Baumfrüchten, besonders Feigen, Körnern und — Aas. Im zahmen Zustande nehmen sie jedoch mit allem vorlieb, was man ihnen darreicht. Auch sie lernen bekanntlich Worte nachsprechen. Sie sind zu gewöhnlich auch bei uns, um noch einer besondern Beschreibung zu bedürfen.

Zuweilen sieht man unter den Ufervögeln auch den Flamingo, bekannt bei den Griechen unter dem, von der Feuerfarbe seines Gefieders entlehnten, Namen: Phönikopteros. Ein herrlicher Vogel, von der Größe einer Gans, der manchmal von der Küste Afrika's sich bis an Griechenland's Gestade verfliegt. Er scheint jene Gegenden, wo er einheimisch ist, mit dem Anfange unsers Herbstes zu verlassen.

Bei

Bei den Alten findet man dieses Vogels als eines vorzüglichen Wildprets erwähnt. Als Kaligula so weit ausschweifte, daß er sich für einen Gott hielt, suchte er den Phönikopteros, nebst dem Pfau und dem Perlhuhn, zu den kostbaren Schlachtopfern aus, die man seiner Gottheit darbringen sollte. Philostrat zählt ihn unter die Leckerbissen der Tafel; und Apizius, dieses berüchtigte Leckermaul, gab, da er an der Zunge des Phönikopteros den Geschmack entdeckte, der sie seit der Zeit zu einem Lieblingsbissen machte, mit Ausführlichkeit die Art und Weise ihrer besten Zubereitung an. Lampridius setzt es unter die Zahl der Ausschweifungen vom Kaiser Heliogabal, daß er auf seiner Tafel Schüsseln, mit den Gehirnen und Zungen der Flamingo's gefüllt, erscheinen ließ. Sueton erzählt, daß bei Vitellius, der die Leckerbissen aller Welttheile vereinigte, zu gleicher Zeit, bei seinen festlichen Gelagen, die Lebern von Lippfischen, die Milchen von Muränen, die Gehirne von Fasanen und die Zungen von Flamingo's aufgetragen wurden. Dieser Kaiser hielt bisweilen viermal an einem Tage Mahlzeit, und kam durch Brechmittel seiner Unmäßigkeit zu Hülfe. Juvenal (Satyr. IX.) wirft den Römern ihren plündernden Luxus und die Sitte vor, ihre Tafeln

mit seltenen Vögeln aus Szythien, und mit dem herrlichen Phönikopteros zu besetzen. Martial läßt diesen Vogel sagen: daß sein Gefieder die Augen der Römer entzückt habe, daß seine Zunge aber die Beute der Leckermäuler geworden sey.

Dat mihi penna rubens nomen; sed lingua gulosis
Nostra sapit: quid si garrula lingua foret?

Der Schnabel ist bei diesem schönen Vogel ganz ungewöhnlich gebildet, platt und in der Mitte nach oben zu gebogen, unten wie ein breiter Löffel dick und viereckig. Die Beine sind von unnatürlicher Länge. Der lange und dünne Hals, der hochbeinige, obgleich in Verhältniß der Höhe sehr kleine Leib bieten eine Gestalt dar, die ein äußerst bizarres und auffallendes Ansehen gewährt. Mehrere beisammen zu sehen, ist ein schönes Schauspiel. Ihre Nahrung besteht in Fischen, Wasserinsekten und Schnecken.

Schwäne kommen von Zeit zu Zeit aus dem Norden bis in die Gegend von Szio; doch ist ihr Aufenthalt nie von Dauer: sie scheinen nur auf einige Zeit der starrenden Winterkälte entfliehen zu wollen. Sie leben auch hier von Fröschen, Wasserinsekten und Wassergewächsen. In diesem Vogel erblickt man ein wahres Meisterstück der Natur: denn

kaum hat sie über irgend eine andere Gattung so viele edle und entzückende Reize, die uns an ihre schönsten Werke erinnert, ausgebreitet. Sein wohlgebauter, majestätischer Körper, das glänzende, reine Weiß seines Gefieders, seine runden Formen, seine zarten Umrisse, die Anmuth seiner Gestalt — Alles ist schön an ihm. Niemand wagt es darum, sein Leben, seine Freiheit anzutasten: man scheint Achtung zu haben gegen seine sanfte Gemüthsart, seine unschuldigen Sitten, seine Friedfertigkeit.

Euripides legt in seinem Orest (5ter Akt) der Helena das Epitheton Schwanengestalt bei, um ihre Schönheit zu schildern, indem er zugleich auf ihre mysteriöse Geburt anspielt. Alles rechtfertigt an diesem Vogel die Wahl, welche der mächtigste der Götter in seiner Gestalt traf, um einer der holdesten, so wie der berühmtesten Frauen des Alterthums das Leben zu schenken. Horaz spannt Schwäne an den Wagen der Venus; und in der That verkündigt nicht alles Wollust und Liebe an diesem Vogel?

Quae Gnidon . . . .
Fulgentesque tenet Cycladas, et Paphon,
Junctis visit oloribus.

Carm. Lib. III.

Zahme Gänse sucht man im Archipelagus, so wie in Klein-Asien vergebens; sie sind aber auch schon in Unter-Italien, Sardinien und Sizilien selten. Wilde Gänse sieht man zwar, aber man läßt sie als Zugvögel in Ruhe, und giebt sich nicht die mindeste Mühe, sie zu nützlichen Hausthieren zu erziehen. In einigen Gegenden des festen Griechenlands finden sie sich wohl, aber doch auch eben nicht häufig; mehrere Vornehme und Reiche halten sie da zum Vergnügen in Teichen, wie bei uns die Schwäne.

Aber was mag die Ursache seyn, daß man in diesen Gegenden die Gänsezucht so vernachläßigt, so wenigen Werth auf diese bei uns so hoch geachteten Vögel zu legen scheint? Waren sie es nicht, die einst Rom vom Untergang, von Plünderung raubsüchtiger Gallier retteten, denen die alten Weltherrscher, dankbar ihre Wachsamkeit ehrend, eine jährliche Summe aus dem öffentlichen Staatsschatz zu ihrem Unterhalt aussetzten, während die Hunde zur nämlichen Zeit nur mit Peitschenhieben traktirt wurden? (Est et Anseri pervigil cura, Capitolio testata defenso per id tempus canum silentio proditis rebus; quamobrem cibaria Anserum censores locant. Eadem de causa supplicia annua canes pendunt inter aedem Ju-

ventutis et Summani, vivi in sambucea arbore fixi. *Plin. hist. nat.* Lib. X. c. 22.) Giebt sie nicht darum auch Kolumella als die besten und sichersten Wächter einer Meierei an (Lib. VIII. c. 33 de re rustic.)? Welche geringe Mühe kostet es, sie aufzuziehen; wie wenig, um sie zu ernähren; und wie gut und fett ist nicht bei uns ihr Fleisch; wie köstlich sind nicht ihre Federn und Flaumen, durch deren Wärme sie das Menschengeschlecht gegen die Strenge der Witterung schützen helfen!

Oekonomen, große Oekonomen, wie bei uns, die es einer sorgfältigen Erwägung unterwerfen, was dazu dienen dürfte, die Landwirthschaft in Aufnahme zu bringen, den Viehstand zu vermehren, den Ackerbau zu vervollkommnen, giebt es überhaupt nicht in der Levante, und kann es auch, den obwaltenden Umständen nach, nicht wohl geben. Gärtnerei wird hier mehr des Vergnügens als des Nutzens wegen, und immer nur im Kleinen, getrieben; und mit dem Landbau beschäftigen sich nur arme, geringe Personen, die von den Aeckern nur so viel bestellen, als sie zu ihrem Unterhalt und zu ihrer Erhaltung nöthig haben. Wenn wir auf der Insel Szio alles Land möglichst angebauet finden: so ist dies nur daraus zu erklären, daß es hier nicht

an Menschenhänden gebricht, wie in andern Provinzen der Türkei, die starke Bevölkerung vielmehr die sorgsame Benutzung des Erdreichs nothwendig macht.

Verständige Pächter, reiche Güterbsietzer und Landeigenthümer, die ihre Unternehmungen im Großen trieben, fehlen auch in Szio. So viel darum auch in der Landwirthschaft bei den Griechen zu verbessern wäre, so bleibt doch alles bei'm Alten. Die Fortschritte, die man in den neuern Zeiten bei uns in diesem so hochwichtigen Zweige der Wissenschaften und der Industrie gemacht hat, haben hier gar keinen Einfluß gehabt. Reisende unter den Griechen, welche die Abendländer besuchen, bekümmern sich da am allerwenigsten um den Zustand und die neuesten Entdeckungen in der Oekonomie. Das ist auch ganz natürlich: denn Griechen, welche so weite Reisen machen, beschäftigen sich zu Hause gewiß nicht mit der Landwirthschaft. Die Armen aber, welchen die Kultur des Bodens überlassen bleibt, haben weder Geld noch Zeit, sich mit Spekulazionen zu befassen. So bleibt darum in diesem Stück Alles, wie es einmal ist.

Es würde darum eben gar nicht auffallend seyn, wenn wir, bloß wegen Vernachläßigung dieses Zweiges der Landwirthschaft, im Archipelagus keine

Gänse anträfen. Aber es sind noch andere Gründe vorhanden, warum man eben nicht geneigt ist, sie zu zähmen, und in den Häusern und Höfen der Levante aufzuziehen. Erstlich hat die Erfahrung gelehrt, daß ihr Fleisch hier lange nicht so wohlschmeckend ist, als bei uns. Dann aber giebt es auf den Inseln einen solchen Ueberfluß an den verschiedensten Gattungen des guten Vogelwildprets, daß man die Gänse nicht zu Hülfe zu nehmen braucht. Ueberdies entfernt die milde Temperatur des hiesigen Klima's das Bedürfniß der Flaumen von den Betten. Endlich sind die Hunde in Griechenland so wachsam, daß sie sich darin von den Gänsen nicht leicht den Rang abgewinnen lassen. Aber Diebstähle sind in der Türkei überhaupt eben nicht häufig, und wo sie von wirklichen Räubern ausgeübt werden, möchten weder Hunde noch Gänse viel helfen.

Zahme Enten erblickt man schon eher bei den Griechen; aber ihre Anzahl ist nichts gegen die Menge dieser Vögel, welche schaarenweise wild auf den Inseln anlangen. Die unterscheidenden Charaktere der verschiedenen Arten, die man am häufigsten in Szio antrifft, sind folgende:

Bei einer derselben haben Kopf, Kehle und die Hälfte des Halses eine glänzend grüne, in's Violette

spielende Farbe, mit einem engen weißen Gürtel in der Gestalt eines Ringes. Der Untertheil des Vorderhalses und die Brust sind von einem dunkeln Kastanienbraun. Der Schwanz ist schwarz und spielt in's Dunkelgrüne; über die Flügel zieht sich ein breiter violetter Streif, der in's Grüne spielt, mit weißen Flecken, die eine schmale Binde bilden. Der Schwanz ist schwarz und spielt in's Grüne, am Ende ist er graubraun und weiß. Der Schnabel ist gelbgrünlich, die Beine, Füße, Klauen und Häute sind orangegelb, die Nägel der drei Vorderklauen schwarz, und die der Hinterklauen röthlich.

Das Weibchen ist kleiner; sein Gefieder ist gemischt braun und grauröthlich. Die Flügel sind mit zwei violetten querübergehenden Streifen versehen, der halbe Oberschnabel ist röthlich und schwarz gefleckt, der Unterschnabel durchaus röthlich.

Bei einer andern Art ist das ganze Gefieder schwarzbraun, auf dem Rücken mit Grün vermischt, mit einem breiten weißen Flecken auf den Flügeldecken. Vorn am Kopfe befindet sich ein Flecken nackter Haut, der roth und mit Wärzchen besetzt ist, die Backen bedeckt, sich bis hinter die Augen ausdehnt, und an der Wurzel des Schnabels zu einem rothen Auswuchs, der einer Kirsche ähnlich ist, anschwillt. Das Männchen hat hinter dem

Kopfe einen Bund Federn, der einen Büschel bildet, und dieser fehlt dem Weibchen.

Eine dritte Art ist diejenige, die Linné mit dem Namen der treuesten der Gattinnen, die Homer besang, nämlich als Penelope bezeichnet. Der Wirbel des Kopfs ist bei diesen Enten roth-fahl, der Rücken und der Schwanz sind querüber weiß und schwarz zickzack gestreift. Die Flügel sind schwarz und spielen in ein schönes Goldgrün. Die Brust und der Leib sind weiß, die Schwanzfedern nach der äußern Seite zu lieblich schwarz, und gegen die Mitte aschgrau mit einigen weißlichen Linien. Der Schnabel, die Beine und Füße sind bleifarbig, die Nägel haben ein schwarzes Kolorit.

Eine vierte hat den Kopf dunkelbraun und weiß, eben so sind auch Brust, Rücken und Seiten mit diesen Farben geschmückt. Die Flügel sind mit drei Streifen bezeichnet, wovon der eine weiß, der andere schwarz, und der dritte schön röthlich-kastanienbraun ist. Die Füße sind gelblich, schwarz hingegen Schnabel und Klauen.

Als fünfte muß die sogenannte Löffel-Ente genannt werden. Die Farbe des Kopfs fällt in's Schwarzviolette, und an ihm funkeln ihre schönen Augen mit dem lieblich-gelben Augenzirkel. Die Federn am Hintertheile des Kopfes sind lang und

bilden einen Büschel, der rückwärts hängt. Der Obertheil des Rückens und die Schulterfedern sind schwarz; der Untertheil des Rückens und der Schwanz sind dunkelbraun und dunkelgrün vermischt. Die Brust und der Obertheil des Bauchs sind silberweiß, alles übrige ist glänzend-braun und schwärzlich. Der Schnabel ist aschgrau und dunkelblau, die Spitze schwarz, die Beine und Füße sind bleifarbig, die Häute und Nägel schwärzlich. Diese Art Enten lebt allezeit längs den Meeresufern.

Endlich erwähne ich noch eine andere kleinere Art, deren Unterscheidungszeichen in folgendem bestehen: die Federn auf dem Wirbel des Kopfs sind kastanienbraun und am Rande rothbräunlich; über dem Halse befindet sich ein breiter goldgrüner Flekken, der sich längs diesem Theile auf jeder Seite ausdehnt. Die Kehle ist braun, der Obertheil des Rückens weiß und schwarz gestreift. Der Schwanz ist schwarz, spielt in's Goldgrüne und hat einen rothbräunlichen Rand. Der Untertheil der Brust und der Leib sind weiß, der Schnabel und die Nägel schwarz, die Beine, Füße und Häute grau.

Wilde Tauben stellen sich in so ungeheurer Menge auf der Insel ein, daß man sie auf dem Basar um die wohlfeilsten Preise verkauft, und

eben darum kaum daran denken mag, einige Sorgfalt auf Anlegung von Taubenschlägen in den Häusern die zu legen. Sobald man anfängt, die Felder zu besäen, d. i. gegen Ende Oktobers, erscheinen Holztauben in zahllosen Flügen und werfen sich gierig auf die Aecker. Der Landmann scheint einen großen Theil seines Getreides nur für sie ausgestreuet zu haben. Die Hauptfarbe ihres Gefieders ist hier aschgrau in's Bläuliche fallend, die Kehle schillert in ein glänzendes Goldgrün, der Hintere ist mit weißen Federn bedeckt, die Flügel sind aschgrau mit einem doppelten schwarzen Querstreifen. Der Schwanz ist gleichfalls aschgrau, an seinem Ende aber schwarz. Die Beine sind scharlachroth, der Schnabel schwarz, die Nasenlöcher weißlich.

Man weiß, daß die Holztauben die Stammmütter aller durch Zähmung und häusliche Auferziehung hervorgebrachten Arten dieses Vögelgeschlechtes sind. Darum verdienen sie in allen Ländern die besondere Aufmerksamkeit der Naturforscher. Sie sind hier Zugvögel, die sich unter einem so üppigen Himmelsstriche leicht mästen, und eben darum ein sehr fettes Fleisch haben. Anders verhält es sich hingegen mit den wilden Tauben, die das ganze Jahr hindurch auf der Insel bleiben, und in den Ufergebirgen und Felslöchern nisten: sie ge-

währen nur ein trockenes, hartes Essen, und werden darum wenig gesucht.

Die Turteltauben sind ebenfalls Zugvögel. Kopf und Hals sind bei ihnen oben aschgrau, die Flügeldecken dunkelbraun und röthlich gemischt, der Vorderhals und die obere Brust sind röthlich, der Untertheil der Brust und die Seiten sind braungrau, die Federn unten am Schwanze und an den Beinen, so wie am Bauche, sind weiß, die Schwungfedern der Flügel braun und am Ende weiß eingefaßt, die des Schwanzes sind oben braungrau mit weißer Spitze. Die Füße sind roth, die Nägel schwarz, der Schnabel ist bläulich-braun, der Augenzirkel gelblich. Im Frühling halten sich die Turteltauben gegen drei Wochen in Szio auf, dann ist ihr Fleisch mager und wenig schmackhaft. Ende August's aber kehren sie wieder hierher zurück, fett und gut gemästet. Alsdann ist die Zeit, worin von den Griechen Jagd auf sie gemacht wird. Man macht sie in großen Gefäßen mit Weinessig ein, so wie die Wachteln.

Fasane sieht man während des Winters. Die Kälte treibt sie aus den Wäldern Thessaliens, wo sie in großer Menge vorhanden sind, nach dem Archipelagus. Dann ist hier ihre Jagdzeit. Im Sommer, ja sobald die strenge Witterung etwas nach-

läßt, sind alle wieder verschwunden. Treten anhaltende Fröste ein, so zeigen sich auch nicht selten Auerhähne, jedoch ebenfalls nur auf kurze Zeit.

Zughühner mannigfaltiger Art langen in zahlreichen Schwärmen jährlich in Szio an; aber außer ihnen giebt es auch mehrere Arten wilder Hühner, die niemals sich von dem schönen Eiland trennen. Sie nähren sich hier von Nüssen, Kirschen, Oliven, Feigen, Eicheln und andern Baumfrüchten, schwärmen auch haufenweise auf den Feldern und in den Gärten herum. In der schönen Jahreszeit giebt es keinen Platz auf der Insel, den sie nicht von Zeit zu Zeit durch ihre Gegenwart belebten; im Winter nähern sie sich mehr der Stadt und den Dörfern, überall schmarozirend, wo es nur angeht. Man muß sie niederschießen, um sich gegen den großen Schaden sicher zu stellen, den sie anrichten. In den Obsthainen sind sie insonderheit die unbarmherzigsten Verwüster: nichts bleibt von ihnen verschont. Sie begnügen sich nicht damit, so viel Früchte den Bäumen zu rauben, als sie zum täglichen Unterhalt nöthig haben; sie errichten auch ansehnliche Magazine davon, die sie in die Erde vergraben. Wenn dann auch die Bäume schon entblättert da stehen, haben sie doch Vorrath genug, um lange davon noch zu zehren. So

verborgen auch die Orte sind, die sie zu ihren Fruchtkammern erkohren haben, immer wissen sie dieselben, wenn es nöthig thut, wiederzufinden. Sie müssen ein starkes Lokalgedächtniß haben.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Die Klostergärten bei Neamoni. — Die vornehmsten Gartengewächse und Bäume in Szio. — Der Rosenstock und die Rosenzeit. — Die Brustbeerbäume und die Zypressen. — Der Birn- und Apfelbaum. — Die Feigen und der Feigenbau. — Die Dornkirschbäume und der gemeine Kirschbaum. — Pfirsichen und Aprikosen. — Lorbeerbäume und Zitronenstämme. — Granaten. — Salbei und magenstärkendes Zuckerwerk. — Oel- und Mandelnbau. — Die Zistenrosen und das Ladanum. — Maulbeerbäume und Orangen. — Besuch der Klosterbibliothek in Neamoni. — Unwissenheit der griechischen Kaluger. —

Man muß Neamoni nicht verlassen, ohne die Klostergärten zu besuchen. Ist man Liebhaber von Bäumen und Pflanzen, so findet man unter den Mönchen viele gefällige Demonstratoren. Je weniger Gelehrte sie sind, desto größere Gärtner dürften sie genannt werden können. Ich will kurz erzählen, was mir hier als merkwürdig vorkam. Das wird mir Gelegenheit geben, über manches, was in den Gärten dieser Insel am häufigsten angetroffen wird, mich etwas umständlich auszulassen.

Der Rosenstock ist bei den Szioten ein wichtiger Zweig sorgfältiger Kultur. Bei uns zieht man ihn mehr des Prunks, Wohlgeruchs und Vergnügnügens wegen; hier nimmt man mehr dabei auf seinen Nutzen Rücksicht. Aber auch welch' ein Unterschied zwischen den Rosenbäumen in Szio und denen in Deutschland! Nichts schöner als in ihrer Blüthenzeit das Eiland zu besuchen. Ihr köstlicher Duft füllt alle Räume an, und selbst auf die nachbarlichen Wellen des die Gestade umfluthenden Meeres scheint er sich ergossen zu haben. Und tritt man nun in die Gärten — welch eine prachtvolle Augenweide erwartet einen da nicht! Rosen siehst du in dieser Jahrszeit, wohin du auch blicken magst: am Busen der Mädchen wie auf dem Haupte der Frauen; auf den zahllosen Balüstraden so wie auf den Dächern; in den Fenstern so wie in den Stuben; in den Händen der reizenden Schönen, wie in denen der liebeschmachtenden Jünglinge. Mit zart geringelten Guirlanden dieser Blumen bewerfen dich, wo du dich auch nur in den Straßen blikken lässest, der jungen Sziotinnen muthwillige Schaar; mit Rosenkränzen siehst du dich behangen, so oft du einen Besuch abstattest. Ja, fürwahr! Szio ist das wahre Rosenland.

Man pflückt und sammelt diese Königinn der

Blumen hier in erstaunlicher Menge, besonders wenn die Blätter anfangen abzufallen. Es ist eine Lust anzusehen, wie da Jung' und Alte überall beschäftigt sind, mit einer der schönsten Arbeiten; wie Alles emsig einem Geschäft obliegt, das so trefflich mit dem milden Charakter des Klima's und der Landschaft harmonirt. Die Rosenlese ist das Rosenfest der Insel. Breite, auf dem Boden in den Gärten ausgebreitete, mit Rosenblättern überfüllte Tücher gleichen dann eben so vielen wohlriechenden rosenrothen Teppichen, und neben ihnen erblickt man aller Orten die thätigen Insulanerinnen, wie sie mit eiferiger Eil, gleichsam um die Wette mit einander, die Knospen entblättern. In den Raststunden beginnen häufig zierliche Tänzchen, durch Musikspiel und Gesang belebt, und nachher eilt darauf Alles wieder mit doppeltem Vergnügen hin zum lieblichen Blätterpflücken. Rosen und Rosenmädchen — was kann schöner zu einander passen?

Gegen Abend, sobald der feurige Sonnenguß verschwunden ist, und die ermattende Gluthhitze sich aufgelös't hat in anmuthige Kühle, begegnet man überall auf den Wegen nach der Stadt und den einzelnen Landwohnungen, Griechen und Griechinnen mit wohlgefüllten Körben, und selbst Esel mit Lasten von Rosenblättern beladen. Eine neue Arbeit beginnt

nun

nun in den Häusern. Man destillirt und filtrirt, man trocknet, man stampft die geerndteten Blätter, und Rosenhändchen und Rosenfinger wühlen nur in Rosenhaufen. Auch deine Hülfe nehmen sie dankbar an, Fremdling! die reizenden Arbeiterinnen, und wer könnte so phlegmatisch seyn, hier nicht herzuzufliegen!

Man verfertigt Rosenwasser, bald mehr bald weniger stark, man bereitet allerlei Essenzen aus eben diesen Blumenblättern. Der in der Levante so sehr gesuchte Rosenzucker wird in erstaunlicher Menge in Szio fabrizirt, und ein Haus übertrifft das andere oft noch in der Kunst seiner Veredlung. Manchmal wird er auch mit Süßigkeiten oder mit mancherlei pikanten Gewürzen vermischt. Auch das sziotische Rosenöl ist vortrefflich.

Die Naturforscher geben die Insel **Kreta**, und insonderheit das Gebiet ihrer Hauptstadt **Zydon**, für das Vaterland des **Quittenbaums** an; aber man könnte eben so gut unser Eiland dafür annehmen. Er wächst und gedeiht auf eine ausgezeichnete Art unter Szio's Himmel. Man hat bisweilen ganz vorzüglich die portugiesischen Quitten gerühmt und behauptet, daß sie fast alle andere an Größe überträfen; aber man sehe doch auch die

griechischen. Nicht selten giebt der Baum hier Früchte, die zwei bis drei Ocken wiegen.

In den meisten Gärten sieht man den Brustbeerbaum (sébestier), dessen ovale und kleine oliven-gleiche Früchte auch in Apotheken mit Nutzen zu Heilmitteln angewandt werden. Sie halten ein vortreffliches Harz in sich, das als Vogelleim in der ganzen Levante bei der Jagd gebraucht wird.

Die Zypressenbäume können als etwas Charakteristisches einer morgenländischen Gegend betrachtet werden; auch in den Umgebungen des Klosters Neamoni prangen einige mit stolzer Pracht. Man hüte sich, von den Sträuchen, welche wir in unserm Klima ziehen, und Zypressen nennen, auf die orientalischen Riesen gleiches Namens einen Schluß zu wagen. Haben wir etwas ihnen Aehnliches, so sind es Eichbäume, die anfangs konisch gezogen worden waren, seit vielen Jahren aber ihre Zweige behalten hatten.

Schon bei den alten Griechen und Römern war der Zypressenbaum ein Sinnbild der Trauer; eben das ist er auch bei den Neugriechen geblieben, so wie er es auch bei den Muselmännern darstellt. Man bemerkt ihn in der Levante selten in Wäldern, am häufigsten aber in der Nähe von Pallästen und

auf Todtenäckern. Er bezeichnet in der Türkei die Gräber der Türken vorzugsweise, damit diese auch selbst nach dem Tode noch geehrter seyen, als die ihnen unterthänigen Gauern.

Die Zypressen werden im Orient so alt wie die Eichen, und man findet deren oft, die sechs Fuß im Umfang, und eine verhältnißmäßige pyramidalische Höhe haben. Ein schöner Wuchs, ein beständiges Grün, die lange Dauer, ein fast unzerstörbares Holz . . . . . . Alles das sind Vorzüge, die diesen Bäumen in einem hohen Grade zukommen. Wäre es in der Türkei Sitte, Alleen an den Heerstraßen oder in den Parken zu pflanzen — kein Baum würde sich besser dazu schicken, und wie viel würde dadurch nicht noch zur Verschönerung der Gefilde beigetragen werden! —

Die wilde Gattung des Birnbaums (pyrus), die Mutter so vieler Spielarten, wächst überall. Ihre herben und trockenen Früchte lassen sich durch die Kunst in die schmackhaftesten der zahlreichen Arten verwandeln, die zu den vorzüglichsten Annehmlichkeiten unserer Gärten gehören. Im Orient macht man sich jedoch eben nicht viel aus Birnen; man hat der andern Früchte, die hier gewissermaßen weniger Pflege erheischen, so viele, daß man sie ganz entbehren könnte.

Eben so verhält es sich auch mit dem Apfelbaum (malus), der mit dem Birnbaum von gleichem Ursprunge ist, und dieselben Verschiedenheiten in Ansehung seiner Früchte zeigt. Sie werden hier weniger geschätzt als irgendwo, und man läßt sie gern den Vögeln zur Speise.

Die Feigen gehören, wie schon mehrmals erinnert, zu den Hauptprodukten der Insel. Es werden hier, so wie an den meisten Orten des Archipelagus, zwei Arten derselben gezogen. Die erstere heißt Ornos, von dem griechischen Worte Erimos; es ist die wilde Feige (caprificus), die überall wächst, sowol in den Wäldern als auf den Aeckern; in den Thälern wie in den Ebenen. Die zweite ist die zahme oder Gartenfeige (ficus). Ihre Fruchtbarkeit ist außerordentlich groß; hätten die Bäume nicht so starke Stämme und Aeste, so würden sie häufig unter der schweren Last der Früchte erliegen müssen.

Die wilden Feigenbäume, deren Zahl Legion aller Orten ist, tragen dreierlei Arten von Früchten. Ihre besonderen Namen sind bei den heutigen Griechen Fornites, Kratitires, und Orni. Sie werden mit großem Vortheil angewandt, die zahmen Feigen zur frühen Zeitigung zu

bringen. Schon Tournefort hat die Methode beschrieben, wie dies bewerkstelligt wird; sie ist unter der Benennung Kaprifikazion bekannt.

Diejenigen Früchte, welche Fornites genannt werden, kommen im August zum Vorschein, und dauern bis zum November, ohne zu zeitigen. In ihnen wachsen kleine Würmer oder Insektenlarven, aus denen eine ganz besondere Art Mücken hervorkommt, die man nirgends als um diese Bäume antrifft. Im Oktober und November stechen diese geflügelten Insekten aus eigenem Instinkt die an den nämlichen Stämmen befindlichen Früchte, welche in Griechenland unter dem Namen Kratitires vorkommen. Diese sind erst Ende Novembers zum Vorschein gekommen, während die von den Mücken indessen durchbrochenen und verlassenen Fornites nach und nach von selbst abfallen. Die Kratitires bleiben im Gegentheil bis in den Mai an den Bäumen, und die Insekten haben ihre äußere Schale darum mit ihren Rüsseln durchbohrt, um sich einen bequemen Raum in ihnen zu bilden, in welchem sie eine sichere Niederlage für ihre Eier finden könnten.

Im Monat Mai fängt nun endlich die dritte Frucht, an dem nämlichen wilden Feigenbaume, der die beiden andern Arten getragen hatte, an,

hervorzukommen, während die in den Kratitires eingeschlossenen Eier ihrer Reife und Entwickelung nahe sind. Diese letzte Frucht ist viel größer, als die beiden andern, und heißt, wie oben gesagt worden ist, Orni. Hat sie eine gewisse Größe erlangt, und fängt sich das Auge derselben zu öffnen an, so wird sie an diesem Theile wiederum von den, aus den in den Kratitires verborgenen Eiern indessen hervorgekrochenen Mücken angestochen. Diese sind im Stande, von einer Frucht zur andern zu kommen, und legen so in den Orni ihre Eier ab.

Bisweilen trägt es sich zu, daß die Mücken aus den in den Kratitires eingeschlossenen Eiern in einer Gegend der Insel etwas spät herausschlüpfen, während in eben diesem Quartier die Orni bereits so weit herangewachsen sind, daß es hohe Zeit für sie ist, die Mückenstiche zu empfangen, und die Eier dieser Insekten in sich aufzunehmen. Alsdann ist man eiligst beschäftigt, Kratitires von mehrerer Zeitigung in andern Quartieren des Eilandes aufzusuchen. Diese werden hierauf an dem Ende der Aeste aller der Feigenbäume befestigt, deren Orni in voller Bereitschaft sind, von den Mücken angestochen zu werden. Verfehlt man diese Zeit, so fallen die Orni ab und die Mücken schlüpfen nachher aus den Kratitires aus und fliegen davon, an-

dere Orni aufſuchend, in welchen ſie ihre Eier niederlegen könnten.

Nur allein diejenigen, welche ſich auf den Feigenbau legen, kennen die rechte Zeit, ja ſo zu ſagen den rechten Augenblick, wann alles dieſes vorzunehmen iſt. Es gehört Kenntniß und Erfahrung dazu, ſonſt gelingt die Kaprifikation nicht. Die Feigenbauer in den verſchiedenen Diſtrikten der Inſel haben einander auf dieſe Weiſe häufig gegenſeitig nöthig; eben darum finden ſie ſich auch überall bereitwillig, einander Hülfe zu leiſten. Die Feigenerndte iſt hier zugleich etwas ſo Wichtiges, daß die Regierung ſelbſt darauf halten muß, daß ſolche Dienſte nicht verweigert werden. Aber es gehörte auch eine gute Doſis von Neid und Schadenfreude dazu, wenn die Landleute des einen Inſelquartiers hartnäckig bei der Noth der andern darauf beſtehen wollten, ihre Kratitires zu behalten: denn ſie können dadurch gar keinen Nachtheil leiden, daß ihre Bäume einiger derſelben beraubt werden. Nie pflückt man nehmlich alle ab, und es bleiben immer Kratitires genug hängen, um die Orni zur gehörigen Reife zu bringen.

Dieſe drei Arten von Früchten bei den Feigenbäumen, nehmlich die Fornites, die Kratitires und die Orni, ſind eben nicht gut zu eſſen. Vortrefflich

dienen sie aber, die Früchte der zahmen Feigenbäume reif zu machen. Das geschieht nun auf folgende Art: Im Junius und Julius nehmlich nehmen die Griechen die Orni zur Zeit, da die Mücken im Begriff sind hervorzukommen, und tragen sie, so wie sie in der Frucht eingeschlossen sind, zu den zahmen Feigenbäumen. Verfehlt man diese rechte Zeit, so fallen die Orni an den wilden Feigenbäumen von selbst ab, und so auch die Früchte des zahmen oder Gartenfeigenbaums.

Die Insekten befördern hier durch ihre Stiche die Zeitigung der Frucht des zahmen Feigenbaums, das ist außer allem Zweifel. Wahrscheinlich geschieht dies dadurch, daß sie den Nahrungssaft zum Austreten bringen, indem sie seine Gefäße durch das Einlegen ihrer Eier zerreißen. Vielleicht geben sie auch außer ihren Eiern eine Art Saft von sich, der mit der Milch der Feigen in eine gelinde Gährung übergeht, und ihr Fleisch zarter macht. Der ganze Prozeß ist übrigens sehr merkwürdig und für den Naturforscher wirklich interessant.

Es ist lustig anzusehen, wie in dieser Jahrszeit die Szioten in den verschiedenen Gegenden ihrer Insel, worin der Feigenbau besonders blüht, allgemein mit Abschneiden und Anbinden der Orni beschäftigt sind. Ihr Eifer kennt in dieser Hinsicht

keine Gränzen: keine Mühe, keine Wege werden gespart. Aber es kommt auch viel darauf an, die kostbaren Momente nicht zu versäumen: denn der glückliche Erfolg der ganzen Feigenerndte beruht darauf. Alle Morgen wird schon in den ersten Frühstunden Generalmusterung gehalten bei allen Bäumen, und sorgfältig darauf gesehen, daß nur solche Orni zu den Gartenfeigen getragen werden, die noch gesund und wohl beschaffen sind, weil sonst die Mühe umsonst seyn würde.

Vermittelst der Kaprifikation werden hier die Früchte des zahmen Feigenbaums innerhalb vierzig Tagen zur Reife gebracht. In der That eins der kostbarsten Natur-Erzeugnisse der Insel. Schon frisch genossen sind sie ein gesundes, erquickendes und wohlschmeckendes Nahrungsmittel, und getrocknet vermehren sie noch mehr Szio's Reichthum. Feigen — Feigen sieht man hier Jahr aus Jahr ein; keine Mahlzeit fast wird ohne sie gehalten, kein Tag vergeht, wo man sie nicht genießt, und in allen Straßen, so wie auf dem Basar, wimmelt's von Feigenhändlern und Feigenverkäufern. Ihre Menge ist so groß, daß ganze große Schiffe damit befrachtet werden.

Der Orientale liebt alles Süße vorzüglich, darum ist diese Frucht seinem Gaumen ganz beson-

ders behaglich, und da sie so wohlfeil hier ist, so kann jeder nach Herzenslust sich damit sättigen. Brodt und Feigen nebst Wein, Gurken und Melonen, sind die Hauptspeisen der Landleute und Mönche nicht nur in Szio, sondern auch an den meisten andern Orten des Archipelagus. Sehr oft kann man sehen, wie Alles herbeiellt, sobald sich nur ein Esel mit Körben voll Feigen blicken läßt, um von einer so lieblichen Frucht etwas zu bekommen, und in welches Haus man auch treten mag, überall kann man nur dreist Feigen fordern: denn jedermann hat sie, und jedermann setzt sie gern vor.

Um die Feigen zu trocknen, legt man sie eine Zeitlang in die Sonne; hernach werden sie in den Ofen gebracht, um sie das Jahr über aufzubehalten. Eine erstaunliche Menge dieser getrockneten Feigen geht nach Smyrna und Konstantinopel; von dem erstern Orte verschicken ihrer die Kaufleute und Spedizionshändler nachher wieder viele nach Europa, besonders gegenwärtig nach Triest. Von da gehen sie dann zu Lande nach Deutschland. Manches Jahr lös't so Szio allein durch den Feigenhandel nach den abendländischen Ländern die Summe von mehr als 25000 Reichsthalern. Auch ein besonderer Liqueur wird hier aus diesen Früchten gebrannt.

Der Dornkirschenbaum (Ziziphus) ist aus der Levante nach den Abendländern gekommen. Er bedarf in Griechenland keiner Kultur, sondern vermehrt sich von selbst durch seine Früchte oder Wurzeln, die alljährlich neue Sprößlinge hervortreiben.

Der Kirschbaum (cerasus) wächst ebenfalls häufig wild, seltener wird er in den Gärten gezogen. Man vernachlässigt offenbar in der Levante, bei dem großen Ueberfluß an andern dem Klima besser angemessenen Früchten, den Kirschenbau; aber es würden vortreffliche Arten derselben entstehen, wollte man eine sorgsame Pflege anwenden. Alle Kirschen, welche man hier findet, sind indessen süß; die sauren Spielarten dieser Frucht gedeihen im Süden nicht. Lukull brachte bekanntlich bei seiner Rückkunft von dem merkwürdigen Feldzuge, der die Eroberung der Königreiche des großen Mithridates zur Folge hatte, diesen Baum von Zerasunt, der Hauptstadt des Pontus, zuerst nach Rom, von da er bis nach dem europäischen Norden nach und nach verbreitet wurde; aber auf griechischem Grund und Boden war er längst einheimisch.

In beträchtlicher Anzahl findet man einen Pflaumenbaum in den sziotischen Gärten, dessen Früchte eine blaßgrüne Farbe haben, dick, läng-

lich und wohlschmeckend sind. Sie gelangen im Julius zur Reife, und drei Wochen lang genießt man sie jährlich frisch. Ihrer Saftigkeit wegen sind sie ganz zu einem erquickenden Nahrungsmittel in den heißen Tagen dieses Klima's geeignet. Unsern Insulanern dienen diese grünen Pflanmen zu einem besondern Handelszweig. Sie schälen sie, trocknen sie an der Sonne, und verschicken sie nach Konstantinopel und Smyrna, wo sie, zu zwei Piastern die Ocke, verkauft werden, und starken Absatz finden.

Der Pfirsichbaum (persica) hat hier verschiedene Arten, deren Früchte bald größer bald kleiner, bald mehr bald minder saftig und süß sind. Eben so auch der Aprikosenbaum, dessen lateinischer Name, armeniaca, auf seinen armenischen Ursprung hindeutet; aus den Gebirgen des östlichern Anatoliens kam er nehmlich zuerst nach Griechenland, und von da weiter nach Italien und den übrigen Okzident. Am meisten werden von dem Orientalen diejenigen Aprikosen gesucht, die einen sehr pikanten Geschmack haben.

Die Lorbeerbäume (lauri), Kirschlorbeeren=(lauro-cerasi) und Zitronenbäume schmücken überall die Gärten! Die Früchte dieser Bäume, so wie die Zedrats, werden im Früh-

jahr und Winter von Szio in großer Menge nach Konstantinopel, Adrianopel und Smyrna verführt, wo sie zu einem wichtigen Gegenstand des Handels werden. Man schätzt die Summe, welche dieser Verkehr der Insel Jahr aus Jahr ein einbringt, zu einer halben Million Reichsthaler.

In Szio wird ein äußerst angenehmer köstlicher Sirup aus dem ausgedrückten Safte der Zitronen und Zedrats bereitet, den man am Feuer sich verdicken läßt, nachdem man ein wenig Zukker oder Honig beigemischt hat. Er wird in großer Menge verhandelt, besonders nach Konstantinopel, Smyrna, Kairo, und geht selbst in's schwarze Meer. Auch die Schalen dieser Früchte werden in Zucker und Honig eingemacht, und von hier aus durch den Handel in der ganzen Levante verbreitet.

Der Granatenbaum (punica, malum granatum) ist häufig als Gartengewächs anzutreffen, und man weiß die Aepfel auf mancherlei Art hier zu benutzen. Den Namen Punica legt ihm Plinius bei, weil man ihn zahlreich in den Umgebungen Karthago's antraf. Granat wird er hingegen wahrscheinlich daher genannt, weil er aus Granada zuerst nach manchen Gegenden gebracht wurde.

Die Salvia pomifera, eine besondere Art Salbei, wird stark gezogen. Die Szioten verfertigen aus den noch grünen Früchten und Auswüchsen ein in der Türkei sehr gesuchtes, eingemachtes Zuckerwerk, das besonders gut für den Magen seyn soll. Oft geschieht dies Einmachen auch in Honig. Diese süße, verdickte Konfitüre wird hier so stark verfertigt, daß die in Szio gezogene Salbei nicht dazu hinreicht, sondern man sie auch aus den benachbarten Inseln einführen muß.

Der zahme Olivenbaum ist, so wie der wilde, nicht selten; indessen verfertigt man doch im Ganzen nicht viel Oel. Die besten Erndten sollen ungefähr 200 Muids geben, wovon jede 400 Ocken hält. Die Ocke beträgt in Szio drei Pfund, zwei Unzen. Szio ist ganz dazu geeignet, die beste Art Oliven hervorzubringen, und eine Menge Oel von der reinsten und besten Sorte wird auch nach Triest und Venedig verführt; aber es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Kultur der Olivenbäume noch verbessert werden könnte. Kennte man überdies im Archipelagus die in der Provence und in Nizza hergebrachten Methoden in Ansehung der Pressen und übrigen Zubereitung der Oele, und wollte man sie allgemein annehmen; so würde von diesem kostbaren Produkt nicht nur eine größere Menge gewon-

nen werden, sondern es dürfte auch in der Güte den Oelen von Aix und Lukka nichts nachgeben.

Der Mandelbaum (amygdalus) zeigt sich hier in verschiedenen Arten, und bald mehr bald weniger häufig in den verschiedenen Distrikten. Er gewöhnt sich zwar auf dieser Insel an jedes Erdreich, kommt indessen am besten in leichtem Kalk- und Gipsboden fort. Da kann er ein Alter von mehr als funfzig Jahren erreichen. Es ist ein sehr reizender Anblick, eine Reihe von Mandelbäumen zu sehen, wenn sie gerade in der Blüthe stehen. Wie lieblich schillert nicht das junge glänzende Laub, welch' ein anmuthiges Farbenspiel gewähren nicht die rosigen weißen Blumen im frischen Blättergrün und unter diesem so schönen Himmel!

Man zieht den Mandelbaum aus dem Saamen, pfropft ihn zu Ende des zweiten Jahrs so weit unten als möglich, und verpflanzt ihn dann im vierten Jahre, zur Zeit, wenn der Saft einzutreten pflegt, an seinen bestimmten Ort. Noch einmal kann man ihn hier pfropfen; aber er trägt dann auch spätere Früchte. Schade, daß der Baum so empfindlich gegen die Kälte, so reizbar ist, daß ihm ein einziger rauher Tag gefährlich werden kann. Dieser Umstand mag wohl die Sziuten bewegen, sich mit weniger'm Eifer auf seine Kultur zu legen. Die Mandelschalen

geben ein gutes Brennmaterial ab, und aus der Asche ließe sich überdies noch Pottasche gewinnen.

Die schönen Sträuche der Zistenrosen, (cistus ladon, oder cistus ladanifera cretica), welche auch im Winter grün bleiben, blühen in sziotischen Gärten eben so gut, wie in den Wäldern der Insel. Bekanntlich verfertigen die Griechen daraus das ladanum, eine harzige Substanz, die man zum Gebrauch in den Apotheken bei uns aus der Levante kommen läßt. Schon zur Zeit des Plinius, Dioskorides und Belon war dieselbe sehr geschätzt, und noch gegenwärtig wird sie sehr stark im Orient zu Wohlgerüchen für die Damen und zu schlaferweckenden Zaubermitteln in den Serails der Türken, Araber und Tataren gesucht

Das Einsammeln des Ladanum's hat seit jeher etwas Komisches gehabt. Ehemals kämmte man es von dem Barte und den Beinen der Ziegen ab, welche in den Zistenrosen geweidet hatten. Die klebrige Harzmaterie war immer in Menge an diesen Thieren hängen geblieben. Die Kaufleute nannten das auf diese Weise gewonnene Harz Bart-Ladanum: denn natürlich bekam man durch ein solches Verfahren auch Haarstückchen mit in den Kauf. Diese Erndte ging allemal zur Zeit der Hundstage vor sich. Gegenwärtig hat man folgende bessere Methode: Eine

Anzahl

Anzahl Griechen begeben sich, mit einer ganz besondern Art von Peitschen bewaffnet, auf die Felder. Diese bestehen nehmlich aus einer großen Menge lederner Riemen, die in Gestalt von Franzen an einer Stange befestigt sind. Sobald sie an die Orte gelangen, wo die Zistenrosen blühen, fahren sie über diese mit ihren Peitschen her. Die aus allen Poren der Pflanze schwitzende Harzmaterie setzt sich sogleich an die Riemen fest, und von diesen wird sie nachher abgekratzt. So kann ein Mann täglich wol zwei Pfund Ladanum sammeln.

Von Maulbeerbäumen sieht man besonders die unter dem Namen der schwarzen oder spanischen bei uns bekannte Art. Damit füttert man die zarten Thierchen, welche die Seide durch ihr Gespinnst erzeugen, und denen das hiesige milde Klima so günstig ist. Die Kultur der Maulbeerbäume, die auf der Insel sehr stark getrieben wird, würde in der That von wenigem Nutzen seyn, verstände man nicht zu gleicher Zeit die schwere und kitzliche Kunst, die Seidenwürmer zu erziehen, die Kokons zu warten, die Eier zu sortiren, die Schmetterlinge zum Paaren und davon wieder abzubringen, die Kokons in die Oefen zu setzen, die einfachen, die doppelten und die Kafignons auszulesen, die durchbohrten einzulaugen, zu waschen, zu

schlagen, sie dem Spinnrocken anzulegen, am Rad oder an der Spindel zu verarbeiten, u. dgl. m. Alle diese Dinge werden hier weder in Schulen noch durch Bücher gelehrt, und dennoch kennen sie, wie wir oben gesehen haben, die Szioten so gut. Die Erfahrung ist ihre Lehrmeisterin, und durch mündliche Ueberlieferung wird die ganze Kunst von Generazion zu Generazion gebracht. — Man genießt die Früchte des Maulbeerbaums in Szio auch frisch, oder man macht sie für den Winter ein. Einige wissen auch daraus einen Liqueur zu bereiten, der zwar nicht stark, aber doch sehr angenehm für den Gaumen ist.

Die Orangenbäume mit ihren goldenen Früchten gehören zu den vornehmsten Annehmlichkeiten orientalischer Obsthaine. Wie klein und kränklich pflegen sie nicht in den Gewächshäusern unsers Nordens zu erscheinen! — Man sieht nur zu deutlich, daß sie fremdartig unter unserm Himmel sind, und sich an unser Klima nimmer gewöhnen können und werden. Groß und üppig wachsen sie hingegen in den Morgenländern empor; voll Reichthum und Lebenskraft, ist da Alles an ihnen. Die unaufhörliche Blätterfülle, die zahllosen Blüthen und Früchte, das rasche Emporsprossen, die schnelle Zunahme an Umfang . . . . . . Alles deutet darauf hin, an ih-

nen zu sehen, daß hier ihr Mutterland ist. Unter ihrem Schatten labt sich der Mensch an ihren Früchten, und während sie mit ihrer ganzen morgenländischen Schönheit prangen, erfüllen sie die Gegend mit ihren entzückenden Wohlgerüchen. In großer Menge werden die Orangen von Szio aus frisch nach den benachbarten Hauptstädten der Levante verführt. Auch weiß man sie auf der Insel sehr geschickt zu allerlei Eingemachtem zu gebrauchen.

Dies ist, was mir, indem ich von den Gärten Szio's und besonders Neamoni's redete, bemerkenswerth schien. Die Leser werden sich daraus eine Vorstellung machen können, wie sehr sie von denen unserer Nordländer verschieden seyn müssen; aber wenn sie dies schon in Hinsicht der in ihnen vorkommenden Bäume und Gewächse sind, so dürften sie es noch mehr in Absicht auf Plan, Styl und Anordnung der verschiedenen Partheien seyn. Mit Einem Worte: der Grieche ist hierin überhaupt mehr Morgenländer als Europäer.

Als ich in das Kloster wieder zurückkam, fragt' ich begierig nach der Bibliothek: denn den Literator ziehen gelehrte Schätze besonders an, und eine eigene Wonne hab' ich stets empfunden bei der Betrachtung ansehnlicher Büchersammlungen. Mit Lebendigkeit stellt es sich an solchen Orten in einem

Nu der Einbildungskraft dar, wie unendlich und zahllos in allen Zeitaltern des menschlichen Geistes Erzeugnisse waren, wie unerschöpflich die Denkkraft, wie unermeßlich das Feld ihrer Bearbeitungen ist. Jeder Funke von schriftstellerischer Eitelkeit verlischt da, wenn man die Menge von gelehrten Männern erwägt, die zu ihrer Zeit so berühmt, so groß waren, und deren Werke jetzt nur der Staub bedeckt; aber mit der Gluth der Nacheiferung fühlen wir uns entflammt, wenn uns so viele Heroen der Literatur einfallen, mit ihrem Wirken und mit ihren Thaten in der Schriftstellerwelt, und wir nun bedenken, wie ganz anders es mit unserem Ideenkreise, mit unsern Kenntnissen aussehen würde, ohne sie. Von der Bibliothek zu Neamoni hatte mir die Pralsucht der Griechen viel vorerzählt; um so neugieriger war ich, sie zu sehen.

Der Archimandrit des Klosters gab mir einen alten Kaluger mit, der die Aufsicht über den hiesigen Bücherschatz führte, der aber sich so wenig zu einem Bibliothekar paßte, so wenig der Idee, welche sich der Deutsche von einem Literator bildet, entsprach, daß er kaum die Büchertitel mit Mühe zu lesen verstand. In den trüben Zeiten des Mittelalters waren es im abendländischen Europa hauptsächlich die Klöster, in denen man der Gelehrsamkeit Pflege und

Wartung verlieh, während es in den Gauen und Thälern unaufhörlich stürmte und braus'te von ewigem Kriegsgetümmel, von selten unterbrochenen Befehdungen. Gewissermaßen ist das Leben der Neugriechen unter den Türken kein anderes, als das unserer Völker im Ritterzeitalter, dessen Barbarei die Sonne der Aufklärung von des Okzidents Himmel verscheuchte. Analogisch ließe es sich also wohl vermuthen, daß die griechischen Mönchsinstitute noch gegenwärtig eben so sorgsame Bewahrer wissenschaftlicher Kultur seyen, als die katholischen weiland bei uns waren.

Leider ist in der Türkei nichts weniger als dieses der Fall. Dem geistlichen Stande widmen sich unter den Griechen meistens nur solche Personen, die auf keine andere Weise ihr Auskommen finden, oder so am besten ihren Hang zur Trägheit befriedigen zu können glauben. Andere thun es aus Frömmigkeit, oder weil sie überhaupt sich einbilden, durch die Wahl einer solchen Lebensart etwas Gutes zu thun. Noch andre endlich, die einen hochemporstrebenden Geist, Vermögen und Konnexionen haben, werden Kaluger, weil sie auf allen Seiten sich die Wege versperrt sehen, auf irgend eine andere Weise zu Ehrenstellen sich emporzuschwingen, und so noch am schnellsten ihre Zwecke zu erreichen denken. Alle

diese Menschen sind, wie man leicht sieht, wenig dazu gemacht, um Gelehrte vorzustellen. Diejenigen, welche unter den Kalugern niedrig bleiben, bleiben auch die gemeinsten Menschen von der Welt, die nur darauf bedacht sind, unter mannigfaltigen Entbehrungen ihr nothdürftiges Leben zu fristen. Diejenigen hingegen, welche höher steigen, lassen sich gemeiniglich von Geiz, Habsucht, Intriguen und Ehrgeiz beherrschen. Es giebt Ausnahmen; aber sie sind selten.

Wissenschaftliche Bildung muß man darum überhaupt nicht bei den Bewohnern griechischer Klöster suchen; aber daß Neamoni's Mönche so unwissend sind, daß unter Hunderten fast nur Einer ist, der Griechisch lesen und schreiben kann — wer sollte das vermuthen? Mein Führer gehörte zu diesen letztern; allein seine Lektüre schien sich lediglich auf die Kirchenväter zu erstrecken: in der alten klassischen Literatur war er nirgends zu Hause. So glaubte er z. B. Herodot und Polybius seyen Zeitgenossen gewesen; Homer und Moses hätten auf einerlei Art geschrieben. Gelehrte anderer Nazionen waren ihm auch nicht einmal dem Namen nach bekannt; nur Voltaire's Berühmtheit war bis zu ihm durchgedrungen; aber von seinen Schriften konnt' er mir keine einzige, auch nur dem Titel nach, nennen.

Welche Achtung man für Gelehrsamkeit und gelehrte Schätze zu Neamoni hat, wird man übrigens am besten aus der Beschaffenheit des Ortes abnehmen können, wo die Bücher der sogenannten Klosterbibliothek aufbewahrt wurden. In Erwartung eines reinlichen und wenigstens anständig dekorirten Saales, wurd' ich auf einmal mitten in ein Viktualienmagazin geführt. Getrocknete Früchte aller Art, Oeltonnen, Milchgefäße und Käsehaufen . . . . . . Alles lag und stand da durcheinander. Wer hätte hier die Büchersammlung des Klosters suchen sollen? Sie befand sich da aufgehäuft auf alten, durch Würmer, Ratten und Mäuse zernagten Reposituren, und der dicke Staub, der Alles bedeckte, zeigte hinlänglich, wie wenig man auf Bücher innerhalb dieser Mauern halte, wie wenig sie bei den Mönchen Benutzung fänden.

Katalogen waren nicht vorhanden, und mein Führer wußte mir nicht einmal einige besondere Merkwürdigkeiten zu nennen. Wenn ich aber nach irgend einem griechischen Autor fragte, immer versicherte er mich, er sey allerdings unter den Büchern zu finden. Die meisten Werke waren Manuskripte; aber fast alle befanden sich in einem so elenden, zerrütteten Zustande, daß sie schwerlich unter diesen Umständen der Zeit lange noch werden trotzen kön-

nen. Man suche hier übrigens nicht alte noch unbekannte Handschriften griechischer Klassiker: sie sind alle neuern Ursprungs, und das, was sie allein Ausgezeichnetes haben, sind die Anmerkungen, welche von neugriechischen Glossatoren hinzugefügt worden sind. Unter den vielen Chirographen fanden sich auch einige gedruckte Werke, theils in neugriechischer, theils in italiänischer Sprache, welche zum Theil von einem verstorbenen Egumen hierher geschenkt worden waren. Die Bibliothek (wenn man anders einen zahlreichen, unordentlich aufgestellten Haufen von Schriften so nennen kann) hat übrigens keinen Fond, so wenig wie irgend eine andere Büchersammlung in Griechenland; aber so wenig man auf ihre Erhaltung bedacht ist, eben so wenig denkt man an ihre Vermehrung. Da lob' ich mir doch schon die weit ansehnlichern und merkwürdigern Bücherschätze auf des Athos Gebirgen.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Anekdote aus dem vorletzten Türkenkriege. — Schicksale und Abentheuer einer russischen Familie in Szio. — Verfolgung aller Russen auf der Insel. — Flucht nach Neamoni. — Landung der Russen unter Orlow. — Sturm auf dem Meere. — Schiffbruch und Sklaverei unter den Türken. — Rettung durch eine russische Fregatte.

Die Mönche zu Neamoni erzählten mir mancherlei interessante Anekdoten aus dem vorletzten Türkenkriege. Die Leser werden gewiß eine derselben mit Vergnügen anhören. Das Kloster spielt selbst in ihr eine Hauptrolle.

Es war in der Nacht vom fünf und zwanzigsten zum sechs und zwanzigsten Junius 1770, als plötzlich auf der Zitadelle der Insel eine Lärmkanone gelös't und in den Straßen der Stadt Alles in Bewegung versetzt ward. Bei dem Aga war die unerwartete Nachricht angelangt, die Russen wären auf mehrern Punkten von Szio's Gestaden gelandet, und im vollen Anmarsch.

Herr Paul N.... Petrowitsch war russischer Agent in Szio gewesen. Er befand sich mit Frau und vier Kindern noch auf der Insel. Da er die Protektion einer fremden, mit der Pforte

nicht im Kriege begriffenen, Macht angenommen hatte, und Kaufmann war: so glaubte er so wenig, wie einige andere Russen, die ein Gleiches gethan hatten, etwas zu befürchten zu haben. Aber der Kapudân-Pascha hatte die Besatzung des Kastells durch einen Haufen wilder Albanesen und zügelloser Levandschi verstärkt, und sie waren der Schrecken aller Insulaner.

Man wollte wissen, daß sie laut gerufen hätten: die Russen in Szio sollten die ersten seyn, an denen sie ihre Rache nehmen wollten, sobald sich der Feind nur der Stadt näherte. Man denke sich darum diese angstvolle Nacht für N.... und seine Familie. Nichts von der allgemeinen Bestürzung der Griechen, die Plünderung und Feuer fürchteten, von der bangen Besorgniß und Muthlosigkeit der Primaten, von dem Freudengeschrei der kampflustigen und raubdurstigen Arnauten, von den furchtbaren Zusammenrottirungen undisziplinirter Seeleute und ausgelassener Janitscharenschwärme. Im Kloster Neamoni hatte die russische Familie den Abt zum Freunde, seine einsame Lage bot den sichersten Zufluchtsort unter diesen Umständen dar. Gegen Mitternacht war Alles zusammengepackt, die Maulesel wurden beladen, und man eilte, die Stadt im Rücken zu haben.

Aber kaum hat man die Straße erreicht, als ein vom Lande noch spät in die Stadt zurückkehrender Grieche den Fliehenden die Kunde giebt, daß ein Trupp bewaffneter Arnauten in der ganzen Gegend herumschweife, um dem Feinde, im Fall er im Heranrücken begriffen sey, ihre Gegenwart durch häufige Pistolen- und Flintenschüsse zu erkennen zu geben. Bald darauf sieht man auch wirklich ein unaufhörliches Blitzen der Feuerschlünde, das im schwarzen Dunkel der Nacht und bei dem Schrekken, der die ganze Gesellschaft ergriffen hat, doppelt furchtbar auf's Gemüth wirkt.

Man hält Rath; endlich beschließt man, ehe man sich einer augenscheinlichen Lebensgefahr und Plünderung aussetzt, lieber in die Stadt wieder zurückzukehren, und da in stiller Verborgenheit abzuwarten, was das Schicksal beschlossen haben dürfte. Kaum aber ist man hier wieder abgestiegen, als ein lautes Getöse auf der Straße erschallt, und ein dumpfes Getümmel bis zu den Ohren der Bekümmerten dringt. Die ganze Familie stürzt voller Besorgnisse an's Fenster: man erblickt einen grüngekleideten Menschen, den ein wüthender Volkshaufe verfolgt. Bei dem Schein des dämmernden Lichts, das aus den Häusern auf die Gruppe fällt, erkennen Alle einen ihrer Verwandten, der vor eini-

ger Zeit erst in Szio angelangt war, und sich bisher auf dem Lande befunden hatte. Warum mußt' er auch gerade das Kleid eines russischen Beamten tragen — hatte er vielleicht noch nicht die Ankunft des Kapudân-Pascha's in diesen Gewässern vernommen, und den gestörten Frieden der Insel?

„Es ist ein Russe! — Schlagt ihn todt! — Schlagt ihn todt!" — tönt es von allen Seiten auf griechisch, türkisch und albanesisch. Der Unglückliche aber ist voll Geistesgegenwart: schnell hat er die Mauer von N....'s Garten erklimmt, schnell sie übersprungen, noch schneller eilt dieser ihm die Hinterthüre seines Hauses zu öffnen. Der Gerettete liegt jetzt in den Armen der ganzen Familie, die über des Blutsfreundes Gefahr ihre eigene vergißt. Wer will die ausdrucksvolle Mimik der Dankbarkeit beschreiben; wer nacherzählen die bald in Worte bald in Thränen entströmenden Gefühle des Herzens? —

Aber in was für eine schreckliche Lage hast du Tollkühner durch deine Rettung nicht eine ganze Familie versetzt! — Wer will den Ausbruch des Orkans verhindern, der draußen stürmend tobt? Die Primaten haben sich versteckt, die Griechen fürchten die Messer und Gewehre fanatischer Muselmänner, und ein großer Theil derselben ist, we-

nigstens dem Scheine nach, sehr wenig russisch gesinnt. Die Janitscharen, die Ordnung halten sollten, haben sich selbst zur Parthei der Aufrührer geschlagen; alle Autoritäten scheinen vernichtet, alle Hoffnungen zur Hülfe verschwunden zu seyn.

Schon hört man Drohungen ausstoßen und Flüche; schon muntert einer den andern auf, das Haus zu bestürmen; schon fliegen Steine an die Fenster; schon blitzen gezückte Dolche und flammende Säbel im Fackelschein und Laternenschimmer. Jetzt stürzt Alles mit wüthendem Geschrei auf die Hausthür ein, und in einem Nu ist sie aus den Angeln gerissen. Krachend stürzt sie hin und brüllend der Volkssturm ihr nach. „Hinauf! hinauf zu den Hunden, um sie todt zu schlagen!" rufen von neuem, furchtbar sich durchkreuzend schreckliche Stimmen auf der nun offenen Flur. Es klirrenschon die Schwerdter, es donnern die Pistolen der Mordlustigen, die den Augenblick kaum erwarten können, ihre Opfer zu Gesicht zu bekommen.

Es dürfte schwer halten, sich in Gedanken völlig in die schreckliche Lage dieser Unglücklichen zu versetzen. Grausenvoller Augenblick, durch das Angstgeschrei der Weiber und Kinder nur noch entsetzlicher gemacht! — Was war anzufangen? — Wie

sollte man den Barbaren Widerstand leisten? Man war auf so etwas nicht vorbereitet; und hätte man sich auch wehren können, der Uebermacht hätte man über lang oder kurz doch erliegen müssen. Großer Gott! ist denn gar keine Rettung hier möglich?

Daß doch die Sterblichen so leicht verzagen! Eben so nahe als die Gefahr, ist auch schon der Retter. Eilig tritt er ein, es ist einer der vornehmsten Primaten, der Archon G———. Ein Pack unter seinem weiten Penisch verborgen gehaltener albanesischer Kleidungsstücke wirft er auf den Boden hin. „Geschwind! die Gewänder umgehängt. Jede Sekunde ist kostbar!" — Die Furcht macht schnell, und der neue Hoffnungsfunke reißt Alle von neuem zu rascher Lebendigkeit empor. Flugs hat man sich in die fremden Kleider gesteckt; noch ehe die Aufrührer die starke Thür, welche die Treppe verschließt, erbrochen haben, ist die Hinterpforte schon erreicht, und in Albanesen verkleidet, geht man unangetastet durch den wilden Haufen, der lärmend die Straße erfüllt. So kommt die ganze Gesellschaft wohlbehalten im Pallast des Primaten an, mehrere enge Gäßchen im nächtlichen Dunkel durchstreifend.

Hier findet sie noch mehrere russische Unterthanen, deren Rettung ebenfalls G———'s Werk ge-

wesen war. „Beruhigen Sie Sich!" — sagt der edle Mann, — „das Volk liebt mich, bei dem Aga gilt mein Wort viel, die Türken dürfen sich an meinem Hause nicht vergreifen, Sie werden alle völlig sicher darin seyn." Es war bereits zwei Uhr Morgens, Sorgen und Angst hatten alle Glieder ermattet, man warf sich auf die Diwane hin, im Ruheschlummer den Körper zum Kampf mit neuen Gefahren zu stählen.

Aber kaum Eine Stunde hatte man so gelegen, als die Sturmglocke ertönte, und in allen Straßen sich ein unruhiges Getümmel zeigte. Aufgeschreckt, und mit neuen Besorgnissen erfüllt, verließ Alles das Lager, G— — sandte einige treue Leute als Kundschafter aus, die Ursachen des neuen Tumults zu erforschen. Größer wurde indeß von Augenblick zu Augenblick der Lärm, stark bewaffnet durchirrten die Arnauten die Straßen, ein wildes Geschrei von allen Seiten erhebend, durch ihrer furchtbaren Stimmen Donner die Griechen in die Häuser zurückscheuchend; in noch schreckbarern Echo's hallten die Kastellskanonen von den die Stadt umgebenden Gebirgen wieder.

„Gelobt sey Muhamed, der große Prophet! Tod den Ungläubigen!" — das riefen unaufhörlich tausend Kriegerstimmen. Der Flüchtlinge ganze

Versammlung verstummte; aus allzugroßer Furcht wagt' es keiner, seine Besorgnisse zu äußern, und Alle waren doch gleich stark davon erschüttert. Die gestrige Nachricht von einer russischen Landung war schon in der ersten Frühe des Morgens als ungegründet befunden worden — was konnte also in aller Welt der neue Lärm zu bedeuten haben?

In dem Augenblick trat einer von den ausgeschickten Getreuen in's Zimmer und alle blickten mit besorglicher Neugier auf ihn. Er näherte sich seinem Herrn, und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Der Primat erhob sich, einen Seufzer in der bewegten Brust erdrückend — dann schien er auf einmal sich wieder zu ermannen. Seine Gattin war der Ohnmacht nahe, sein Sohn sah die russischen Flüchtlinge mit mißtrauischen Blicken an, in den Gesichtern der Bedienten war Unwille und Mißbilligung zu lesen. Es waren entsetzliche Augenblicke; aber der Schleier mußte bald gelöst werden.

„Meine Herren," brach endlich der alte Archon das beklommene Schweigen. „Böse, sehr böse Nachrichten hab' ich ihnen zu verkündigen; aber fassen Sie sich: in den Stunden des Unglücks erkennt man den Mann. Die russische Flotte scheint auf den Hafen zuzusteuern, aber sie wird hier eine

tapfere

tapfere Gegenwehr finden. Der Admiral Spirtstow hat schrecklich in unsern Gewässern gehaus't; manche der schönsten und blühendsten der Griecheninseln gleichen jetzt nur einer Wüste. Meine Landsleute sind sehr entrüstet gegen Ihre Nazion. Als Befreier der Griechen vom harten Joch der Muselmänner wollten die Russen den Archipelagus begrüßen; sie haben sie nur noch mehr unterdrückt, und mit dem Namen Tyrannen gebrandmarkt, werden sie unsere Gegenden wieder verlassen, schreckliche Spuren ihrer ehemaligen Gegenwart den Nachkommen hinterlassend. In Szio ist man mehr dem Sultan geneigt, als an andern Orten; die Griechen selbst werden sich hier bewaffnen, um mit den Türken den muthigsten Widerstand zu leisten, sobald sich nur ein Schiff mit der Flagge Ihrer Nazion blicken läßt, damit nicht durch sie ein gleiches Verderben über das Land komme. Sie sehen also, in welche Gefahr ich mich und die Meinigen stürze, indem ich Sie in meinem Hause verborgen halte; doch fern sey es, der Gastfreundschaft Pflichten zu verletzen. Ich eile in den Diwan der Primaten, und ich werde Alles thun, um Sie zu schützen."

Schon hat er, die Antwort nicht abwartend, die Thür hinter sich; aber die ganze Gesellschaft ist

noch nicht wieder zur Besinnung zurückgekommen — da stürzt ein Diener herein leichenblaß und zitternd. — „Sie sind verrathen, meine Herren, fliehen Sie, fliehen Sie! Verstecken Sie sich! Man verlangt Ihr Leben, und selbst S—— muß sterben, wenn Sie noch länger hier verweilen." Wirklich hört man auch schon die Treppe heraufkommen; aber man weiß keinen Zufluchtsort, und während die Frauenzimmer bebend die Hände zum Himmel emporstrecken, beschließen die Männer, es auf's Aeußerste ankommen zu lassen, weil es doch nicht in ihrer Macht steht, etwas zu ändern, was im Buche des Schicksals geschrieben ist.

Vergebliche Besorgnisse! — Wie doch des Menschen Furcht den Zwerg so leicht zum Riesen macht! Es war blinder Lärm gewesen, und es ist Szio's Bischof, der in Begleitung einiger untergebenen Kaluger hereintritt. Rußlands kräftiger Verwendung hatte er es einst zu verdanken gehabt, daß er gegen die Kabale und Eingriffe des Patriarchen zu Konstantinopel in seiner Würde sich zu erhalten vermochte. Er will jetzt vergelten, was man an ihm that. Seinen Schutz den Flüchtlingen verheißend, spricht er den Bekümmerten Trost ein. Aber die Gefahr ist groß, die er selbst über sein Haupt bringt, wenn man nicht mit der äußersten Vorsicht zu Werke geht.

Die Unruhen dauerten indessen noch den ganzen Tag hindurch, und die Zeit verfloß für Alle unter tausend Schrecknissen. Die Wuth des Volks schien aber etwas verraucht zu seyn; man hatte ihm glauben zu machen gewußt, die Russen seyen in der Nacht in einer Barke von der Insel entflohen. Daß der Bischof sich in G———'s Haus eingefunden hatte, erregte kein Aufsehen: denn er pflegte da oft Besuche zu machen.

Sobald des Abends Dunkel den Himmel bedeckte, trat dieser mit seinem Plan hervor. In des Primaten Hause war keine Sicherheit länger. Der Ab- und Zulauf der Menschen war zu groß hier — wer konnte der zahlreichen Dienerschaft ganz trauen! — wie leicht konnte der Aufenthalt der Fremden durch ein verdächtiges Wort verrathen werden! — — Also in den bischöflichen Pallast mit ihnen.

Vier Kaluger waren mit dem Bischof gekommen, vier mußten auch wieder mit ihm hinweggehen, wenn man bei'm Volke, das aufmerksam G———'s Pallast bewachte, keinen Verdacht erwekken wollte, und der leiseste hätte den ganzen Plan scheitern gemacht. Für's erste konnten also nur vier Personen gerettet werden. N...., seine Gattinn, und die beiden ältesten, schon mehr erwachsenen

Kinder derselben, zwei Knaben, mußten die Kalugermützen aufsetzen, die schwarzen geistlichen Gewänder anlegen, Hals und Gesicht in Shawlen vermummen. So sollten sie's wagen, dem Bischof nach seiner Wohnung zu folgen, die zum Glück nicht weit entfernt war. Die vier mitgekommenen Kaluger mußten in G———'s Hause zurückbleiben.

Aber die Mutter wollte sich nicht von ihren zwei jüngsten Kindern trennen; lieber sterben, als sie zurücklassen. Wie sollte man sie wegbringen, wie sie sicher durch die Straßen geleiten? Doch die Noth ist erfinderisch. Man legte sie in einen großen Korb, empfal ihnen das tiefste Schweigen, deckte sie mit leichter Baumwolle zu, und ließ sie so durch einen treuen Diener nach dem bischöflichen Sitz bringen. So ging Alles nach Wunsch: die Familie N.... kam sicher an, und niemand merkte den Betrug. Gott, und nächst ihm, dem Bischof in tiefster Rührung ihren heißen Dank zu lallen — wer hätte das unter solchen Umständen unterlassen können?

Wohl konnten die N.... ihr Glück preisen, dem Retter gefolgt zu seyn. Ein guter Genius schien über sie geschwebt zu haben. Denn, o schreckliche Nachricht! eine halbe Stunde darnach war Alles verrathen: hoch empor loderten die Flam-

men des von den Arnauten in Brand gesteckten Hauses der G———'schen Familie, und diese und die noch zurückgebliebenen Russen — was konnte aus ihnen geworden seyn?

Die Nacht brach ein; aber die Gefahren waren noch nicht verschwunden, neue Schreckensszenen schienen beginnen zu wollen. Allerdings war der Bischof ein heimlicher Freund Rußlands; aber die übrigen Kaluger, die mit ihm und unsern Flüchtlingen unter einem Dache wohnten — waren sie alle eben so gesinnt? — Wie leicht war es nicht möglich, daß unter den vielen ein Verräther lauerte, begierig, durch den Sturz der Andern sich zu erheben! Und die geringste Entdeckung — mußte sie nicht bei den argwöhnischen Muselmännern dem christlichen Bischof und Allen, die mit ihm im Komplott waren, das Leben kosten? Der Kontre-Admiral Elphinston lag mit einem Theil der russischen Flotte im Angesicht der Stadt; aber seine Aufforderung zur Uebergabe war mit Spott erwiedert worden. Die Wuth des Volks gegen alle Russen schien von neuem zu erwachen, und die Lage der Flüchtlinge war schrecklicher als jemals.

Sie befanden sich in einem entlegenen, abgesonderten Gemach der bischöflichen Wohnung; aber ein Fenster, das auf einen Platz und eine benach-

barte Straße ging, zeigte ihnen unaufhörlich das furchtbare Gewühl in der Stadt, die Unruhe, die überall herrschte. An Schlaf war nicht zu denken; man beschloß wach zu bleiben, nur die beiden jüngsten Kinder zur Ruhe zu bringen. Der Bischof war es allein, der noch Muth zeigte; aber auch seine Gegenwart wurde jetzt den Unglücklichen entzogen. Er war schleunig zum Aga gerufen worden — was konnte das zu bedeuten haben? Mit sichtbarer Aengstlichkeit verließ er seine Freunde; voll trüber Ahnungen nahmen sie wehmüthig Abschied von ihm. Wer wollte ihnen ihre Besorgnisse verdenken? Ach! vielleicht war es das letztemal, daß sie ihren Retter sahen, und sein Sturz, mußt' er nicht auch unausbleiblich den ihrigen nach sich ziehen?

Eine Stunde hatten sie bereits nach seiner Entfernung zugebracht — eine lange, entsetzliche Stunde: jeder Augenblick schien noch ihre Angst zu vermehren, jedes Geräusch die Todesstunde ihnen zu verkündigen. Da trat einer von des Bischofs Vertrauten zu ihnen herein. Sein bleiches Gesicht, sein furchtsames Benehmen, seine zitternde Stimme, seine bedeutende Miene, seine abgebrochenen Worte ..... Alles deutete sichtbar auf ein neues Unglück hin. Er lud zugleich ein, ihm zu folgen, Allen die größte Stille empfehlend.

Sanft nimmt man die Kinder vom Lager auf, die Eltern legen sie in ihre Arme, die Knaben folgen ihnen; Alle hatten aus Vorsicht griechische Gewänder angethan. So verlassen unsere Russen den bischöflichen Pallast, durch eine Hintertreppe zur Hinterpforte gelangend. Sie folgen dem ängstlichen Führer durch mehrere Klostergänge zum Garten; endlich stehen sie vor einer mit Eisen beschlagenen Thür, die ein Gewölbe zu verschließen scheint. Man öffnet sie, und die Gesellschaft befindet sich auf einmal in einem dunkeln Behälter. — Ist es ein Kerker? — Nein! — Es ist ein unterirdischer Weg, der zur Stadt hinausführt.

Es stehen Maulesel hier angebunden. Schnell werden sie bestiegen. „Zum Kloster Neamont!" flüstert der Geleitsmann, schon beherzter als vorher, den Zagenden zu. Die treuen Thiere kennen die Pfade, die Nacht ist schauerlich still, das Sternenlicht allein bestralt die Reisenden. Man kennt die unwegsame Bahn der Landstraße, die zur **neuen Einsamkeit** führt; unter tausend Beschwerden, aber doch immer glücklich genug, wurde die Hälfte des Weges in der Dunkelheit zurückgelegt. Bis zu Tages Anbruch schien Alles gut zu gehen; aber nun — fing des Lebens Himmel auf einmal sich wie-

der zu trüben an, während der am Firmamente noch immer heiter lächelte.

Eben stieg die Sonne am Horizont empor und der Weg schlängelte sich um einen buschigten Hügel herum. Plötzlich — o Mächte des Himmels! zeigte sich ein Trupp Arnauten. Die spitzen, hohen, schwarzen Mützen, die Bewaffnung, das Kostüme — ja, ja! es war nur zu gewiß. Die letzte Stunde schien für die armen russischen Flüchtlinge gekommen zu seyn. Man mußte sich auf's Aeußerste gefaßt machen.

„Halt!" rief mit rauher Stimme der Albanesenführer, und „Halt!" donnerte der ganze Kriegerhaufen ihm nach. Doch eine Reihe überstandener und glücklich überstandener Gefahren macht zuletzt auch den Furchtsamen beherzt, lehrt Geistesgegenwart im Unglück auch den Zaghaften. „Was wollt ihr?" fragt N.... so ruhig als es ihm möglich war. „Die russischen Unholde haben unsere Vaterstadt in Morea zerstört; ich bin mit Frau und Kindern nach Szio geflüchtet, um ihren räuberischen Händen zu entgehen, und jetzt drohen sie auch Hand an diese schöne Insel zu legen. Darum fliehe ich nach Neamoni, wo der Abt mein Verwandter ist." N.... sprach sehr geläufig grie-

chisch; dieser Umstand rettete ihm und den Seinigen jetzt das Leben.

Der Kaluger, der den Zug führte, betheuerte die Wahrheit der Aussage. „Sie waren des Wegs unkundig," setzte er hinzu, „da ich gleichfalls Geschäfte im Kloster habe, so wurd' ich gern ihr Geleitsmann. Verflucht sey Alles, was den Namen Moskowiter führt!" Eins der Kleinen wollte anfangen Russisch zu lallen; aber die Mutter hielt ihm den Mund zu, und die Worte lös'ten sich in ein Geschrei auf. „Die vermaledeiten Russen! wiederholte laut N....'s Gattin; es waren die einzigen griechischen Worte, die sie wußte. Ihr Gemahl hatte sie ihr für diesen Fall gelehrt.

„Es sind Griechen!" — wendete sich der Anführer zu seinem Haufen — „Laßt sie ziehen. Verwünscht seyen alle Russen!" — „Aber werden wir auch in Neamoni sicher seyn vor den Feinden?" fragte N...., um die Arnauten noch sicherer zu machen, ganz treuherzig: „mein Leben steht auf dem Spiel, wenn sie mich fangen: denn ich habe in Morea einen ihrer verrätherischen Anschläge den Muselmännern entdeckt, und dadurch scheitern gemacht." — „Gut hast du gehandelt!" riefen die Albanesen: „zieh' hin in Frieden; im Kloster bist du sicher."

„Ihr dachtet Verräther zu fangen, die sich unter den Schutz der Russen begeben wollen, nicht wahr?" fragte der Kaluger einen des Haufens. „O noch etwas Schlimmeres!" — gab er zur Antwort — „Russen — wirkliche Russen, die S..o in die Hände des Feindes zu liefern im Begriff sind. Aber wir werden sie schon kriegen."

Weiter hin begegnen unsern Reisenden einige griechische Landleute von Neamoni kommend. „Alles ist dort in Allarm," sagen sie. „Die Türken glauben, daß sich russische Verräther im Kloster verborgen halten, und haben gedroht, es der Erde gleich zu machen, wenn es wahr befunden würde. Die Kaluger durchsuchen jetzt alle Winkel ihres Reviers; ihre eigne Existenz ist gefährdet. Wehe den Russen, wenn man sie finden sollte!"

Welche Nachrichten! — Auf welche Art sollte man sich nunmehr retten? Auch Neamoni konnte jetzt kein Asyl mehr seyn. — Aber der Abt ist N....'s genauer Freund, durch Bande der Dankbarkeit ist er an ihn gefesselt. Er kann und wird ihn nicht verrathen, und keine andere Seele im Kloster kennt ihn. Getrost beschließt man also, die Reise fortzusetzen.

Allein, o neues Unglück! Nur noch einige Büchsenschüsse ist man von dem Klosterthore entfernt, da

erhält man durch einen auf dem Felde arbeitenden Kaluger die unangenehme Kunde, der Abt sey gegenwärtig nicht zu Neamoni anwesend, sondern gestern nach der Stadt abgegangen. Daß doch im Menschenleben so selten ein Unglück allein kommt! Durch höchst sonderbar zusammentreffende Umstände mußte also der Mann gerade in dem gegenwärtigen so wichtigen Zeitpunkte fehlen, auf den man so sicher den Plan zur Rettung bauen zu können gedacht hatte.

Es ist unmöglich, sich die ganze traurige Lage unserer Flüchtlinge zu denken. Ermattet durch mehrere schlaflos zugebrachte Nächte, und durch Furcht und Schrecken an allen Gliedern fast gelähmt, mußten sie mit Anstrengung und Mühe die Strapazen der Reise überstehen. Aber sie hatten sich in der Eil' durchaus nicht mit Lebensmitteln versehen können, und von Kleidungsstücken besaßen sie nichts, als was sie auf dem Leibe trugen. Und das waren Personen, die an ein Leben im Ueberfluß gewöhnt waren.

Noch war man unschlüssig, was nun weiter zu beginnen, als zu Neamoni Alles bereits verrathen schien. Die Mönche eilten herbei, die Ankommenden zu umringen. Die Klosterbrüder hatten sich in Waffenbrüder umgewandelt. Die meisten waren

kriegerisch gerüstet, und was ihnen an Säbeln und Schießgewehren fehlte, hatten sie durch Stangen und Knüttel zu ersetzen gesucht. „Wir können Niemand im Kloster aufnehmen,“ riefen sie durcheinander, „und unsere eigne Sicherheit gebietet es, alle als Verdächtige in Verwahrung zu nehmen, die sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen, mehr als erlaubt ist, unsern Mauern nähern. Ihr werdet euch also wol von selbst bescheiden, daß Ihr, da Ihr bereits das Klostergebiet betreten habt, nun als Gefangene uns folgen müßt.“

Mehrere dieser bärtigen geistlichen Soldaten begleiteten diese Worte mit einer sehr bedeutenden Pantomime, indem sie ihre Keulenstöcke emporhoben, und ohne Umstände Marsch geboten. Was war hier zu machen? Man ist unbewaffnet, und immer zwanzig gegen Einen! Widerspruch schien die frommen Kaluger, die so eifrig Kriegsdienste versahen, nur noch mehr aufzubringen. Man hielt es also für's beste, sich geduldig in sein Schicksal zu ergeben, da es nun einmal nicht zu ändern war.

So verdrießlich der Handel auch war, so mußte man sich doch gutes Muths stellen, um so unschuldig als möglich zu scheinen, und trotzig trat N.... mit den Seinigen in den Klosterbehälter ein, den man ihm öffnete. Aber was für ein Aufenthalt!

Verfaultes Stroh statt der Meubeln, widrige Düfte statt des Weihrauchs, an den man gewöhnt war, Myriaden von Ungeziefer überall — doch wozu eine Beschreibung? — man erräth das Uebrige ohne Schwierigkeit. Dabei die Gedanken an alles das, was noch kommen konnte, und wozu dies nur als Vorbereitung anzusehen war. Kurz man war auf's Aeußerste gebracht.

Jedes Geräusch, das sich in der Nähe des Gefängnisses vernehmen ließ, schien dem Tode näher zu führen, jeder Mannsschritt den Verkündiger des Urtheils anzudeuten. In dieser Lage der peinlichsten Ungewißheit muß man einen ganzen halben Tag zubringen. Endlich — es ist sechs Uhr Nachmittags — öffnet sich plötzlich die Thür, und mit ihr die Aussicht in's Freie. Ein Haufen Kaluger erscheint in der Ferne, und unter ihnen Einer, der sich besonders auszeichnet. Was ist das? Ist die Sonne des Glücks von neuem am trüben Horizont den stürmischen Wellen entstiegen, oder ist es ein Unglücksstern, der düster seine Stralen leuchten läßt? — Sie kommen immer näher und näher, endlich erkennt man sich. O Freude! — o gütiges Schicksal! Es ist der Abt von Neamoni, der eben aus der Stadt zurückgekehrt ist, und in N.... seinen Freund umarmt.

Schon in Szio hat er die Schicksale der Familie gehört, schlau erräth er in einem Nu Alles, und noch schlauer weiß er jeden Verdacht zu entfernen, bei den argwöhnischen ihm untergebenen Mönchen. Es ist eine griechisch-illyrische Familie, heißt es, die in Morea ansäßig war, nach dem Verlust aller ihrer Habe, durch die räuberischen Russen aber nach dieser Insel ihre Zuflucht nahm, und jetzt, da die Stadt von dem nämlichen Feinde bedroht wird, in Neamoni einen Ort sucht, wo sie während des Ungestüms des Krieges sicher ihr Haupt niederlegen könne. Sehr richtig berechnete er, daß es doch nicht lange ganz verborgen bleiben dürfte, daß Mutter und Kinder die slavonische Mundart redeten; darum benutzte er den Kunstgriff, sie für illyrisch-türkische Unterthanen auszugeben.

„Ihr seyd gewiß nicht russisch gesinnt," sagte der Mönche einer, als der abermals geretteten Flüchtlinge Zirkel in des Abts Gemächern sich versammelt hatte, „und das ist mir sehr lieb." — „Die Buben haben mir Alles entrissen, was ich an zeitlichen Gütern besaß — soll ich ihnen dafür etwa noch hold seyn?" versetzte N.... mit einer Miene, die scheinbar Entrüstung und Unwillen verrieth. — „Aber was doch einer für Feinde haben kann,"

fuhr jener fort. „Nach der Beschreibung sollte man meinen!....... Doch Ihr sollt selbst lesen." Bei diesen Worten zog er einen beschriebenen Zettel aus der Busentasche. „Da seht, ob wir Euch nicht für verdächtig halten mußten!" —

Man kann denken, wie unserm N.... zu Muthe war. Indessen gelang es ihm, seinen Schreck zu verbergen, und mit einem lächelnden Aeußern nahm er das Papier in die Hand. Er las, es war eine förmliche Denunziazion gegen die auf Szio sich aufhaltenden Russen. Ein ausführliches Signalement der Personen war beigefügt. Ein Glück, daß mehrere Mannspersonen angegeben waren, und daß man morgenländische Kleidung angelegt hatte, da der Steckbrief von europäischer sprach.

Allein konnte man sich unter diesen Umständen wohl auf den Genuß einer langen und ungestörten Sicherheit im Kloster Neamoni Rechnung machen? Nein, gewiß nicht. Wie leicht konnte jemand aus der Stadt Geschäfte halber hierherkommen, und von dem Aufenthalt der Flüchtlinge Kunde erhalten! Wie leicht war es möglich, daß man sich hinter die Mönche steckte, und sie zu Kundschaftern und Verräthern gebrauchte! Das Wohl des ganzen Klosters kam in Gefahr: denn man war es ja von den Türken gewohnt, daß sie die kleinste

Veranlassung geschickt dazu zu benutzen wissen, Geld zu erpressen, und die Privilegien zu schmälern. Der Abt selbst mußte dazu rathen, den Aufenthalt hier nur so kurz wie möglich seyn zu lassen und sich in der möglich größten Verborgenheit zu halten.

Inzwischen wohin sollte man fliehen? War noch ein Mittel möglich zu entkommen? Und nach welcher Gegend sollte man die Richtung seiner Reise nehmen, um den Muselmännern nicht in die Hände zu fallen? Tag und Nacht sannen unsere Flüchtlinge über diese Punkte nach, und immer vergeblich. Endlich eröffnete das Glück einen Ausweg, den der Verstand nicht zu erklügeln vermochte.

Es war am ersten Julius, als Graf Alexis Orlow mit der russischen Flotte bei der Insel, nicht weit von dem Neamoni zunächst gelegenen Gestade vor Anker ging. Er hatte die Türken bereits einige Zeit verfolgt, und der Kapudân-Pascha sich genöthigt gesehen, um ihm einen desto kräftigern Widerstand zu leisten, die ganze Besatzung von Szio an sich zu ziehen. Das Eiland war also auf einmal ohne Vertheidiger, und ungestraft konnten es mehrere hundert bewaffnete Russen wagen, seinen Boden zu betreten, und sich dem Kloster zu nähern.

Der Allarm war allgemein unter den Kalugern; man wußte, daß Neamoni im Rufe des Reichthums stand, und konnte es darum kaum glauben, daß die Feinde die Gelegenheit zu brandschatzen ungenutzt vorbeigehen lassen würden. Aber der Abt blieb ruhig. „Vor einigen Tagen,“ sagte er zu N...., „hab' ich Sie gerettet, jetzt ist die Reihe an Ihnen, für mich dasselbe zu thun. Die Russen rücken gegen Neamoni vor, und wer kann wissen, was sie im Schilde führen? Ich rechne ganz auf Ihre Dankbarkeit.“ — Man versucht es umsonst, die Freude der Familie zu schildern, bei dieser so unvermutheten Nachricht. Alle Trübsale schienen nun auf einmal plötzlich verschwunden zu seyn.

Um indessen dem Abt keine Verantwortlichkeit zuzuziehen, und ihn nicht nachher bei den Türken in's Unglück zu stürzen, ward beschlossen, daß N.... seine Rolle wie bisher fortspielen sollte. Es kam gegenwärtig nur darauf an, die Familie zur russischen Flotte zu bringen, ohne daß es die Mönche gewahr würden. Zugleich aber mußte alles den Schein gewinnen, als entferne sich N.... mit den Seinigen von Neamoni bloß darum, damit er den Russen als seinen Feinden nicht in die Hände falle.

Man erfuhr, daß in einem benachbarten Dorfe

am Meere, welches nur durch ein Vorgebirge von der Bay getrennt war, worin sich die russische Flotte vor Anker befand, eine Barke segelfertig liege. Diese konnte von N....'s Familie gemiethet werden, und so dieselbe unter dem Vorwande der Flucht die Insel verlassen. Einer von des Abts Getreuen ward zugleich an den russischen Befehlshaber mit einem geheimen Schreiben N....'s abgefertigt, um ihm die Schonung des Klosters an's Herz zu legen.

Freudetrunken machte sich am folgenden Morgen die Familie in aller Frühe auf den Weg. Ach! sie wußte nicht, was ihr noch bevorstand. Der Abt hatte sie freundschaftlich mit Wäsche und Viktualien versehen. Das Meer war unruhig; aber man achtete das Brausen der Wogen nicht: man hatte ja bei dem herrschenden Südwinde um so größere Hoffnung, desto schneller bei den Landsleuten anzulangen. Die Barke ward bestiegen und mit aller Anstrengung die Spitze des Vorgebirges umsegelt. Aber o! grausames Schicksal! die russische Flotte war verschwunden; die ganze Bay war leer von Schiffen. Des Sturmes Wüten hatte indessen beträchtlich zugenommen, und unvermögend, dagegen anzusteuern, sah man sich gezwungen, mit den Strömungen zu treiben, die das Fahrzeug immer mehr vom Inselgestade entfernten. An einen

Ort, wo man hätte sicher anlanden können, war nicht zu denken; so schwebte man mehrere Stunden in beständiger Lebensgefahr. Die Unwissenheit der griechischen Seeleute, und dabei ihre Furchtsamkeit, brachten vollends Alle zur Verzweiflung.

Die tobenden Wellen schleuderten endlich die Barke an die Küste von Kleinasien; aber nun schien auch auf einmal Alles verloren zu seyn. Man stieß auf eine blinde Klippe und ein gefährliches Leck war die Folge. Die Barke blieb zwar ziemlich gerade stehen; allein um sie in dieser vortheilhaften Lage nur noch einige Zeit zu erhalten, mußten Anker und überhaupt Alles von Gewicht schnell über Bord geworfen werden; zuletzt wurden sogar zu gleichem Zweck die Masten gekappt. Umsonst richtete man seine Blicke nach allen Himmelsgegenden hin, um nahe oder ferne mögliche Hülfe zu erspähen; keine Menschenseele zeigte sich am Ufer, und von russischen Schiffen, die man hatte aufsuchen wollen, war weit und breit keine Spur vorhanden.

Inzwischen fing die geborstene Barke bereits an, sich auf die Seite zu legen; das Wasser stieg mit jeder Minute weiter empor, und die Wogen zerschlugen ungestüm die schlecht an einander gehefteten Planken. Was konnte in dieser schrecklichen Lage zu thun seyn? Die Chaluppe war so klein,

daß sie nur die Hälfte der auf dem Fahrzeuge befindlichen Personen in sich aufnehmen konnte; sie mußte also zweimal durch die furchtbar rauschenden Wogen gerudert werden, wenn durch sie Alle gerettet werden sollten. Dennoch schritt man schnell zu Werke; aber kaum hatte man sie mit ungeheurer Anstrengung über Bord gebracht, als man sie von den Wellen zertrümmert sah.

Nun war Alles außer sich, und keiner wußte in der allgemeinen Angst einen Entschluß zu fassen. Die Griechen kreuzigten und segneten sich, zum nahen Tode sich vorbereitend, N....'s Gattinn fiel aus einer Ohnmacht in die andere, die Kinder weinten und schrieen, N.... selbst schien seine eigene Standhaftigkeit zu verlassen. Indessen nahm schon die Dämmerung zu, die Winde stellten sich noch stärker ein als bisher, und die Fluthen wurden aus Hügeln zu Bergen. Bei einbrechender Nacht schien Aller Untergang unvermeidlich zu seyn.

Doch der Trieb zur Lebenserhaltung ist stark bei'm Menschen, und die Angst verleihet gigantische Kräfte. Man fing an, ein Floß zu verfertigen, so gut es in dieser Lage möglich war, und mit unglaublicher Schnelligkeit schritt man in der Arbeit fort. Unterdessen war es aber auch völlig finster geworden, und der Sturm heulte unaufhörlich mit

allen seinen Schrecknissen. Gott! welch' eine Nacht, mitten unter den gewaltigen beweglichen Wogenbergen, die jeden Augenblick, gleich Lawinen, herabzustürzen und Alles in ihren fürchterlichen Abgründen zu begraben droheten, auf einer halb geborstenen, halb zerschmetterten Barke und immer in der augenscheinlichsten Gefahr zu versinken!

Der Himmel mußte das Fahrzeug ganz besonders in seinen Schutz genommen haben, und der Morgen kam heran, ohne daß der Equipage etwas Leides geschehen war. Alle waren inzwischen auf's Aeußerste erschöpft, und kaum schien man noch so viel Kräfte zu haben, die Art von Floß, die man ohne Zimmermann zusammenzusetzen gewußt hatte, in's Meer zu bringen. Es gelang dennoch mit der beginnenden Fluth; Alles sprang darauf, und mit Stangen und Haken versehen, ruderte man so endlich aus Leibeskräften auf die nahe gelegene Küste zu. Sie ward wirklich erreicht, und nun male einer den Freudentaumel, der Alle gleich stark ergriff, als man den Fuß wieder auf einen festen Boden setzen konnte.

Aber das Schicksal wollte, daß auch diesesmal wieder das Vergnügen für unsere Familie von kurzer Dauer seyn sollte; eine harte Prüfung war ihr noch vorbehalten. Als N.... mit seinen Unglücks-

gefährten die zackigten Felsen der hohen verödeten Küste hinangeklommen war, sah er nichts als eine sandige von Bergen eingeschlossene Ebene vor sich. Aber am Ende des Horizont's zeigten sich einige weidende Kameele, die auf die Gegenwart von Menschen schließen ließen. Ach! dem armen Schiffbrüchigen, dem jetzt nur Erinnerungen von der schaurigen Einsamkeit mitten über des Meeres schwarzen Untiefen vorschwebten, war es schon ein süßer Trost, sich wieder seinen Brüdern nahe zu wissen. Er dachte nicht daran, daß sie ihm gefährlicher seyn könnten, als die donnernden Wogen des Sturmes.

Man ist kaum etwas weitergegangen und auf einmal sieht man sich von einem Haufen Türken umringt. Aber warum sollte man nicht unter ihnen unentdeckt bleiben können? O! widriges Verhängniß! Der Zufall mußt' es so fügen, daß einer der Muselmänner in unserm N.... den russischen Agenten erkannte, den er ehemals in Szio zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Nichts von den Empfindungen, die, als dies offenbar wurde, von neuem unsere Reisenden bestürmten; keine Feder vermöchte sie zu schildern. So war denn das, was man unter so vielen Gefahren zu vermeiden gestrebt hatte, dem man auch jetzt zu entfliehen im Begriff gewesen war, dennoch in Erfüllung gegangen.

Ach! es war nur zu gewiß: die ganze Familie befand sich nun ganz unvermuthet in türkischer Gefangenschaft und niemand konnte sie retten. Alle waren vielleicht auf ewig zur härtesten Sklaverei verdammt! Alle vielleicht auf ewig von Vaterland, Freunden und Allem, was ihnen lieb und theuer seyn konnte, getrennt!

Die griechischen Seeleute wurden sogleich freigegeben; aber unsere Russen mußten den Muselmännern folgen. Der Weg führte über lauter steile Gebirge und brennende Sandebenen; dennoch zwangen die Barbaren sie, fast beständig zu Fuße zu gehen, nur die Kinder wurden in die Körbe an den Seiten der Kameele gesetzt. Dabei wurde ihnen immer mit Härte begegnet, wie es Gauers, die mit der Pforte im Krieg begriffen waren, nicht anders erwarten konnten. Welche schreckliche Reise! Man brachte drei entsetzliche Tage darauf zu. Endlich ward eine Skale am Meer erreicht, und hier wurden unsere armen Gefangenen auf ein türkisches Schiff gebracht. Einer der Türken hatt' es über sich genommen, sie nach Smyrna zu bringen, weil man sie da auf dem reichen Basar am vortheilhaftesten zu verkaufen hoffte. Gütiger Gott! Welche Leiden, welche Erfahrungen hatte das Schicksal für sie aufgespart!

Der Wind schwellte frisch die Segel, in jeder Stunde wurden mehrere Seemeilen zurückgelegt, und immer näher kam man seiner schrecklichen Bestimmung. Aber nun war auch die Zeit der Prüfung vorüber: ein rettender Engel schwebte vom Himmel auf die Erde herab, und nahm unsere Unglücklichen in seinen Schutz. Eben lavirte das Fahrzeug um ein Kap herum, als plötzlich hinter demselben eine russische Fregatte hervorkam, und ihren Gruß mit einer derben Kanonensalve abstattete. Nun änderte sich auf einmal das Loos. Die Muselmänner wurden Gefangene, und unsere Christen frei; was man bisher mit so vielen Anstrengungen, aber stets vergeblich erstrebt hatte, war nun zufällig und ohne Mühe auf einmal erreicht: man befand sich miten unter seinen Landsleuten, und einige Stunden der Freude und Fröhlichkeit reichten hin, alle bittern Erinnerungen zu verschmerzen. Unsere Russen blieben bei der russischen Flotte, und wohnten dem großen Siege bei Tschesmeh bei, der den ganzen Archipelagus von den Türken säuberte. Nachher fanden sie Gelegenheit noch einmal in Szio zu landen, wo sie nicht unterließen, den guten Bischof und den braven Abt zu Neamoni heimzusuchen, den sie mit einer treuen Erzählung ihrer vielen nun glücklich bestandenen Abentheuer beschenkten.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Die Ebene Livadia. — Der Berg Epos. — Szio, der Geburtsort Homer's. — Beweise und Meinungen der Gelehrten. — Beschreibung des Denkmahls aus dem Alterthume, Homer's Schule genannt. — Schöne Gegend und Aussicht. — Merkwürdige Quelle am Fuße des homerischen Felsens. — Vorurtheile und übertriebene Meinung der Griechen und Türken von diesem Wasser. — Reminiszenzen bei'm Abschiede von diesen Gefilden. —

Da wir uns einmal so weit von der Stadt entfernt hatten, beschlossen wir, die Gelegenheit zu benutzen, um von Neamoni aus noch andere merkwürdige Gegenden des Eilands zu besuchen. Wir schlugen den Weg auf der Nordseite, längs der Seeküste hin, ein, und konnten bald die schöne Ebene Livadia erschauen, die nach allen Richtungen den üppigsten Anbau zeigt. Die Sonne sandte eben einen stillen aber brennenden Blick über die Gegend, und feierlich bestralte ihr Feuerstrom das weiter hin emporsteigende Gebirge, welches mit seinen zakkigen Spitzen den Horizont nordöstlich begränzte. Mein Führer machte mich aufmerksam auf den Berg Epos, dessen Höhen herrlich schimmerten im himmlischen Golde; fröhlich flatterten Schwalben mit glänzender silberner Brust, wie weiße Blüthen,

durch die Sonnenstralen, die mit Wärme über die Gipfel hervorschossen, Alles, was sie berührten, mit überirdischem Reiz verklärend.

So befand ich mich denn auf einmal an dem Orte, den, wenigstens der uralten Sage nach, der Dichter Nestor und Fürst, der unsterbliche Homer, einst vor Jahrtausenden bewohnte; mein Auge sah die heilige Stätte, wo er lebte und lehrte. Wer wird die Gefühle malerisch zu bezeichnen wagen, die hier den denkenden Wanderer ergreifen; wer die erhabenen Erinnerungen aufzuzählen vermögen, die bei dieser Gelegenheit aus der dunkeln Ferne einer thatenreichen Vergangenheit das Gemüth unablässig umschweben, und unwillkührlich die Phantasie mit fortreißen? —

Die Szioten haben seit jeher behauptet, ihr Eiland sey der Geburtsort, das Vaterland des göttlichen Barden, dessen uralte, in allen Zeiten unerreichbare Gesänge von allen Nationen, bis zu denen sie gedrungen, so allgemein bewundert worden sind. In der That haben sie auch wohl die größten und gegründetsten Ansprüche auf die Ehre, ihn unter ihre Landsleute zu rechnen. Es gab in Szio eine Familie, die Homeriden genannt, und gleich als ob Dichtergenie in derselben erblich wäre, erwarb sich einer aus ihrer Mitte, Parthenius, kei-

nen geringen poetischen Ruhm. Auf einer sziotischen Denkmünze befinden sich die merkwürdigen Worte: ΠΑΝΤΑ. ΕΙΠΩΝ. ΚΑΙ. ΠΑΝΤΑ. ΝΟΗΣΑΣ. ΧΙΟΣ. ΟΜΗΡΟΣ. (Alles umfaßte der Sziote Homer; er wußte von Allem). Leo Allazius führt eine Menge Schriftsteller zum Beweis an, daß Homer auf Szio geboren sey, und schließt aus ihren Zeugnissen, die Sache sey erwiesen. Aber haben wir nicht sein eignes Zeugniß im Hymnus an Apollo für diese Behauptung: Τυφλος ανης οικει δε Χιω ενι παιπαλοεσσει. (Der blinde Mann, der an Szio's Felsengestade wohnt). Hat er nämlich in Szio gewohnt, so ist er wahrscheinlich auch da geboren worden. Daß aber Homer der Verfasser des oben erwähnten Gedicht's sey, ist wenigstens die Meinung vieler großen Kritiker, wenn gleich Hippostrat und andere annehmen, es sey Kynethios von Szio gewesen, der zuerst die homerischen Gedichte zu Syrakus in der 69sten Olympiade redigirte.

Von Homer selbst findet sich weder in der Ilias noch in der Odyssee irgend eine Auskunft über seinen Geburtsort. Wood ist sehr für Szio; Bryant hält ihn dagegen für einen Ithakenser, und meint, er sey sein eigener Ulysses. Aber wenn sich bekanntlich schon im hohen Alterthum

sieben Städte um die Ehre stritten, dies Dichtergenie hervorgebracht zu haben, und es bereits damals ungewiß und unentschieden bleiben mußte — wie will man, daß die Sache jetzt noch zur Klarheit gebracht werde? Allein für Szio lassen sich doch Gründe anführen, die man vergeblich für andere Städte aufsuchen dürfte.

Sobald wir die livadische Ebene betraten, erschien der Ort, der Homer's Namen trägt, in schimmernder heiliger Ferne; aber je näher wir kamen, desto einleuchtender ward es, wie ächt poetisch die Gegend, wie sehr passend zu dichterischen Ergüssen einer lebendigen Phantasie sie ist. Ja, in der That! wenn der Kamönen Liebling, der berühmte Mäonide, auch hier nicht gelebt haben sollte, so hätt' er doch da leben können. Am Fuße eines mannigfach bewachsenen Gebirges taucht sich da der Blick in das unendliche immer rege Meer, und während das vielfache Grün der Blätter morgenländischer Gewächse, bei'm Säuseln der Winde, mit jedem Moment zart nüanzirte Wellen schlägt, erglänzen die den weiten Gesichtskreis umfassenden Fluthen, bei den Feuerstralen der Tageskönigin, im blendenden Golde. Malerisch sind die nahen und entferntern Gestade, so weit das Auge reicht, malerisch die sonderbar gestalteten Buchten, malerisch

die bald spitzen bald abgerundeten Vorgebirge, die mehr oder weniger in die mit unaufhörlicher Ebbe und Fluth sich bewegenden Gewässer hervorragen. Hier brechen sich die Wogen schäumend an einem Uferfelsen, dort umbrausen sie brüllend eine Klippe; hier bildet sich ein natürlicher Wasserfall, dort ein krauser Wirbel. Vor uns ausgebreitet lagen ringsum segenreiche Fluren voll pittoresker Abwechslungen, und die weiter hin emporstehenden Hügelhöhen krönten Wäldchen und Gebüsche. Man denke sich dies Alles nun in ein Ganzes verflochten, und dabei den Zauber, den die verschiedenen Tageszeiten dieser romantischen Landschaft verleihen müssen, und — man wird mir Recht geben. Nirgends dürfte der wandernde Homer sein Schattenreich besser zu dichten im Stande gewesen seyn, als in diesen Feengefilden:

Wo kein Schnee, kein Winterorkan, kein Regensturm tobt,
Immer wehen Gesäusel des leis'hinathmenden Westes
Sanft vom Ozean her, die Bewohner mild zu erquicken.

Doch wir müssen eilen, den Ort selbst zu beschreiben, wo unser Dichter, nach der alten Griechen Weise, seine Schule gehabt, und vor dem

versammelten Haufen lernbegieriger Schüler der Weisheit Goldkörner öffentlich, wie es weiland Sitte war, ausgestreuet haben soll. Von mehrern Reisenden ist dies merkwürdige Plätzchen bereits geschildert worden: denn die Mode will es nun einmal, daß jeder auf der Insel anlangende europäische Fremde es in Augenschein nimmt, wenn er die Zeit dazu nur erübrigen kann. Aber mich kümmert's hier wenig, ob und was Andere vor mir redeten; ich habe gleichfalls gesehen und darf darum ja wohl auch sprechen. Ob meine Ansicht von derjenigen Anderer abweiche, überlasse ich den Lesern zur Entscheidung.

Um Alles in der Welt willen lasse sich niemand durch den hochklingenden Titel: „Homer's Schule" verführen, mit vielen hochgespannten Erwartungen hierher zu kommen. Wohl mancher wähnte da ein großes und erhabenes Denkmahl des entferntesten Alterthums bewundernd anzustaunen, und kehrte getäuscht voll Verdruß nach Hause zurück. Mancher Andere dachte vielleicht, an den Ruinen und Säulen eines Gebäudes die Baukunst des ältesten Hellas studiren zu können, und fand nichts von allen diesem hier. Haben wir doch noch Pyramiden, Obelisken, Katakomben und Thebens Trümmer aus der Pharaonen Zeiten, so schlossen viele —

warum also sollte man hier nicht auch Ueberbleibsel aus der homerischen Periode treffen können?

Man hat meine Neugierde schon in der Ferne gereizt, und erinnert mich jetzt zu wiederholtenmalen, daß wir uns nun dem Orte nähern, Homer's Schule genannt. Auf einmal soll ich wirklich vor ihr stehen, und ich schaue mich nach allen Seiten um, etwas zu erspähen, was einer Schule ähnlich gewesen seyn könnte. Vergebens; ich sehe nichts. Mein Führer lächelt, und ich glaube endlich, man will mich zum Besten haben. Daß ich mich doch, ungeachtet so mancher bittern Erfahrungen in dieser Hinsicht, noch immer nicht daran gewöhnen konnte, auf Reisen mit der geringsten Erwartung zur Beschauung hoch gepriesener Gegenstände zu schreiten! Daß ich doch den praleriscchen Griechen noch immer zu sehr trauete, wenn sie sich mit Lobeserhebungen über etwas ergießen, was dem gesunkenen Ruhme ihrer Nation Ehre bringen soll!

Doch die Leser sollen in den Stand gesetzt werden, selbst zu urtheilen, was an der Sache ist. Treu will ich schildern, was ich sah; aber auch nichts mehr als dies. Hart am Fuße eines hoch emporstrebenden Berges bemerkt man einen isolirten ziemlich flachen Kalkfelsen, auf dem sich das Sehenswürdigste der ganzen Gegend befinden soll.

Er steigt kühn vom Boden auf, und ist auf jeden Fall als eine Fortsetzung der nahen Gebirgsmasse zu betrachten; die Kalkschichten erstreckt sich unter ihm tief in die Erde hinein, und auch der Grund, worauf man steht, ist kalkartig. So zeigt sich auch das ganze Erdreich, bis zum nahen Meeresufer hin, von der nämlichen Beschaffenheit.

Der Felsen ist von einer Menge Klippen umgeben, die der ganzen Ansicht einen romantischen Anstrich verleihen. Die grotesken Formen dieser seltsamen Massen fallen sehr in's Auge. Ein verwegenes Spiel, ein regelloser Wurf der Natur scheint's zu seyn. Welche Gewalt, welche unbekannte Kräfte, möchte man fragen, gaben den harten Felsenklumpen diese Gestalten, diese Richtungen? Doch es dürften eben keine große mineralogische oder geognostische Kenntnisse erforderlich seyn, um zu erkennen, daß hier unterirdische Feuer wirkten. Dicht sind diese Klippen mit vulkanischer Masse bedeckt, und der ganze Boden, bis zum Seegestade hin, zeigt offenbare Spuren gewaltiger Naturrevolutionen und furchtbarer Explosionen. Merkwürdig kam mir besonders eine dieser Klippen vor, ohne Zweifel ein Bruchstück einer größern. Mit Kühnheit streckte sie ihre Spitzen zum Himmel empor, von verwitterter Lava wie von einem

Firniß

Firniß übergossen. Jeden Moment schien sie den Umsturz zu drohen, und stand doch vielleicht schon seit Jahrhunderten so. Auch andere Stücke erblickte ich, wunderbar geformt, wovon eins das andere noch an Höhe übertraf.

Mitten unter diesen vulkanischen Felsenklippen von mannigfaltigen Figuren steht nun unser großer Kalkfelsen ganz einzeln und wie verwais't da; darum zieht er allerdings des Wanderers Blick auf sich. Die Spur der Arbeit von Menschenhänden ist nicht zu verkennen; Hammer und Meissel müssen Hülfe geleistet haben. Man hat die ganze, dem Himmel zugekehrte, Fläche mit Fleiß und Genauigkeit geebnet, und auf derselben eine Art Platteform, die die Gestalt eines runden Bassins hat, ausgehauen. Der Durchmesser dieses auf dem platt gehauenen Gipfel des Felsens angebrachten Rondels mag wohl zwanzig Fuß betragen.

Der erhabene Rand, der rund um das Bassin herumgeht und seine Seitenflächen bildet, gleicht einer das ganze Rondel in sich einschließenden kreisförmigen Bank. Die Oberfläche ist so breit, daß eine ganze Gesellschaft neben einander rund herum sich niederlassen kann. Diese runde Einfassung hat indessen ziemlich gelitten; man sieht nur aus den Ueberresten, was es gewesen ist. Noch einige Zeit,

und der Reisende wird es kaum mehr zu errathen im Stande seyn, daß dieser Bassinsrand voll großer Lücken jemals zu Sitzen gedient habe.

Im Mittelpunkt dieses runden Bezirks erhebt sich ein Stück des Kalkfelsens, auf welchem die ganze Anlage sich befindet. Es ist in Gestalt eines regelmäßigen Vierecks ausgehauen, und dürfte wohl zwei Fuß hoch und etwas weniger breit seyn. Man kann es mit einem viereckigen Sitze oder mit einem Tische oder Katheder, oder mit was man sonst will vergleichen. Dieser quadratische, mitten in dem oben beschriebenen Rondel in die Höhe steigende, oben und auf den vier Seitenflächen geebnete, Felsblock ruht auf vier ziemlich roh und plump gearbeiteten Thierfiguren, die manche Reisende für Löwen gehalten haben, welche aber augenscheinlich Sphinxe sind. Sie sind unten an den vier Ecken des Vierecks eingehauen, aber gegenwärtig durch die Zeit dergestalt entstellt, daß die Bilder fast ganz verloschen und unkenntlich geworden sind. Immerhin mag alles dies eine Arbeit des entfernten Alterthums seyn; ob es aber bis zu Homer's Zeitalter hinreiche, wie die Griechen behaupten, läßt sich jetzt weder mehr bejahen noch verneinen.

Der steinerne Tisch in der Mitte soll nun für den Lehrer bestimmt gewesen seyn; die aus dem Fel-

sen gehauenen Bänke, wovon die Peripherie des Rondels umzäunet ist, hingegen den Schülern zu Sitzen gedient haben. Hier, erzählen pralend die Griechen, versammelte der große Homer die Auserwählten seiner Lehrlinge, hier trug er die goldenen Sprüche seiner Weisheit vor, hier zeigte er sich als Volkslehrer, vom Himmel gesandt, den Geist der Menschen aufzuhellen und göttliche Funken in ihnen zu entzünden.

Dies ist Alles, was ich über einen Ort sagen kann, der bei den Nachkommen der Hellenen noch gewissermaßen im Rufe einer besondern Heiligkeit steht. Zum Beweise seiner Behauptungen aber weiß man nichts anzuführen, als eine alte, von Mund zu Mund fortgepflanzte, von den Vätern ererbte Sage. Daß der Platz, mit Allem, was man auf demselben sieht, ein Ueberbleibsel aus den Zeiten des klassischen Alterthums sey, giebt jeder zu; allein über seine eigentliche ehemalige Bestimmung weichen die Meinungen mancher Gelehrten von denen der Griechen sehr ab.

Chandler, der berühmte Reisebeschreiber, der auch so vieles Licht über so manche Ruinen des heutigen Griechenlandes verbreitet hat, glaubt, es habe hier ehemals ein Tempel der Zybele gestanden, deren sitzende Bildsäule zu Grunde gegangen,

und wovon nichts als die Trümmer ihres Sitzes übrig geblieben seyen. Andere halten den Ort für den alten Sitz der erythräischen Sybille, und nehmen an, daß sie hier ihre Orakelsprüche gegeben habe. Sie war bekanntlich mit der zu Kumä in Italien eine und dieselbe. Tarquin legte ihre göttlichen Aussprüche im Kapitol nieder, und während der bürgerlichen Unruhen unter Marius und Sylla verbrannten sie durch Zufall. August sandte nachher drei Gesandten nach Erythrä, um eine ächte Abschrift zu erhalten; sie konnten inzwischen blos die dunkeln Orakelsprüche sammeln, die sich durch mündliche Ueberlieferung bei den Einwohnern erhalten hatten.

Der Ort liegt wohl vier gute Stunden nördlich von der Stadt entfernt; zu Pferde könnte man jedoch wohl in zwei Stunden dahin gelangen. Die Wege sind indessen, besonders bei nasser Witterung, schlecht, und an manchen Stellen, wo man die Gebirgspässe passirt, sehr mühsam. Da man jedoch in Szio, so wie im ganzen Archipelagus, die Gewohnheit hat, auf gut türkisch Alles durch Lastthiere tragen und nichts fahren zu lassen, so fühlt man eben kein großes Bedürfniß, Sorge für Verbesserung des Straßenbaues zu tragen. Mit Wagen würden die Wege häufig durchaus nicht befahrbar

seyn, und ich wollte alsdann lieber auf schlechten Dorfstraßen Deutschland's reisen, als auf den gangbarsten Hauptstraßen der beglückten Insel Szio. Was indessen im Orient den Wegen besonders zu statten kommt, ist die stärkere Gluth des Himmels, die brennendere Sonnenhitze. Ist der Regen nicht sehr anhaltend, so ist alles in kurzer Zeit wieder abgetrocknet.

Die Reisenden, welche diese von den Einwohnern so sehr verehrte Gegend besuchen, pflegen, zur Rückerinnerung an sie, verschiedene Bruchstücke von den verstümmelten Bänken und Tischen, so wie von andern Theilen des Bassins und des Felsens, auf welchem es eingehauen ist, zu sich zu stecken. Dadurch muß mit der Zeit vollends Alles verschwinden, was von diesen immer merkwürdigen Trümmern des höhern Alterthums noch übrig ist, und bald wird nichts mehr als ein flaches Felsenstück hier zu schauen seyn. So geht es auf gleiche Weise vielen andern Resten der Vorwelt, besonders im Archipelagus. Es ist unglaublich, wie viel davon, insonderheit in den neuern Zeiten, durch reiselustige Engländer weggeschleppt worden ist. Das, was ein ehrwürdiges Ganzes bildete, kommt zerstükkelt in eine Menge Hände, und nützt, dergestalt vertheilt, niemand etwas. In der Türkei möcht

ein solches Verfahren indessen noch am ersten zu entschuldigen seyn. Theils der Fanatismus, theils die Unwissenheit und Barbarei der Muselmänner zerstören da ohne alle Rücksicht die Ruinen *einer* bessern Vorzeit, und, um Steine zu einer Moschee oder zu einem Grabmahle zu haben, trägt man kein Bedenken, das schönste Werk der alten Griechenwelt zu zerstören. Was die Fremden, aus Liebhaberei für die Reliquien des klassischen Alterthums, nicht mit sich nehmen, geht also ohnedies verloren, und die Neugriechen ahmen darin die Zerstörungssucht ihrer Ueberwinder nach, daß sie wenig Neigung blicken lassen, etwas für die Erhaltung der Werke ihrer edlen Vorfahren zu thun. Anders verhält es sich indessen auch in diesem Stücke mit Szio als mit andern Provinzen des sultanischen Reichs. Hier kann kein Osmanli die zerstörende Hand an etwas legen, hier könnten die Griechen Alles, was sie von den Vorfahren ererbten, treu und unversehrt auf die Nachwelt kommen lassen.

Unten aus dem Felsen, auf welchem sich die sogenannte homerische Schule befindet, und bei dessen Beschreibung wir so lange verweilt haben, entquillt dem Boden ein Wasser, das ebenfalls die Aufmerksamkeit des Wanderers verdient. Es ist so rein, so klar, und dabei so köstlich, so kühlend, selbst in

den wärmsten Monaten der Sommerzeit, daß man es den Szioten nicht verdenken kann, wenn sie hier so gern verweilen. Eine herrliche Gruppe schöner hoher Bäume mit ihrem wohlthätigen Schatten ladet zum Genuß der Ruhe ein, und gewöhnlich halten darum auch die Reisenden, welche ihre Wallfahrt nach Homers Lehrbühne vollbracht haben, hier einige Rasttunden. Die Aussicht ist entzückend, und so vieles erinnert uns da, daß wir uns auf dem freien Szio befinden.

Einen Haufen Griechen fanden wir im heitersten Humor, wie ihn der schöne Tag den Gemüthern entlocken mußte, auf weichem Grase gebettet, und im traulichen Gesellschaftskreise mit schmauchenden Muselmännern, auf die hier etwas von der griechischen Lustigkeit übergeströmt zu seyn schien. Auch für die Türken der Insel ist dies ein Lieblingsplätzchen; hier leeren sie so gern den Kelch der reinen Freuden, die die Natur gewährt, das Leben mit allen seinen Sorgen und irdischem Wirrwarr vergessend. Ganze halbe Tage sieht man sie an diesem Orte, bei heiterm und brennenden Himmel im stillen Hinbrüten begriffen, und im Genuß der unthätigen Ruhe sitzend, die so viele Reize für sie hat. Selten unterbricht einer das tiefe Schweigen, wenn Türken allein hier eine gesellschaftliche Gruppe

bilden; es ist, als versammelten sich Pythagoräer neben dem Platze, wo der so wortreiche beredte Homer einst sein Lehramt verrichtet haben soll, um zu zeigen, daß Alles auf der Welt seinen kontrastirenden Antipoden findet.

Eine auffallende Szene war es, einen Kaluger neben einem muhamedanischen Geistlichen zu erblicken, und in ihrem Gefolge eine Anzahl Jünglinge türkischer und griechischer Abkunft, bunt durch einander. Alle begrüßten sich als Vettern, alle waren Blutsfreunde, alle gehörten zu Einer Familie. Das ist auch wieder eine Eigenheit dieses Eilands, daß sich auf demselben beide Nationen mit einander vermischen, die sonst so sehr von einander abweichen: denn in Szio sind Heirathen unter Türken und Griechen gar nichts Seltenes. So giebt's Muselmänner in der Stadt, die mit einer Menge christlicher Häuser in derselben nahe verwandt sind.

Es geschieht aber nicht allein des Vergnügens halber, daß sich Griechen und Türken bei dieser Quelle in Menge versammeln, sondern sie wird auch der Gesundheit wegen häufig besucht. Der Aberglaube schreibt seit langer Zeit diesem Wasser wunderthätige Heilkräfte zu, und die Szioten sind beflissen, demselben so viel als möglich Anhänger zu verschaf-

verschaffen. Sie erzählen so viele seltsame Geschichten von seinen Wirkungen, daß man denken sollte, ein wohlthätiger Zauberer oder eine beglückende Fee habe wundersam eine Fülle von Segnungen darüber ausgespendet. Und nicht nur auf Szio steht diese Quelle, ihrer Heilsamkeit wegen, in so großem Ansehn; der Ruf von ihr ist mehr oder weniger im ganzen Archipelagus verbreitet, und reicht selbst bis nach Konstantinopel.

Gesundbrunnen und Bäder, wo man sich, wie bei uns, in der schönen Jahrszeit, des Vergnügens und der Gesundheit halber versammelt, sind im Orient nicht gewöhnlich. Der Morgenländer ist überhaupt wenig gesellschaftlich; er hält es mehr mit den häuslichen Freuden. Solche Anstalten würden also nicht einmal ganz seinen Sitten entsprechen. Er genießt die Vergnügungen, die ein Bad gewähren kann, Jahr aus Jahr ein, an dem Orte wo er lebt — wozu sollt' er also noch Reisen machen, um von seiner Heimath entfernte Gegenden in gleicher Absicht zu besuchen? Dürft' er etwa erwarten, glänzendere Kaffeehäuser da zu finden als zu Hause, und die Frauenzimmer, könnten sie etwa hoffen, mehr Gelegenheit zu haben, einander ihren Schmuck, ihre Kostbarkeiten zu zeigen?

In einem Lande, wo die Gegenden so menschenleer, die Felder so wenig bebauet, die Straßen so unsicher sind, macht man keine Reisen des Vergnügens wegen. Man entfernt sich ungern von dem Orte, den man bewohnt, und verläßt ihn nicht, es müßten denn Geschäfte oder Befehle der Obern es gebieten. Von den Annehmlichkeiten eines Aufenthalts auf dem Lande, in einer beträchtlichen Entfernung von der Stadt, hat man darum gar keine Idee; man begnügt sich, seine Sommerwohnungen und Landhäuser in der Nähe der Städte anzulegen, und zwar so, daß sie gewissermaßen noch zu denselben gehören und ein Ganzes mit ihnen ausmachen. Hier bringt man denn die warmen Monate zu, und kann selbst, so oft man will, zu gleicher Zeit an den städtischen Lustbarkeiten Theil nehmen. Aber tiefer im Lande wagen es die Reichen nicht, Landgüter anzulegen, die zum Vergnügen dienen, und selbst die volkreichsten Städte haben in einer Entfernung von einigen Meilen nur öde Gegenden zu ihren Umgebungen. Eben so wenig aber muß man erwarten, auf dem platten Lande Anlagen von Gesundbrunnen zu finden, wo sich Badegäste versammeln könnten. Beständige Furcht vor Raub und Plünderung müßte Alle da stets erfüllen, und niemand würde bei einem

etwas isolirten Aufenthalte dieser Art seines Lebens sicher seyn.

Sonst ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß man im weiten Umfange des türkischen Gebiets gewiß mineralische Quellen finden würde, wenn man sie aufzusuchen verstände; aber bis jetzt ist keine bekannt, deren Wasser man sich, auf eine etwas allgemeine Weise, zur Gesundheit bediente. Weder Türken noch Griechen wissen etwas von Chemie; man würde also nicht einmal im Stande seyn, ein Wasser in seine Bestandtheile zu zerlegen, und zu erforschen, ob wirklich heilsame Kräfte in ihm verborgen wären. Dagegen folgt man blindlings den Ruf, wenn der Aberglaube einmal eine Quelle zu preisen befohlen hat, und ist von ihrer Trefflichkeit überzeugt, wenn Vorurtheile sie einmal in Gang gebracht haben. So verhält es sich auch mit dem Wässerchen, wovon oben die Rede gewesen ist, in welchem kein Naturforscher nur das mindeste Vorzügliche aufzufinden im Stande seyn wird. Von Eisen oder Schwefel ist keine Spur in ihm zu entdecken.

Es ist wahr, das Wasser hier hat einen sehr reinen Geschmack, und es muß im Sommer bei seiner Kühle eine wahre Erquickung seyn; aber das ist auch Alles, was sich zu seinem

Lobe sagen läßt. Es stärkt weder besonders die Nerven noch den Magen; es ist weder, wie man so dreist behauptet, ein sicheres Mittel gegen den Aussatz noch gegen Pest und ansteckende Seuchen; es erleichtert weder die Geburten der Schwangern noch kann es den Ehemännern besondere Kräfte verleihen; es dürfte weder vorzüglich urintreibend noch abführend seyn; es ist eben so wenig eine Art Lebenstinktur als ein Arkanum zur Lebensverlängerung; es hilft dem Schwindsüchtigen nicht mehr als dem Wassersüchtigen; es führt weder reizende noch nährende oder stärkende Bestandtheile mit sich.

Aber das Vorurtheil hat ihm eine segnende Kraft beigelegt, die Unwissenheit seine Wirkungen geheiligt, und Jung' und Alt sieht man zur Quelle Bethesda eilen, das wohlthätige Wasser, das hier üppig dem Boden entrinnt, in solcher Fülle zu genießen als man kann. Der Glaube wirkt stark, ist oft eine der kräftigsten Arzeneien, und die Einbildung, welchen Einfluß hat sie nicht auf das Organische des Menschen; darum mag es immerhin seyn, daß von den vielen kränklichen Personen, die zu diesem Ort ihre Zuflucht nehmen, manche wieder gesund werden.

Das Wasser ist überhaupt und allenthalben auf der Insel sehr köstlich, und jedem ist anzurathen,

besonders in der heißen Jahreszeit, recht viel davon zu trinken. Auch kann man es hier fast an allen Orten im Ueberfluß haben: denn wo die Natur es nicht dem Erdboden entquillen oder entströmen läßt, da hat die Kunst schon für seine Herbeischaffung gesorgt. Nicht nur in der Stadt und in den Gärten, sondern auch auf dem Lande in den Dörfern, weiß man den Wasservorrath geschickt und vortrefflich zu vertheilen, und zum Gebrauch der Einwohner von einem Orte zum andern zu leiten. Dies gehört zu den Hauptbequemlichkeiten und Annehmlichkeiten von Szio. Hat man von dem Wasser in manchen andern Gegenden des Eilands genossen, und will ganz vorurtheilsfrei und unpartheiisch urtheilen, so kann man gar nicht einmal sagen, daß das von der Quelle bei der homerischen Schule vortrefflicher sey, als das an manchen andern Orten.

Um so auffallender ist es darum zu sehen, wie ganze Fahrzeuge sorgfältig damit geladen werden, wie es nach weiten Gegenden hin verführt wird. Selbst zum Gebrauch des Großherrn und des Serails werden beträchtliche Quantitäten davon nach Konstantinopel versandt. Man erwarte übrigens nicht, an einem Orte wie dieser, der doch immer häufig von Einheimischen und Fremden besucht wird, irgend eine Art von Anlage zur Gemächlich-

keit oder zum Vergnügen der Reisenden, Wallfahrer oder Wassersammler anzutreffen. Nicht einmal ein Dach ist vorhanden, wo man vor Regen, Wind und Wetter gesichert seyn könnte. Unter der despotischen Oberherrschaft der Türken findet der Spekulationsgeist weder Nahrung noch Antrieb, und des Klima's Schönheit macht, daß man gar mancherlei überhoben zu seyn kein Bedenken trägt, was unter nordischem Himmel als nothwendiges Erforderniß gelten würde.

Aber man kann diese schöne Gegend nicht verlassen, ohne von lebendigen Erinnerungen entflammt zu werden: denn welch' einen Genuß gewährt nicht der Phantasie der Gedanke: mein Fuß hat den Boden betreten, auf dem vor Jahrtausenden der gepriesenste der Dichter einherschritt. Wie schön ist es nicht, da ausrufen zu können:

Nun seh' ich Euch, ihr wonnevollen Fluren,
Worin Homer einst göttlich sang;
Da schwör' ich es, wie manche Dichter schwuren,
Bei seiner Zauberharfe Klang,
Mit Lieb' und Ehrfurcht will ich bei Euch weilen,
Will opfern auf des Sängers Sitz,
Ich will mit ihm den stillen Schatten theilen,
Den ihm sein ew'ger Lorbeer gab.
Da, wo ihm an elysischen Gestaden,

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Murhard, Friedrich Wilhelm August

Gemälde des griechischen Archipelagus

Bd.: 2

Berlin (1808)

H.gr. 814-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10446933-3